

AMERIKA

STUDIO 14-10-4 1971 - 1972-1973

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Gift

Mr. John Huberman.

Alma

832

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library



AMERIKA

UNTERGANG
AM
ÜBERFLUSS

VON A. E. JOHANN



IM VERLAG ULLSTEIN · BERLIN

Einband: Georg Salter
Copyright 1932 by Ullstein A. G., Berlin
Printed in Germany

Meinem Lehrer

Alfred Vierkandt, o. oe. Professor der Soziologie
an der Universität Berlin, in dankbarer Verehrung
gewidmet



INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkungen	9
----------------------	---

K A N A D A

1. Weizen	15
Das Ende der Weizenpool-Idee	15
Die Weizenfarmer	21
2. Auswanderer — Einwanderer	27
Eine kleine Nachtmusik	36
Pioniere	41
Begegnung	48
3. Genosse Wachter	55
4. Notstands-Arbeiter.....	62
5. Was wird aus Kanada?	67

U S A

1. Ölkrieg in Texas	83
2. Baumwolle	91
Ein verwirrter Markt.....	91
Hunger in den Baumwollfeldern	97
3. Motorisierter Weizen	106
4. Die Neger	116
Ruinen von Onkel Toms Hütte	118
„Reserviert für Weiße“.....	125
5. Prohibition	141
6. Schulden und Abrüstung.....	152

7. Die Arbeitslosen	162
Arbeitslose berichten	163
Verzweiflung in den Braunkohlengebieten	173
Ein paar Ziffern rund um die Arbeitslosigkeit	178
Café Hoover	193
Wie sie sich durchschlagen	198
8. Kommunismus in Amerika	206
9. Die kranken Gewerkschaften	213
10. Unternehmer	225

AUSBLICK INS THEORETISCHE

1. Wo liegen die Gründe der Krise?	233
2. Was nun?	252



VORBEREITUNGEN

In diesem Buch steht nichts über jenes Amerika, das bei uns als sensationell gilt. Wer über die amerikanische Prohibition, über Mädchenhändler, über Verbrecher, die mit Maschinengewehren schießen, über Bootlegger, Kindes-Entführer, Filmschauspielerinnen und Cowboys etwas erfahren will, suche sich lieber andere Quellen.

Daß die Banden der Schnapsschmuggler sich wilde Schlachten liefern, daß Al Capone endgültig im Gefängnis sitzt, daß manche Gewerbe sich von fest angestellten Rowdies besser geschützt fühlen als von der Polizei, daß Riesenstädte wie Chicago restlos bankrott sind, weil eine Horde von sogenannten „Politikern“ sich auf Kosten der Stadt nach wie vor die Taschen füllt, daß in Hollywood Filmschauspielerinnen und Filmschauspieler in silbernen Badewannen baden, daß der Bürgermeister von New York überraschend jung aussieht, gern in Nachtlokale geht und Walker heißt, hinwiederum der Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. Hoover, sich angelegentlichst damit beschäftigt, für übermorgen früh den Wiederanbruch besserer Zeiten zu prophezeien (was immer so unangenehm an die berühmte Geschichte von jenem Heidelberger Studenten erinnert, der sich in seinem Zimmer über dem Bett ein Schild aufgehängt hatte, worauf die ermunternden Worte prangten: „Morgen wird gearbeitet!“), daß die Wolkenkratzer eben Wolkenkratzer sind, der schlechte Prohibitions-Whisky gesundheitsgefährlich, Lindbergh der Nationalheld der Amerikaner ist und die amerikanischen Mädchen, wenn auch vielleicht nicht die schönsten, so doch bestimmt die schönst angemalten aller Mädchen der Welt sind, daß die amerikanischen Dollar-Millionäre ihre Laufbahn traditionsgemäß damit beginnen, Zeitungen zu verkaufen, und daß schließlich und endlich die Amerikaner

heute statt „allright“ sich daran gewöhnt haben, „o-ke“ zu sagen — all dies hat sich dank der Tüchtigkeit unserer Journalisten ja auch allmählich bei uns herumgesprochen. Auch die Schilderungen von Abenteuern wird man in diesem Buch vergeblich suchen. Abenteuer sind in dieser bewegten Zeit billig wie Brombeeren und im Grunde genommen immer nur Betriebsunfälle; und auf einer Hetzreise im Auto über 20000 km, wie ich sie im Winterhalbjahr 1931-32 rund um den ganzen nordamerikanischen Kontinent unternahm, geht man allen Abenteuern in möglichst großem Bogen aus dem Wege, weil sie ohnehin und ungerufen auf allen Straßen, über die man fahren muß, zum Schrecken des armen Reisenden ihre überraschenden Purzelbäume schlagen.

Es waren zwei engumgrenzte Aufgaben, die mich diesmal nach Amerika hinüberführten: erstens wollte ich feststellen, wie es um die Entwicklung der Arbeitslosigkeit und zweitens um die des Kommunismus in Amerika bestellt ist. Dabei lag mir weniger daran, den Gründen der amerikanischen Arbeitslosigkeit nachzuspüren; eine solche Untersuchung dürfte sich ja keinesfalls auf Amerika beschränken, sondern müßte sich über die ganze Welt erstrecken. Es kam vielmehr darauf an, den Umfang der Arbeitslosigkeit zu schätzen, mir von den Lebensverhältnissen unter den Beschäftigungslosen ein Bild zu machen, vor allem auch die Lage der notleidenden Farmer und nicht nur der Industriearbeiterschaft kennenzulernen, einen Überblick darüber zu gewinnen, ob und wie amerikanische Arbeitslose von der Öffentlichkeit unterstützt werden, und einen Eindruck davon zu erhalten, wie die wirtschaftliche Zukunft der aus dem Arbeitsprozeß zwangsweise ausgeschalteten Menschen sich gestalten wird.

Die Entwicklung des amerikanischen Kommunismus hängt mit der Entwicklung der amerikanischen Arbeitslosigkeit innerlich zusammen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß gerade in Nordamerika, wo der Kapitalismus seine reinste und konsequenteste Ausformung erfahren und beinahe den Charakter einer religiös gefärbten Weltanschauung angenom-

men hat, eine weltweite Krise, die wie die gegenwärtige das kapitalistische Wirtschaftssystem in seinen Grundfesten erschüttert, zu einer tiefreichenden Auflockerung des politischen und wirtschaftlichen Denkens führen muß. Durch Jahrhunderte hindurch war in diesem Lande der unumschränkte Individualismus heiliggesprochen. Eben dieser geheiligte Grundsatz hat nun dazu geführt, daß hier, in der Heimat der ehemals unbegrenzten Möglichkeiten, dem reichsten und gesichertsten Staat der Welt, vorsichtig gerechnet 10 v. H. der Gesamtbevölkerung im Frühjahr 1932 arbeitslos sind. Muß es nicht für die von der Entwicklung Enteigneten naheliegen, sich dem Gegenteil des bankrottgegangenen Individualismus: dem Kommunismus zu verschreiben?

Ich war mir von vornherein darüber klar, daß die zweite Frage wesentlich schwerer zu beantworten sein würde als die erste. Gibt es schon kaum zuverlässige Statistiken über den Umfang der Arbeitslosigkeit, so sind Statistiken über den wachsenden Einfluß einer Idee überhaupt nicht möglich. So kann ich die Ansichten, welche ich auf den Seiten dieses Buches auseinandersetzen will, nur mit mehr oder weniger einleuchtenden Indizien begründen, die naturgemäß, soweit sie die Frage nach der Entwicklung des Kommunismus betreffen, dürftiger ausfallen müssen als die Angaben über die Hintergründe der Arbeitslosigkeit.

Im Verlauf der Reise geriet ich eigentlich gegen meinen Willen noch an einen dritten Komplex von Fragen, die nämlich, welche sich um die Stellung des amerikanischen Negers in der amerikanischen Gesellschaft gruppieren. Obwohl dieser Problemkreis viel weniger gegenwartswichtig ist als die beiden andern, sollen ihm einige Kapitel gewidmet werden, weil gerade das Verhältnis des amerikanischen Weißen zum amerikanischen Schwarzen sehr interessante Aufschlüsse über die amerikanische Geistesverfassung vermittelt.

Da der Stoff nach systematischen Gesichtspunkten geordnet werden soll, wird sich die Schilderung nur sehr lose nach dem wirklichen Verlauf der Reise richten. Die Fahrt, welche im wesentlichen durch den Verlag der „Vossischen

Zeitung“ finanziert wurde, begann in Montreal, der größten Stadt des kanadischen Ostens, führte von hier aus nach Westen über Winnipeg kreuz und quer durch die kanadischen Weizenprovinzen, von dort in den Norden des kanadischen Felsengebirges bis zur pazifischen Küste, südwärts über Vancouver, San Francisco, Los Angeles nach Mexiko hinein, wendete sich hier nach Osten durch die Wüsten Arizonas und New-Mexikos in die Ölgebiete von Texas, schlug einen Bogen zum Golf von Mexiko hinunter, über New-Orleans bis nach Florida hinein in die Gebiete der amerikanischen Baumwolle, erreichte nach manchen Abstechern in die Industriegebiete, die am Wege lagen, durch den Mittelwesten Chicago, Detroit, um schließlich in ihren Ausgangspunkt Montreal wieder einzumünden.

★

. . . und nach allem tut es mir am meisten leid, daß man sich nicht hinsetzen und ein einfaches Reisebuch schreiben kann, welches von der unendlichen Buntheit einer solchen Fahrt rund um den riesigen Kontinent Nord-Amerika erzählt; aber die Zeit ist zu ernst und zu bedrückt, um annehmen zu können, daß das noch interessiert.

K A N A D A



I. WEIZEN

Das Ende der Weizenpool-Idee

Die Welt hungert. Kriege drohen. Flintenhähne sind gespannt und gehen schon los. Kriegsflugzeuge überfliegen die Grenze; niemand weiß, warum. Wilde Schlachten um Parlaments- und Präsidentschaftskandidaten erschüttern die innere Struktur der Völker. Millionäre und Milliardäre erschießen sich auf ihren ungeheuren, aber eingefrorenen oder auch eingebildeten Reichtümern. Die „heiligsten Güter“ eines untergehenden Zeitalters sind in Frage gestellt: das Gold und die Währungen, der Kredit und der Profit. Die heilige Institution des gerechten Preises funktioniert nicht mehr, Angebot und Nachfrage können sich nicht mehr ausgleichen. Der Hunger nach Waren und Gütern ist riesengroß, und das Angebot an Waren und Gütern ist ebenfalls riesengroß. Aber beide finden nicht mehr zueinander. Man lebt auf der ganzen Welt wie manche „Konzern-Gründer“ der deutschen Nachkriegszeit von einer gigantischen Wechselreiterei auf eine bessere Zukunft. Man kapitalisiert die Hoffnung, daß es doch einmal besser werden müsse, und gleicht damit das Defizit in den Staatsetats und in den Bilanzen der Privatunternehmungen aus. Doch in wie wenigen Staaten sind diese Hoffnungen durch Besseres begründet als durch einen kindlich leichtgläubigen Optimismus! Der Widersinn unseres Zeitalters, das in allen Fugen kracht, ist ebenso erschütternd wie empörend, und der Gedanke, daß neben den unverkäuflichen riesenhaften Weizenlägern des fruchtbarsten Weizenlandes der Welt, Kanada, die Arbeitslosen zu Hunderttausenden nicht einmal an trockenem Brot ihren Hunger stillen können, ist so niederdrückend, daß man darüber verzweifeln möchte. Wo sind die seligen Zeiten hin, in denen man einem gütigen Gott für eine gute und reiche Ernte

dankte. Alles hat sich in sein Gegenteil verkehrt. Den Farmern des kanadischen Westens, die imstande sind, eine Welt von Hunger zu stillen, kann nichts Schlimmeres passieren als eine gute Ernte. Gehen sie doch schon jetzt an den geringen Preisen für Weizen zugrunde und verlassen zu Hunderten die Farmen, die ihnen keinen Pfennig mehr einbringen. Hoffnungvolle Ansätze zu Arbeitsgemeinschaften der Farmer werden zerstört, zerbrechen an der katastrophalen Entwertung der unverkäuflichen Weizenmengen.

Am 17. September 1931 sagte die größte auf der Welt bis dahin existierende, nicht kommunistische Bauern-Kooperative, der Canadian-Wheat-Pool (Kanadische Weizen-Verkaufs-Gesellschaft), sich selbst tot.

Die Weizenernte, von welcher die gesamte Wirtschaft des westlichen Kanadas direkt oder indirekt abhängig ist, mußte von den Farmern seit Ende 1929 zu Preisen auf den Markt gebracht werden, welche unter den Produktionskosten lagen. Der Betrag, den der kanadische Farmer im Durchschnitt aus einem acre Weizen (1 acre = 0,4 ha) im Jahre 1930 herauswirtschaften konnte, betrug 5,83 Dollar*. Er betrug aber

im Jahre 1929 = 9,82 Dollar

„ „ 1928 = 16,94 „

„ „ 1927 = 18,60 „

Anders ausgedrückt: ein Farmer, der für eine auf seinem Besitz lastende Hypothek 300 Dollar Zinsen bezahlen muß, hatte, um diesen Zinsbetrag aufzubringen, im Jahre 1927 etwa 233 bushels (1 bushel = 36,3 Liter) Weizen dafür verkaufen müssen, während er im Jahre 1930 nicht weniger als 620 bushels Weizen aufwenden mußte. Im Jahre 1931 noch mehr, und im Jahre 1932 — ist er wahrscheinlich schon bankrott. Noch anders ausgedrückt: setzt man die Preise, die der Farmer für seinen Weizen erhielt, für das Jahr 1926 mit 100 an, so erhielt er im April 1931 nur noch 41,6. Jedoch mußte er selbst für all die Fertigwaren, Kleider, Schuhe, Maschinen, Genuß-

* Die in diesem Kapitel mitgeteilten Zahlen sind den offiziellen Direktorial-Berichten des Canadian Wheat Pool, welche in Winnipeg, Man., herausgegeben werden, entnommen.

mittel usw. gegen 100 im Jahre 1926 immer noch 77,2 im April 1931 aufwenden — hier zeigt sich mit erschreckender Deutlichkeit jene furchtbare Schere, welche alle Produzenten von Rohprodukten in ihren Fängen vernichtet: die Preise für die Rohprodukte sind ungleich rascher und tiefer abgestürzt als die Preise der Fertigwaren.

Genau so wie der einzelne Farmer litten natürlich auch all die Organisationen, welche in Gemeinschaft mit den Farmern am Weizengeschäft beteiligt waren. Vor allem der Canadian Wheat Pool, die Zentralorganisation der drei kanadischen Weizenpools von Alberta, Saskatchewan und Manitoba. Im Canadian Wheat Pool war etwa die Hälfte der kanadischen Weizenfarmer mit etwa der Hälfte des weizentragenden Landes der Prärieprovinzen zusammengeschlossen. Von 1923 bis zum Sommer 1929 war die Geschichte des kanadischen Weizenpools gekennzeichnet durch eine geradezu phantastisch schnelle und erfolgreiche Entwicklung. Mehr als eine Milliarde bushels Weizen wurde umgeschlagen, mehr als 1.740.000.000 Dollar wurden unter den Mitgliedern des Pools verteilt. Die Speicher des Pools können 95.000.000 bushels aufnehmen, seine Verkaufsorganisationen reichten über die ganze Erde.

Als im Herbst 1929 Rußland auf dem Weizenmarkt zum ersten Male wieder als Verkäufer auftrat, erlebte das gewaltige Gebäude des Kanadischen Weizen-Pools seine ersten Erschütterungen. Die Preise begannen zu fallen und fielen weiter unaufhörlich, und jedesmal, wenn man dachte, daß der tiefste Punkt erreicht sein müßte, rutschten sie nach wenigen Tagen immer noch weiter ab, bis sie schließlich im Sommer 1931 den unerhört niedrigen Stand von 50—60 cents für den bushel erreichten, auf dem sie sich mit geringen Schwankungen noch im Frühjahr 1932 befanden.

Der Sinn des Pools hatte darin bestanden, den kanadischen Farmer von den Schwankungen der Marktpreise unabhängig zu machen und ihm über das ganze Jahr verteilte sichere Einkünfte zu gewährleisten. Er lieferte während und nach der Ernte seinen gesamten Weizen an die Pool-Elevatoren, wofür

er zunächst eine große Anzahlung erhielt. Die Pool-Leitung verkaufte dann im Laufe des Jahres zu den jeweils günstigsten Bedingungen ihre Läger aus und der Farmer erhielt, über das ganze Jahr verteilt, Nachzahlungen auf den von ihm abgelieferten Weizen. Im Jahre 1924-25 betrug z. B. die Anzahlung auf den bushel Weizen 1 Dollar (bezahlt im Herbst und Winter 1924 bei Ablieferung), dazu kam als erste Zwischenzahlung 35 cents (bezahlt im März 1925), als weitere Zwischenzahlung 20 cents (bezahlt im Juli 1925) und als Abschlußzahlung schließlich noch 11 cents (bezahlt im September 1925), so daß also die Mitglieder des Weizenpools für den bushel Weizen aus der Ernte 1924 insgesamt 1,66 Dollar erhielten.

1931 war die Not unter den Farmern schon so gestiegen, daß sie nicht mehr in der Lage waren, auf die späteren Ratenzahlungen zu warten. Um ihre dringendsten Verpflichtungen zu erfüllen, mußten sie den gesamten Gegenwert so schnell wie möglich in bar hereinbekommen; sie verließen in Massen die Organisation des Pools, so daß sich an jenem denkwürdigen 17. September 1931 die Pool-Leitung zu der Erklärung verstehen mußte, den Farmern bei der Ablieferung des Weizens an die Pool-Elevatoren sofort den jeweiligen vollen Marktpreis zu vergüten. Nur wer besonderen Wert darauf legte, konnte nach alter Poolweise abgeliefern, erhielt dann als Abschlagszahlung zunächst 35 cents für den bushel, wovon er nicht leben und nicht sterben kann. Nur ganz wenige Farmer haben nach der Ernte 1931 ihren Weizen noch gepoolt.

Der Pool ist seiner eigentlichen Aufgabe längst untreu geworden, denn er verkauft wie jeder beliebige Getreidehändler die ihm von den Farmern eingelieferten Weizenmengen sofort am freien Markt in Winnipeg und Chicago weiter. Er kann es nicht riskieren, nach der Ernte 1931 wieder auf so großen unverkäuflichen Weizenlagern sitzenzubleiben wie in den beiden vergangenen Jahren. Tatsächlich hat also die Farmer-Cooperative, deren Sinn ja darin bestand, den Weizen im Laufe des auf die Ernte folgenden Jahres unter Ausnutzung der jeweiligen Marktlage langsam bestmöglichst

zu verkaufen, ihr Ende gefunden. Die Funktionen des Pools sind seit dem 17. September 1931 im wesentlichen keine anderen mehr als die jedes privaten Weizenhändlers.

Die Stimmung unter den Getreidehändlern und Maklern an der Börse von Winnipeg war die von Siegern. Sie sahen den Pool bereits liquidiert. Doch das war offenbar zu früh gefrohlockt. Der Pool hatte längst jenes Stadium erreicht, in dem er als Schuldner der sieben größten kanadischen Banken stärker geworden war als seine Gläubiger. Da nach dem kanadischen Bankgesetz der kanadische Staat die bei den Banken eingelegten Gelder garantiert, sah sich die Regierung gezwungen, im größten Maßstab helfend einzugreifen.

Schon bei der Generalabrechnung des Pools am 31. August 1930 betrugen seine Gesamtverbindlichkeiten zirka 61.300.000 Dollar, wovon der Löwenanteil auf die Bankschulden mit zirka 52.525.000 Dollar entfiel. Nach dem ursprünglichen Kreditabkommen zwischen dem Pool und den sieben Banken sollte diese Schuld durch in die Pool-Elevatoren eingelagerten Weizen gedeckt sein, dessen Wert mindestens 115 v. H. des Schuldbetrages ausmachen mußte. Die völlige Vernichtung des Weizenpreises machte alle diese Vereinbarungen illusorisch. Bei den gedrittelten Weizenpreisen hätten alle Läger des Pools zusammen kaum ausgereicht, um die Weizenmengen aufzunehmen, welche die Schulden zu 115 v. H. gedeckt haben würden.

Um nicht gezwungen zu sein, riesige Weizenmengen auf den ohnehin geschwächten Markt zu werfen, wurden die provinzialen Regierungen um Hilfe angegangen; diese mußten den Banken gegenüber nochmals ausdrücklich die Garantie für alle Schulden des Pools übernehmen. Im Sommer 1931 wurde ein neues Abkommen geschlossen, in welchem die Provinzial-Pools den Provinzial-Regierungen ihre gesamten Läger und Verladeeinrichtungen verpfändeten und sich verpflichteten, ihre gesamten Schulden aus den Einnahmen des Pool-Elevatoren-Systems in 20 Jahren abzudecken. Die Leiter des Pools traten unter die Kontrolle des Staates und der Banken. Die direkten überseeischen Export-

verbindungen und die mit viel Mühe und Geschick besonders im fernen Osten aufgebauten Verkaufsorganisationen des Pools wurden liquidiert. Seine gesamten Geschäfte laufen durch die gleichen Kanäle, wie die des normalen privaten Getreidehandels. Die Zusammenarbeit der drei Provinzpools in der Central Selling Agency (Zentral-Verkaufs-Agentur) wurde aufgelöst und schließlich als Abschluß der ganzen Entwicklung den Poolmitgliedern freigestellt — wie bereits vorher erwähnt — ihren Weizen an den Pool abzuliefern oder zum freien Marktpreis zu verkaufen.

Als im Herbst 1931 die Preise plötzlich und unerwartet etwas anzogen und über 60 und 65 cents für den bushel hinaufkletterten, war schon die Auflösung der großen Organisation nicht mehr aufzuhalten. Dies überraschende Anziehen des Weizenpreises wird auf Rückkäufe der russischen Regierung zurückgeführt. Die Russen hatten zu sicher mit einer guten Ernte gerechnet und allzuviel vorausverkauft, nun mußten sie, um ihre Leute nicht zu sehr hungern zu lassen, wieder bei steigenden Marktpreisen am Weltmarkt große Mengen zurückkaufen, wodurch ihnen nicht unerhebliche Verluste entstanden sein müssen. Die Farmer haben übrigens von den steigenden Preisen nichts gehabt. Die hatten, als die Besserung des Preises einsetzte, längst all ihren Weizen losgeschlagen. Lediglich der Zwischenhandel an den Börsen in Winnipeg und Chicago profitierte von der zeitweiligen Preisbesserung.

Die glanzvolle Organisation des Canadian Wheat Pool galt Jahre hindurch als ein Musterbeispiel einer fruchtbar arbeitenden Farmergenossenschaft; nun ging sie den Weg alles Irdischen. Ihre Verbindlichkeiten werden unter dem schirmenden Arm der Regierung langsam abgedeckt, ihr weitverzweigter Apparat wird allmählich aufgelöst. Ihre Direktoren mit den Riesengehältern ziehen sich ins Privatleben zurück, und das schöne neue Verwaltungsgebäude an der Hauptstraße Winnipegs wird wohl demnächst an die Odd-Fellow-Loge oder das Finanzamt vermietet werden.

Solange Kooperativen, mögen sie noch so klug und ge-

schickt aufgebaut und verwaltet werden, in einer freien und ungebundenen Wirtschaft operieren, unterliegen sie denselben Gesetzen wie jedes Privatunternehmen. Sie erscheinen sogar gegenüber jedem Privatunternehmen insofern benachteiligt, als sie, die nur als Treuhänder ihrer Mitglieder arbeiten, viel weniger risikofreudig sein dürfen als der Privatunternehmer.

Die Weizenfarmer

Der kanadische Weizenpool liquidiert. Die kanadischen Weizenfarmer gehen bankrott.

Als ich von Osten nach Westen durch die mittlere der drei großen kanadischen Weizenprovinzen, Saskatchewan, fuhr, besuchte ich einen alten Bekannten von mir, einen Farmer ungarischer Abstammung, der in der Nähe des Städtchens Pangman zwischen Weyburn und Assiniboia, etwa 50 englische Meilen südlich von Regina $2\frac{1}{2}$ sections Land besitzt, das sind etwa $6\frac{1}{2}$ Quadratkilometer, nach unseren Begriffen ein ganz respektables Rittergut. Er hat sich aber weiß der Himmel nie als Rittergutsbesitzer gefühlt; und als ich 1927 bei ihm lange in der Ernte arbeitete und schweres Geld verdiente (damals blühten noch die schönen Zeiten der 5- bis 8-Dollar-Tagelöhne), saßen wir alle, der Boß und seine große Familie, kleine und große Kinder, Arbeiter und Maschinenführer um einen nur sehr selten einwandfrei sauberen Tisch herum, und der Herr Rittergutsbesitzer starrte genau so vor Dreschstaub und Pferdeschweiß wie wir andern alle, und die Frau Rittergutsbesitzerin hatte vom frühesten Morgengrauen an zu tun gehabt, um die erforderlichen Riesenmengen von Fleisch, Gemüse, Kuchen, Suppen für das anderthalb Dutzend bärenhungriger Männer herzurichten. Damals hatten wir auf manchen Feldern 25 bis 30 bushels vom acre gedroschen; der Boß konnte sich schon von den Einkünften der ersten abgelieferten Weizenmengen einen Ricsen-Dreschsatz mit allem, was dazu gehört, kaufen;

wir droschen bis in den November hinein bei allen umliegenden kleineren Farmern und verdienten, schon im ersten Schnee, die Dollars en gros. Einen Studebaker, ein Auto groß wie eine mittlere Lokomotive, schaffte der Farmer sich gegen Schluß der Ernte auch noch an. Darin brachte er uns drei Mann, die bis zum letzten Dreschtag durchgehalten hatten, ungeheuer dreckig, wie wir allesamt waren, die 50 Meilen nach der größeren Stadt Regina, wo wir uns in kurzem so betranken, daß wir dem funkelneuen Studebaker den rechten Kotflügel an einem Telegrafmast eindrückten, worauf die Polizei ein auffallendes Interesse für uns bekundete.

Ja, das waren noch selige Zeiten!

Als ich Anfang Oktober 1931 die 50 Meilen von Regina südwärts fuhr, die er uns damals nach Norden gefahren hatte, konnte ich das Land nicht wiedererkennen: an manchen Stellen waren die weiten Felder so glatt geweht, daß man meinte, durch eine Wüste zu fahren; die Straße bestand nur aus den Wagengeleisen, die schnurgerade über die tischflache Sandebene liefen; die Straßengräben waren vollständig zugeweht; jede zweite Farm, an der ich vorüberkam, war von den Bewohnern verlassen; die Fensterscheiben waren eingeschlagen oder zugenagelt; alte Ackergeräte rosteten im Hof. Sand, Leere, eine kaum befahrbare Straße, das war alles, soweit das Auge reichte. — Ich näherte mich Pangman; nun mußte bald Druro's Farm auf dem Kamm einer flachen Bodenwelle zur Linken auftauchen. Da lag sie auch noch mit all ihren Schuppen und hohen Ställen, dem winzigen, einstöckigen Wohnhaus. Mit Hallo sauste ich in elegantem Bogen auf den großen Hof, von demselben halben Dutzend kläffender, magerer Hunde begrüßt wie damals, als ich hier als armer Erntearbeiter eingezogen war.

Nun, das muß ich sagen: wenn ich überall in meinem Leben so herzlich willkommen geheißen worden wäre wie hier auf Druro's Farm, so wäre ich ein glücklicher Mensch. Natürlich mußte ich die Nacht über dort bleiben, und nach dem Abendessen saßen wir noch lange bis in den frühen

Morgen hinein zusammen und erzählten, erzählten: 1928 hatte es noch eine auskömmliche Ernte gegeben, 1929 hatte Hagel die endlosen Weizenflächen kurz vor dem Schnitt glattgewalzt, und seit Anfang 1930 bis zum September des Jahres 1931 war im ganzen Süden Saskatchewan's und in weiten Gebieten Süd-Alberta's kein einziger Tropfen Regen mehr gefallen. Die heftigen, unablässig wehenden Präriewinde trocknen den Boden schnell aus, und selbst dort, wo schon die Saat aufgegangen war — im Winter hatte es hier und da ein wenig geschneit — fingen die Felder an davonzufiegen; die ganze Saat, all der lockere Mutterboden machte sich mit dem Wind hunderte von Meilen weit auf die Wanderschaft. Die wenigen Glücklichen, die auf ihren Feldern ein früher verachtetes, tief liegendes Stückchen saurer Wiesen mit Grundwasserfeuchtigkeit besaßen wie Druro, konnten wenigstens noch etwas Heu für das Vieh schneiden. Wer aber, wie die meisten, das Land, die Gebäude, Maschinen, das Auto noch nicht voll abgezahlt hatte, der ging bankrott, denn die Farmen waren und sind praktisch unverkäuflich; viele, die nach Jahren härtester Pionier-Arbeit nun Schiffbruch erlitten, wollen Farmen nicht einmal mehr geschenkt haben: Das Risiko ist ihnen zu groß geworden, vor allem im ausschließlich Weizen anbauenden Süden der kanadischen Prärieprovinzen.

Wenn wirklich Frost die Saat verschont, Regenfluten sie nicht auswaschen, Dürren sie nicht davonfliegen lassen, Hagel sie nicht zerschlägt, trocknes Wetter die Ernte ermöglicht, Schnee nicht den Drusch verstopft und schließlich der Weizenpreis nicht nur die Anbaukosten deckt, dann kann ein Weizenfarmer im Süden der kanadischen Prärien phantastisch schnell ein steinreicher Mann werden, und manche sind es geworden. Aber es ist und bleibt eine reine Spekulation, deren Erfolgchancen nur 40:60 stehen. Nicht umsonst nennt man in den nördlichen Gegenden mit gemischter Farmwirtschaft die reinen Weizenfarmer „Wheatminer“, ein schwer im Deutschen wiederzugebendes Wort, das man dem Sinne nach am besten vielleicht mit „Weizen-Räuber“ über-

setzen könnte. Denn die Farmer zwingen den jungfräulichen, fruchtbaren Steppenboden, jedes Jahr schwere Weizenernten herzugeben, ohne ihn viel zu bearbeiten oder gar zu düngen. Nach 25 Jahren hat der Boden all die seit Jahrtausenden in ihm aufgespeicherte Kraft verbraucht und trägt nichts mehr, es sei denn, man beginnt rechtzeitig damit, ihm Jahr um Jahr eine Ruhepause zu gewähren oder ihn richtig zu bestellen und zu düngen, wie wir es in Europa gewöhnt sind.

Druro indessen war gar nicht traurig, daß er in den letzten zwei Jahren keinen Halm hatte ernten können, und ich begriff, warum. Weiter im Norden hatten die Farmer Ernten, zum Teil gute Ernten gehabt, aber sie gingen an diesen Ernten schneller zugrunde, als er, der jedes Brot im Laden kaufen mußte. Bei einem Börsenpreis von 50 cents für den bushel wie im August 1931, kann kein Farmer seine Selbstkosten herauswirtschaften, es sei denn, er erzielt ungeheuerliche Rekordernten von 40—45 bushels vom acre (Durchschnittsertrag vom acre in Alberta 1931 betrug 19 bushels). Denn der Farmer bekommt ja nicht etwa diese 50 cents voll ausbezahlt; der Börsenpreis vermindert sich für ihn um die Frachtkosten bis zum Frachtbasis-Ort. Ein Farmer im fruchtbaren Mittel-Alberta erhielt in diesem Sommer nur etwa 22 bis 28 cents für den bushel Weizen. Die Anbaukosten betragen aber selbst auf einer völlig gesunden, unverschuldeten Musterfarm schon 50—75 cents für den bushel.

Ich ließ mir diese Zahlen von einem anderen Bekannten, einem der zwölf von der Regierung ausgezeichneten kanadischen „Meisterfarmer“, fein säuberlich vorkalkulieren, als ich ihn, den guten, klugen Dickhorn, auf seinem schönen Platz bei Wetaskiwin in Mittel-Alberta aufsuchte. Er verriet mir vertraulich, daß er im nächsten Jahr, wenn der Börsenpreis für Weizen sich nicht mindestens verdoppelte, überhaupt die Felder nicht mehr bestellen würde; schon jetzt weiden auf etwa 2 Quadratkilometern seines besten Weizenlandes nur noch Schafe; der Verkauf der Wolle hält ihn notdürftig über Wasser. Aber auch Viehzucht rentiert sich nicht mehr, wenn, wie ich selbst beobachtet habe, in Regina für

das Pfund Lebendgewicht bester, junger Stiere nur 1½ bis 2 cents geboten und gezahlt werden. (Anfang Mai 1932 wurden in Nebraska, U.S.A., für Schafe 10 cents pro Stück bezahlt.)

Die kanadische Regierung tut, was sie kann, um den langsam aber sicher verelendenden Farmern zu helfen. Solche, die keine Ersparnisse mehr haben, von denen sie zehren können, werden durch Staatsaufträge — meist handelt es sich um Verbesserungsarbeiten an den endlosen, z. T. in der Tat sehr verbesserungsbedürftigen Landstraßen — vor dem Schlimmsten bewahrt; andere erhalten Heu und Hafer geliefert, um ihr Vieh nicht verkommen zu lassen, andere werden aus den ausgetrockneten Gebieten weiter nach Norden verpflanzt, wo sie sich auf neuem Land wenigstens eine notdürftige, selbstgenügsame Existenz schaffen können.

Das Schicksal des amerikanischen Weizenfarmers erscheint besonders gefährdet, weil sein ganzer Betrieb nur auf die Produktion einer einzigen Getreidesorte eingerichtet ist. Der Präriefarmer pflanzt nur Weizen, sonst nichts. In vielen Fällen bezieht er seine Milch, sein Fleisch, seine Eier genau so vom Kaufmann wie hier der Städter, und zuweilen hat er auf seinem Lande nicht einmal ein Haus, sondern wohnt gemeinhin in der Stadt und fährt mit all seinen Maschinen nur zweimal im Jahr hinaus, um das Land zu bestellen und die Saat in die Erde zu bringen und dann, um den Weizen zu mähen, zu dreschen und abzufahren. Unter diesen Verhältnissen leuchtet es ein, daß 1931 viele Farmer den Weizen überhaupt nicht abgemäht haben, weil die Kosten der Mahd mehr betragen hätten als der für den Weizen zu erzielende Preis — und in den kleinen Landstädtchen des kanadischen Westens hocken die beschäftigungslosen Arbeiter herum und hungern neben den verfaulenden Weizenfeldern.

Besonders kluge Farmer, die sich auf die Züchtung von Vieh verlegt hatten, hielten es nicht einmal für nötig, Viehfutter anzubauen, sie ließen ihr Land lieber brach liegen, denn sie konnten die Futtergerste und den Futterhafer im

freien Markt billiger kaufen, als sie ihn je hätten selbst anbauen können.

Die Welt ist heute dank der mit Riesenschritten vorangekommenen Mechanisierung und Rationalisierung der Anbaumethoden imstande, in einem Jahr mehr Weizen zu produzieren, als sie in dreien verdauen kann (vergl. hierzu das Kapitel „Motorisierter Weizen“ auf S. 106) und trotz dieser eigentlich doch bewundernswerten und erfreulichen Tatsache werden die beschäftigungslosen Landarbeiter weiter verhungern, die Farmer weiter bankrottgehen und verelenden, die Regierungen sich weiter durch Zölle und Ausfuhrprämien ruinieren, solange nicht die Produktion von Brotgetreide nach einem internationalen Plan reguliert wird.

Doch die Hoffnung auf so viel Vernunft und Einsicht ist sicherlich vergeblich. Etwas anderes wird eintreten: die Landwirtschaft in den einzelnen Brotgetreide produzierenden Ländern wird entsetzlich zurückschrumpfen, Hunderttausende von enteigneten Farmern werden die schon riesenhafte Armee der Besitzlosen vergrößern, und der Gedanke ist durchaus mit guten Gründen zu vertreten, daß wir einer Zeit entgegengehen, in der wir in Deutschland uns von Roggen und Buchweizen nähren, weil wir den Weizen Kanadas weder kaufen wollen noch können, und in welcher die kanadischen Riesenfarmen einer grauen Vergangenheit angehören werden. Die dann waltende Gegenwart wird in diesem besten Weizenland der Welt nur noch kleine selbstgenügsame Farmwirtschaften kennen; der ganze Spuk des internationalen Rohstoffaustauschs wird aufgefliegen sein; und jeder wird sich selbst hinter seinem Hause den Kohl bauen, welchen er für sein äußerst bescheidenes Dasein braucht.

2. AUSWANDERER — EINWANDERER

Im Jahre 1928 kam ich von einem mehr als einjährigen Aufenthalt in Kanada nach Deutschland zurück und schrieb ein Buch über meine Erlebnisse als Auswanderer in Kanada. Wie die Verhältnisse damals drüben lagen, läßt sich am besten aus der bescheidenen Feststellung ableiten, daß ich mit armseligen 20 Dollar in der Tasche im Vorfrühling 1927 in Kanada an Land ging und im Frühjahr 1928 erster Klasse im Expresß- und Luxusdampfer stolzgeschwellt wieder zurückkam, nachdem ich mich noch vorher beinahe sechs Wochen lang in dem schönsten Hotel von Vancouver, der zauberhaften Stadt am Pazifischen Ozean, von den „Strapazen“ meiner einjährigen Auswanderer-Existenz nach allen Regeln der Kunst erholt hatte. Das Buch, welches ich damals schrieb, erschien im Herbst 1928. Im Sommer 1929 stimmte es schon nicht mehr, denn in diesem Jahr setzte der langsame Abrutsch aus den sieben Himmeln der Hochkonjunktur ein. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß ich ein paar hundert Entschlüsse, aus Deutschland auszuwandern, auf dem Gewissen habe. Und es ist sicher, daß es eine ganze Reihe von Auswanderern in Kanada gibt, die mir gern den Hals umdrehen möchten, weil ihnen mein Buch Mut gemacht hat, ihre alte Heimat Deutschland zu verlassen und in Kanada ihr Glück zu versuchen. Als ich im Herbst 1931 wieder über die endlosen Prärien des kanadischen Westens fuhr, wieder im kanadischen Felsgebirge die großen, wilden, seit alten Zeiten unberührten Urwälder durchstreifte, viele Dutzende von Menschen wiedertraf, die mir damals begegnet sind, alte Freunde der vergangenen Zeit wieder aufsuchte — es fiel mir schwer zu glauben, daß noch nicht einmal vier Jahre seit den wilden, schönen Tagen verflossen waren, in denen ich den ganzen kanadischen Westen nach allen Richtungen

durchmessen hatte. Nicht vier, sondern vierzig, vierhundert Jahre schienen vergangen zu sein. Wer damals keine Arbeit fand, war entweder ein Dummkopf oder ein Drückeberger. Wer heute noch Arbeit hat, ist ein Glückspilz.

Die Auswanderung nach Kanada ist schon seit längerer Zeit so gut wie völlig abgedrosselt. Sie ist zu spät abgedrosselt worden, denn alle die Männer, welche in den letzten beiden Jahren vor der Abriegelung nach Kanada kamen, konnten nicht mehr in das Gefüge der kanadischen Wirtschaft eingeschaltet werden. Und die allermeisten leiden sehr schwer daran, daß sie die Heimat, mag sie auch kaum mehr imstande sein, ihnen Brot und Obdach zu gewährleisten, mit der Fremde vertauscht haben, die sie niemals anders als hart und abweisend, ja feindlich kennenlernten. Ungezählte Tausende von jungen Männern aller europäischen Nationen durchschweifen das riesige Land nach allen Himmelsrichtungen auf den endlosen Güterzügen der Canadian Pacific und der Canadian National. Zu Hunderten und Tausenden lungern sie in den Großstädten umher, vegetieren sie — man weiß nicht wovon — in den kleinen Landstädtchen, und nur verschwindend wenigen ist es geglückt, sich die Existenz zu gründen, auf die sie hofften, als sie ihr Vaterland verließen.

Genau so wie es ganz verschiedene Typen von Menschen sind, welche ihr Land verlassen, um irgendwo in der Ferne Anker zu werfen, genau so wird auch das Schicksal der Arbeitslosigkeit von den Einwanderern verschieden ertragen. Man kann, ohne der Wirklichkeit allzuviel Gewalt anzutun, drei verschiedene Arten von Auswanderern unterscheiden: die Ausgerückten, die Abenteurer und die Heimatsucher. Über die Ausgerückten lohnt es sich nicht zu sprechen; das sind jene Tagediebe und Tunichtgute, denen zu Haus der Boden zu heiß wurde, die man abgeschoben hat; Ausschuß, der weder zu Hause noch in der Fremde je zu etwas kommt; unzulängliche Leute, die daheim über Bord geworfen wurden, und die draußen ebenso ein unrühmliches Ende finden, wie sie es zu Hause gefunden haben würden.

Die interessantesten sind die Abenteurer-Naturen, Männer

vom besten Schlag, den ein Volk herzugeben hat. Unbesorgte, eroberungslustige, harte Jungens, die nicht leicht klein zu kriegen sind, und die wie gute Katzen selbst bei den schlimmsten Abstürzen noch auf allen Vieren landen. Diesen hat die Not, in welche sie hineingerieten, am wenigsten geschadet. Weit westlich vom Pigeon-Lake, im mittleren Alberta, dort wo die endlosen, unwegsamen Buschgebiete über ungezählte Meilen hinweg sich bis zum Felsengebirge erstrecken, fand ich ein paar Dutzend Kerls von diesem Schlag, die sich da, wo der Busch am schönsten war, rohe Blockhäuser zusammengezimmert hatten. Sie besaßen ein paar Hühner, Kühe und Pferde, schoßen sich Wild in den Wäldern, Geld hatten sie alle seit Monaten schon nicht mehr gesehen, hatten es allerdings auch nicht eine Minute lang vermißt. Sie waren auf jenen seligen Zustand zurückgekommen, in dem man von Kurszetteln und von der Zentralmarkthalle vollständig unabhängig ist. So vergnügte, so lebendige und so zufriedene Menschen, wie diese hart lebenden und hart arbeitenden jungen Deutschen da hinten im Busch, werden, glaube ich, in ganz Berlin nur schwer aufzutreiben sein. Sehr komfortabel war es nicht bei ihnen, das Wasser im Bach war unerhört kalt, aber es stand in unbegrenzter Menge zur Verfügung. Fische gab es darin, daß man sie mit der Heugabel aufspießen konnte, und Gendarmen waren in dieser Gegend noch nicht erfunden. Man muß hart sein wie Schiffsplanken und zähe wie Sohlenleder, um ein solches Leben auszuhalten, und Schwärmer für die bei uns in Mode gekommene Voll-Autarkie sollte man zur Abkühlung für ein paar Monate zu diesen stabilen Hinterwäldlern auf Besuch schicken. „Mensch“, sagte der eine zu mir, der aus Berlin kam und mich dem Namen nach kannte, „uns is det janz ejal, ob der Weizen hoch oder niedrig jehandelt wird und die Zeitungen jedruckt werden oder nich; det kann ick dir sagen, bevor die hier ne Eisenbahn rausbauen, sind wir alle längst tot, und dann kann sich die ganze Welt meinetwegen auf’n Kopp stellen.“ Der Mann, der das sagte, war vielleicht 28 Jahre alt. In dieser Genügsamkeit und in seinem Nihilis-

mus ist er unangreifbar. Das bockende Untier Zeit hat ihn abgeworfen, er macht sich nichts draus und schlägt sich — buchstäblich — seitwärts in die Büsche, wo ihm die übrige Welt gestohlen bleiben kann.

Am schwersten leiden unter der Erwerbslosigkeit die Heimatsucher. Jene Menschen, die der unbezwingbare Drang nach einem Stück Boden, das ganz ihnen gehört, aus dem Vaterland vertrieben hat. Zumeist rekrutieren sie sich aus überzähligen Bauernsöhnen derjenigen landwirtschaftlichen Gebiete Deutschlands und Europas, in denen heute die Enteignung und Zerstörung des bäuerlichen Grundbesitzes grassiert. Nun haben sie die Brücken zur alten Heimat abgebrochen, und hier hat sie die tiefste Sehnsucht ihres Herzens, Wurzel schlagen zu können, enttäuscht. Sie leiden nicht so sehr unter den äußeren Entbehrungen; aber die entsetzliche Hoffnungslosigkeit ihrer Lage höhlt sie langsam von innen her aus. Mit diesen Menschen ist nichts anzufangen. Da sie, ganz anders als die Abenteurnaturen, nicht im geringsten spekulativ veranlagt sind, so verpassen sie meistens auch noch die wenigen Gelegenheiten, die sich heute bieten. Außerdem liegt ihnen nichts an gelegentlichen Beschäftigungen; sie wollen mehr, wollen irgendwo ein Zentrum finden, um welches sie ihre kleinen Kreise schlagen können. Sie werden zu Treibholz dieser Zeit, das von den Wirbelwinden umhergeschwemmt, zu keinem guten, festen, gegründeten Bau mehr brauchbar sein wird.

In den drei Abschnitten, die folgen, soll von drei in ihrer Weise typischen Einzelfällen berichtet werden. Der erste schildert eine jener Abenteurnaturen, denen es nie ganz schlecht gehen kann, weil sie die Ereignisse, die an ihnen und um sie vorgehen, letzten Endes niemals ganz ernst nehmen, weil der Schwerpunkt ihres Daseins in ihrem eigenen Herzen liegt und von außen her kaum erschüttert werden kann.

Den zweiten Abschnitt niederzuschreiben, zögerte ich, weil es nur so verschwindend wenigen Menschen gelang, sich wirklich die Heimat zu gründen, nach der sie ausgezogen waren.

Im dritten Abschnitt erst berichte ich, wie es den weitaus meisten der Heimatsucher in Kanada ergangen ist, soweit sie nicht vor mehr als vier bis fünf Jahren nach Kanada einwanderten.

Man mag vielleicht einwenden, daß es überflüssig wäre, den Verhältnissen unter den Einwanderern in Kanada so viel Raum zu gewähren und doch muß wohl darüber gesprochen werden. Gerade jetzt, wo so unzählig viele deutsche Menschen die Hoffnung verloren haben, in ihrer Heimat wieder Arbeit zu finden, lockt die Vorstellung, daß die Welt doch so groß sei. Irgendwo muß schließlich ein Winkel zu finden sein, wo man nicht seine Tage damit zuzubringen braucht, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was man mit den leeren Stunden von morgens um sieben bis abends um zehn anfangen soll. Doch die Meinung, daß es noch irgendwo auf der Welt Plätze gäbe, an denen die Luft leichter zu atmen wäre als bei uns in Deutschland, ist nur ein schöner Traum. Es gibt solche Länder nicht mehr. Alle Staaten, nach denen man früher auswandern konnte, haben sich mit wenigen Ausnahmen gegen Einwanderung abgeschlossen. Die wenigen Ausnahmen sind alles andere als verlockend. Wer sich vor Langerweile oder aus Verzweiflung aufhängen will, braucht dazu nicht erst nach Uruguay zu fahren; er wird hier ebenso gute Gründe dafür finden wie dort. Es ist auch gut zu wissen, daß die wenigen, die noch kurz vor Toreschluß in all die sagenhaften Länder der „unbegrenzten“ Möglichkeiten eingelassen wurden, bereuen, die Heimat verlassen zu haben.

★

An dieser Stelle sei eine Übersicht über die Aussichten für deutsche Auswanderer gegeben.*

Alle europäischen Länder (außer Rußland) gestatten deutschen Auswanderern die Einreise zunächst ohne weiteres,

* Angaben der Reichsstelle für das Auswanderungswesen, Berlin NW 40, von welcher Auswanderungslustige zuverlässig und gewissenhaft beraten werden.

jedoch ist in keinem der europäischen Länder Aussicht oder gar Anspruch auf Arbeit vorhanden.

Für die Auswanderung nach Finnland z. B., die lange Zeit als nicht aussichtslos betrachtet wurde, kommen heute nur einzelne technische Kräfte mit besonderen Fachkenntnissen in Frage. Die Annahme einer Anstellung in Finnland ist in jedem Einzelfall von der Erteilung einer Arbeitserlaubnis abhängig, die jedoch jederzeit widerrufen werden kann.

Wer etwa nach Schweden, Norwegen und Dänemark gehen will, um dort eine Stellung anzunehmen, muß vor dem Grenzübertritt eine sogenannte „Zusicherung der Bewilligung zum Stellenantritt“ haben. Man kann also nicht nach diesen drei Staaten reisen, um sich dort eine Stellung zu suchen, man muß sich vielmehr schon vorher eine Stellung gesichert haben. Der künftige Arbeitgeber hat die Erlaubnis zur Arbeit für den Ausländer vorher bei den zuständigen Behörden zu erwirken. Die Erlaubnis wird in Schweden, Norwegen und Dänemark den Arbeitgebern nur dann gewährt, wenn der Arbeitgeber nachweisen kann, daß er geeignete inländische Kräfte nicht hat bekommen können. Selbst Leute, die über großes Kapital verfügen, können sich in den drei skandinavischen Staaten nur schwer seßhaft machen, da die Staaten den Erwerb von Grund und Boden oder die Einrichtung selbständiger Geschäfte durch Ausländer außerordentlich erschweren.

Gleich oder ähnlich liegt es in allen anderen europäischen Ländern. Praktisch sind sie alle der deutschen Einwanderung verschlossen.

Die Auswanderung nach der Sowjet-Union ist auf zweierlei Weise möglich: einerseits schicken deutsche Industrie- und Handelsfirmen fachlich und sprachlich vorgebildetes Personal nach bestimmten Arbeitsplätzen in der Sowjet-Union, andererseits nehmen russische staatliche Wirtschaftsorgane durch die amtlichen Handelsvertretungen oder auch durch besonders beauftragte Vertreter Facharbeiter, vor allem technische Fachleute, Werkmeister, in der Hauptsache für die Industrie, neuerdings aber auch für die mechanisierte

Landwirtschaft an. Bei den gar nicht seltenen Stellenangeboten der russischen Wirtschaftsorgane muß beachtet werden, daß die in Rußland üblichen Löhne und Gehälter nach deutschen Maßstäben immer noch unter dem Existenz-Minimum liegen. Die Lebenshaltung eines russischen vollbeschäftigten Arbeiters entspricht ungefähr der Lebenshaltung eines von der deutschen Arbeitslosen-Unterstützung lebenden Erwerbslosen. Fast alle Nahrungsmittel und Gegenstände des täglichen Bedarfs sind in Rußland rationiert und zuweilen nur sehr schwer zu erhalten. Die Lebensmittel, die in freiem Handel verkauft werden, sind unmäßig teuer. In den großen Städten herrscht außerordentlicher Wohnungsmangel. Auf dem Lande sind die Wohnmöglichkeiten nach unseren Begriffen überaus primitiv. Der nach Rußland auswandernde Deutsche muß sich darüber klar sein, daß von ihm ein außergewöhnliches Maß von Arbeits- und Anpassungsfähigkeit, Anspruchslosigkeit, Geduld und Ausdauer erwartet wird. Hohe Gehälter werden von den Russen nur an solche Ingenieure oder Facharbeiter gezahlt, welche unter keinen Umständen in Rußland aufzutreiben sind.

Afrika ist Deutschen im großen ganzen offen. In der Südafrikanischen Union bieten sich z. B. für Landwirte, die über 20.000 Mark verfügen, Ansiedlungsmöglichkeiten. Die ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika stehen Deutschen mit Kapital ebenfalls offen. Im Tanganjika-Gebiet z. B. müssen für jeden Erwachsenen bei der Landung als Sicherheit 50 engl. Pfund, für jedes Kind unter 16 Jahren 20 engl. Pfund hinterlegt werden. Dieses Depot bleibt in den Händen der britischen Behörde, bis der Einwanderer nachweisen kann, daß er eine feste Stellung gefunden hat, die ihn ernährt und der Arbeitgeber für ihn die Garantie übernimmt, oder daß er Land erworben oder einen Pachtvertrag geschlossen hat, oder sonst der Nachweis vorliegt, daß das Unternehmen des Einwanderers gedeiht. Die Aussichten für Farmer und Pflanzler sind nicht ungünstig, sofern es dem Einwanderer gelingt, preiswertes Land zu finden. 40.000 Reichsmark sind allermindestens zum Erwerb und Betrieb einer Farm not-

wendig. Neulinge, die das Land noch nicht kennen, brauchen stets wesentlich mehr. Für Pachtland sind mindestens 20.000 Reichsmark erforderlich. Für Sisal-Pflanzungen sind sogar 300—500.000 Reichsmark für den Anfang erforderlich. Einwanderer, die nicht genügende Mittel besitzen, um sich von vornherein selbständig zu machen — und das sind wohl heute die allermeisten — haben nicht die geringste Aussicht, in irgendeinem Beruf Geld zu verdienen. Das gilt z. B. auch für Ägypten, für welches Land praktisch keine Einreisebeschränkung mehr besteht (ebenso in der Türkei und Persien).

Die Auswanderung nach Australien ist wegen der großen Arbeitslosigkeit vollständig gesperrt.

Dasselbe gilt für Neuseeland.

In Brasilien erhalten vom 1. Januar 1931 ab nur solche Einwanderer die Erlaubnis, ins Land zu kommen, die eine feste Anstellung oder einen in Brasilien lebenden Bürger oder für jeden Erwachsenen 3 000 Milreis, für jedes Kind unter 12 Jahren 2 000 Milreis nachweisen können. Die Aussichten, sich in Brasilien eine gedeihliche Existenz zu gründen, sind gleich null.

Das Visum für die Einwanderung nach Argentinien kostet ca. 130 Reichsmark. Argentinien bietet für Landarbeiter keine besseren Lebens- und Arbeitsbedingungen als die deutsche Heimat, viel eher schlechtere. Die Aussichten, selbst bei größter Bescheidenheit und Zähigkeit zu einem gesicherten Leben zu kommen, sind gleich null. Auch der deutsche Industriearbeiter verbessert seine Lebensverhältnisse in keiner Weise, wenn er nach Argentinien auswandert. Er kann mit Sicherheit darauf rechnen, in Argentinien so arbeitslos zu bleiben, wie er es in Deutschland schon war, jedoch mit dem Unterschied, daß er in Argentinien kein Anrecht auf irgendeine Unterstützung hat.

In Chile können deutsche Landarbeiter mit der Masse der anspruchslosen Eingeborenen nie konkurrieren. Für den Kauf und die Einrichtung eines ausreichenden landwirtschaftlichen Betriebes sind mindestens 50.000 chilenische

Papier-Pesos erforderlich. Kaufmännische Angestellte und Handwerker haben keine Aussicht auf Anstellung.

In den anderen süd- und mittelamerikanischen Ländern braucht der deutsche Einwanderer ein außergewöhnliches Kapital, um sich niederzulassen. Für nicht selbständige Einwanderer bestehen nicht die geringsten Aussichten, fortzukommen.

Nach den Vereinigten Staaten ist die Auswanderung seit längerer Zeit vollständig geschlossen. Einreisevisa werden nur solchen Personen erteilt, die lange Zeit ohne Verdienst leben können, d. h. die den Besitz von mehreren 1000 Dollar nachzuweisen in der Lage sind.

Die Einwanderung von Deutschen nach Kanada ist gesperrt.

Die Auswanderung nach dem fernen Osten ist selbst für Kaufleute mit großen Mitteln heutzutage gleichbedeutend mit der Aussicht auf sicheren Bankrott.

Ein Land, welches heute die Einwanderung noch nicht durch abschließende Bestimmungen erschwert hat, welches nicht den Nachweis großer Geldmittel fordert, ist der süd-amerikanische Staat Uruguay. Uruguay ist infolgedessen derart überlaufen, daß keine wie immer auch geartete Beschäftigung zu finden ist. Die Auswanderung nach Uruguay für Leute, die nicht schon verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen im Lande haben, ist gleichbedeutend mit Selbstmord.

★

Man müßte den Satz ganz dick drucken: Die Not unter den Arbeitenden ist riesengroß auf der Welt, aber sie ist immer noch in der Heimat unendlich viel leichter zu ertragen als in einer feindlichen Fremde. Hier ist der Notleidende dein Bruder, dort drüben haßt er dich doppelt, weil du die Not und Enge nur noch vergrößern hilfst, ohne hinzugehören.

Der Einwanderer ist überflüssig, Eindringling, Schmarotzer; kommt er aber schließlich mit gebrochenen Flügeln wieder zurück — vielleicht gar als Deportierter —, so findet

er in der alten Heimat die Tore verschlossen: „Wenn es dir früher nicht hier gepaßt hat“, heißt es, „als es uns gut ging, was willst du jetzt hier, wo es uns schlecht geht.“

Nur ganz harte Naturen unter den Auswanderern überdauern das Schicksal, die alte Erde verloren und die neue nicht gewonnen zu haben, ertragen es, in einem Niemandsland zwischen zwei Heimaten zu leben.



Einer von denen, die damals auf meinen Rat hinausgingen, erträgt es.

Eine kleine Nachtmusik

Wir hockten auf der Schwelle vor dem kleinen Blockhaus am Ufer des Dog-Lake im südlichen Britisch-Kolumbien. Die Sonne schien warm, die weite Seefläche vor uns war glatt wie ein geschliffener Kristall; die toten braunen Berge des gegenüberliegenden Ufers spiegelten sich mit fast unwirklicher Klarheit und Schärfe darin wider. Ein Raubvogel zog seine weitgeschwungenen Kreise über dem Wasser, ohne auch nur einen halben Meter an Höhe zu verlieren. Die Bäume und Büsche auf der kleinen Halbinsel hundert Schritt zur Seite leuchteten und brannten in all den schimmernden, glühenden Farben des kanadischen Herbstes.

Neben mir saß Hans und rollte sich eine Zigarette; umständlich blätterte er mit vorsichtigem Pusten ein Blättchen Seidenpapier ab, schüttete aus einem schmierigen Gummibeutel ein Häufchen Tabak darauf, verteilte und preßte es vorsichtig, rollte den Tabak ein, befeuchtete mit der Zunge die Kante des Papierblättchens, strich ein Streichholz an der Schuhsohle an, was zweimal nicht glückte, weil es zweimal hartnäckig in das Riesenloch in der Sohle rutschte, zog den Rauch der Zigarette genußvoll tief ein und stieß ihn erst nach ein paar Sekunden mit einem wohligen Seufzer wieder aus:

„Yes, Sir, aber die „kleine Nachtmusik“ ist mir noch geblieben.“ Hinter uns stand das zwar zerschrammte und ab-

geschabte Grammophon auf dem rohen Bretterfußboden, aber rein und wunderbar leicht schwebten aus seinem Innern die zarten und zauberhaft edlen Melodien der „kleinen Nacht-musik“ von Mozart hervor und schwangen sich auf hellen Flügeln in die große, unendlich stille Einöde ringsum.

„Aber du siehst nicht mehr danach aus, mein Lieber!“ antwortete ich. Er sah an sich herunter: „Recht hast du, by God!“ Das schmutzige Hemd war zerfetzt, und durch die Löcher in den Hosen blitzte seine braune Haut. Die bloßen Füße steckten in klobigen Schuhen, deren Oberleder zwar noch ganz gut war, deren Sohlen aber, wie gesagt, nur noch sehr knapp zum Streichholzanstecken reichten. „Well“, meinte er nach einer Weile, „trotzdem habe ich nicht die geringste Lust, nach Deutschland zurückzukehren.“

Das begriff ich gut, wenn ich auch wußte, daß sein ganzes Vermögen aus lumpigen fünf Dollars bestand, die — nur der Himmel weiß, wie — hinreichen würden, ihn über den Winter zu bringen. Aber dieser braune Hans war von einem andern Schlag als die allermeisten der deutschen Einwanderer, die ich in den kanadischen Prärieprovinzen getroffen hatte. Ihm machte es wenig aus, sich Sommer und Winter im eiskalten Quellwasser zu waschen, auf einem Lager von trocknen Blättern unter durchlöcherten Decken zu schlafen und jede Art von Arbeit, wie schmutzig oder hart auch immer sie sein mochte, mit vergnügtem Ingrimme zu bewältigen. Es ist schon mehr als zwei Jahre her, als ich ihn zum letzten Male in Berlin sah, bevor er auswanderte. In diesen zwei Jahren hat sich der mit moderner Musik und Literatur ganz vertraute Doktor der Philosophie in einen waschechten Nord-west-Kanadier verwandelt, der es an Härte, Bedürfnislosigkeit und unverdrossenem Optimismus ohne weiteres mit jedem Lumber-Jack, Trapper oder auch Hobo aufnimmt. Die „kleine Nachtmusik“ nur und ein paar andere Dinge aus europäischer Zeit blieben seinem Herzen nahe.

Hans behauptete nicht einmal — fast alle, die in den letzten zwei Jahren eingewandert sind, tun es — daß Kanada ihn betrogen habe. Daß die Dollars hier nicht auf der Straße

lägen wie Blätter im Herbst, war ihm von vornherein klar gewesen, wenn auch viele Schiffs- und Kolonisations-Agenturen den europamüden Männern dies noch weißmachen wollten, als eine ständig anwachsende Arbeitslosigkeit auch hier längst zur Tatsache geworden war und jeder mit den Verhältnissen Vertraute sich an fünf Fingern abzählen konnte, wie lange es noch dauern würde, bis man die Einwanderung nach Kanada vollständig abriegelte.

Hans hat es verstanden, den alten, hier wenig brauchbaren europäischen Adam schon nach wenigen Monaten auf Nimmerwiedersehen über Bord zu werfen und dieses Land zu nehmen, wie es nun einmal ist: wild, rauh und rücksichtslos, aber frei, unendlich weit und mit — oh, soviel Luft zum Atmen! Er hat es durchquert bis hoch in den Norden hinauf, wo der Winter schon länger als sieben Monate dauert, bis in den Süden, wo die Präirien unter der glühenden Sommersonne tief in den Horizont hinein ihre braunen Rücken wölben wie ungeheure, schlafende Tiere: er weiß um die Geheimnisse des flüsternden Buschs, der über ungezählte tausende von Quadratmeilen hinweg den Felsboden Ontarios verhüllt, und er hat schließlich das Felsengebirge in seiner wilden, gewaltigen Majestät erlebt, wie kaum ein zweiter — — — und all das hat ihn nicht einen roten Heller gekostet.

Er hat die weiten Reisen auf den Dächern der Güterwagen gemacht, und das ist in mancher Hinsicht schöner, als im feudalsten Luxuszug zu fahren: „Die Aussicht ist wunderbar!“, dazu des Nachts die blaue Tiefe des gestirnten Himmels über sich, am Tage durchglüht von der Sonne, was will man mehr, wenn man noch Geld genug hat, sich hier und da eine ordentliche Mahlzeit zu leisten! Im südlichen Britisch-Kolumbien fand er es gut zu bleiben. In der Hütte am See darf er umsonst wohnen, dafür zieht ihm der Eigentümer, ein Obstzüchter, manchmal ein wenig vom Lohn ab, wenn er etwas für Hans zu tun hat. Im Winter wird Hans Holz schlagen, und es in den kleinen Städten der Okanagan Valley als Brennholz verkaufen. Der Profit ist gering, aber

hungern wird er kaum. Und wenn ihn doch einmal das graue Elend und das Heimweh packt, dann spielt er sich die „kleine Nachtmusik“ von Mozart vor, womit alles wieder in Ordnung kommt; und im Grunde seines Herzens hat er es noch nie bereut, den Doktor der Philosophie an den Nagel gehängt zu haben.

Es ist überhaupt eine überraschende Tatsache, daß die Gebildeten unter den Einwanderern sich mit wenigen Ausnahmen besser durchgesetzt und besser gehalten haben als die Bauernsöhne, die im übrigen den Hauptteil der Auswanderer ausmachen; sind diese auch körperliche Arbeit besser gewöhnt als die früheren Studenten, Bürobeamten und Junglehrer, so holen jene den Vorsprung der andern nach wenigen Monaten auf und sind ihnen dann bald überlegen, da sie die Sprache viel schneller beherrschen lernen, anpassungsfähiger und vor allem bescheidener sind; sie haben nämlich an die goldenen Berge, die man den Auswanderern im alten Lande versprach, von vornherein nicht unbedingt geglaubt, konnten also nicht so enttäuscht werden wie die einfacheren Gemüter. So ist es trotz der schlechten Zeiten einer großen Anzahl von jungen Deutschen, selbst solchen, die erst seit ein, zwei Jahren im Lande sind, gelungen, sich eine Stellung zu schaffen. Ein paar sitzen auf kleinen, aber gesunden Farmen; aber dazu muß man verheiratet sein, und weder Mann noch Frau dürfen schwere Arbeit scheuen — andere arbeiten in Büros; ein paar haben es sogar zu eigenen Geschäften gebracht. In Vancouver, British Columbia, z. B. gibt es eine Import-Gesellschaft für Bijouterie-Artikel, die von zwei jungen Deutschen gegründet wurde und geleitet wird, und die zu den sehr wenigen Firmen am Platze gehört, die nicht mehr oder weniger offen notleidend sind, sondern gut und schnell vorankommen. Unter den andern Kaufleuten der sehr englischen Stadt Vancouver sind die schrecklichen beiden Deutschen nicht besonders beliebt, denn sie haben auch hier die schlechte Gewohnheit entwickelt, anstatt zwei, drei Stunden am Tag im Klub Whisky zu trinken und den ganzen Nachmittag lang Golf zu spielen,

von früh bis spät auf den Beinen zu sein und bis weit in die Nacht hinein zu arbeiten.

Doch solche Fälle sind, im Ganzen gesehen, Ausnahmen, wenn ich sie auch viel zahlreicher fand, als ich eigentlich zu hoffen gewagt hatte. Die meisten der deutschen Einwanderer, die in den letzten zwei Jahren herüberkamen, also keine Zeit und Gelegenheit mehr fanden, sich irgendwo festzusetzen, verfluchten den Tag, an dem sie Deutschland verließen. Wie viele gibt es, bereit und fähig zu jeder beliebigen Arbeit, die seit dem Tage ihrer Ankunft in Kanada, also seit mindestens einem vollen Jahr — solange ist die Einwanderung schon geschlossen — noch nicht eine Stunde lang Arbeit und Verdienst gehabt haben. Die Ersparnisse, die sie mitbrachten, sind längst aufgezehrt; nun schlagen sie sich mühselig durch, verhandeln ihre letzten Wertgegenstände. Wenn sie Glück haben, werden sie von einer ansässigen deutschen Familie oder von deutschsprachigen kirchlichen Organisationen durchgefüttert, weniger Glückliche fallen der städtischen Wohlfahrt zur Last und erhalten zweimal am Tage eine Mahlzeit aus der Suppenküche, wobei sie allerdings immer in der Gefahr schweben, als lästige Ausländer deportiert zu werden — und niemand mag sich gern deportieren lassen, der erst vor ein, zwei Jahren mit stolzen Hoffnungen ankam; andere aber — — —: betteln.

Ach, es ist keine Freude, mit zwei großen, starken Männern, denen man ein seit Wochen erstes vollständiges Abendbrot bezahlt hat, an irgendeinem schmutzigen Tisch irgendeines schmutzigen Speisehauses zusammenzusitzen und anzuhören, wie sie in ungelenken, mit englischen Brocken vermischten Wendungen ihre allesamt vergeblichen Versuche schildern, Arbeit zu finden. Ich habe Männer weinen sehen wie kleine Kinder, wenn sie von Deutschland sprachen: „Ja, auch dort wäre es schlecht, aber es gäbe doch Arbeitslosen-Unterstützung, und man gälte nicht als arbeits-scheuer Verbrecher, wenn man kein Geld verdienen könne!“

Am traurigsten aber erging es vielen von denen, die zunächst so glücklich waren, Arbeit zu finden, sie schufteten

den Sommer über, waren geizig mit jedem cent. Als aber dann nach der schweren Erntearbeit, in der es 16 Stunden lang die letzte Muskelkraft herzugeben heißt — und das wochenlang, womöglich ohne Sonn- und Feiertage —, der Farmer den Lohn für die vielen Arbeitsmonate auszahlen sollte, war der Weizenpreis weiter so gefallen, daß der Farmer nicht einmal seine eigenen Unkosten gedeckt fand und den Lohn nicht zahlen konnte. Von einer uneintreibbaren, wenn auch noch so berechtigten Forderung kann man nicht leben. Gerade die so geprellten Männer sprechen mit einer besonders wilden Wut von den Organisationen, die ihnen Kanada verlockend schilderten, als schon die Einwanderungssperre vor der Tür stand. Die deutschen Konsulate bearbeiten hunderte von Fällen, die alle ermüdend einförmig gelagert sind: der Einwanderer hat aus monatelanger Arbeit eine Forderung von manchmal mehreren hundert Dollars; die Forderung ist wertlos, da der Farmer mittellos ist und Farmer mit Familie nicht von Grund und Boden vertrieben werden.

Zwar werden überall in Kanada Notstandsarbeiten in bewundernswertem Ausmaß durchgeführt, aber die Einwanderer haben nur wenig davon, denn gewöhnlich sind sie nicht lange genug an Ort und Stelle, um berücksichtigt werden zu können; Familienväter, Einheimische werden stets vorgezogen, und außerdem, von den meisten gefürchtet, von den wenigsten ersehnt, droht ihnen — wenn sie sich bei der Polizei als mittellos melden —: die Deportation.

★

Es folgt ein Bericht über zwei von den wenigen Einwanderern, die sich trotz der bösen Zeit durchgesetzt haben.

Pioniere

Der weißblaue, zarte Rauch ferner Forstfeuer — viele hundert Kilometer nördlich rast der Waldbrand über ungezählte Quadratmeilen kaum durchforschten Gebirges — verhängt das Tal und die den Horizont umkränzenden Hügelketten

mit blaßfarbigen Schleiern. Die weite, wilde Berglandschaft ringsum im Herzen British Columbias wirkt wie gegenstandslos hinter diesen Schleiern, fast wie eine riesenhafte Kulisse. Die Herbstsonne ist mir beinahe zu heiß auf der Schwelle des kleinen Holzhauses, auf dem Hügel über dem tiefblauen, wie ein Spiegel stillen Okanagan-See, und ich überlege, ob ich mich nicht lieber zwanzig, dreißig Schritte hügelab in den Schatten der großen Apfelbäume setzen soll, die an dem künstlich aus einem fernen Bergsee bewässerten Abhang über viele Morgen hinweg einen fruchtschweren, paradiesischen Garten bilden. Aber schließlich lasse ich mich, faul, wie ich heute bin, doch weiter von der Sonne braten.

Es ist so still hier; die überglänzten, verschleierten Berge verlocken den Blick immer wieder, an ihren Kämmen entlang zu gleiten. Kein Laut durchbricht die große, mittagsnahe Stille. Zuweilen nur klingt aus den Gärten unter mir eine Frauenstimme verhalten herauf, die mit langen Pausen zwischen den Strophen ein altes Lied singt. Das ist die Frau des Obstfarmers, dem dies kleine Haus und der große Garten hügelab gehört; sie mögen Erich und Lore heißen. Ich bin bei ihnen zu Gast für eine geruhsame Woche. Damals, als sie vor drei Jahren Deutschland verließen, habe ich sie, soweit es in meiner Macht stand, mit Rat und Tat unterstützt. Nun fielen sie aus allen Wolken, als ich mir nichts, dir nichts eines schönen Tages bei ihnen vorgefahren kam, um einmal nachzufragen, wie es ihnen hier in Kanada ergangen sei.

In langen Abend- und Nachtstunden haben sie mir bald dies, bald das aus den beiden ersten Jahren ihres Kampfes um Existenz und Brot erzählt, so daß sich mir das Bild des Schicksals dieser beiden Auswanderer langsam rundete.

Er blieb in Manitoba, der östlichen der drei kanadischen Weizenprovinzen, als sie im ersten Vorfrühling des Jahres 1929, damals noch unverheiratet, ins Land gekommen waren, gewillt, sich die Grundlage für eine gemeinsame Zukunft zu schaffen. Lore fuhr ohne Aufenthalt bis zur pazifischen

Küste nach Vancouver, British Columbia, durch. Sie hatte es leichter als er: Frauen brauchen, wenn sie einigermaßen auf dem Posten sind, auch heute noch nicht um Beschäftigung besorgt zu sein. Sie fand bald eine Stelle als Hausmädchen; die Arbeit begann morgens um 6 und schloß abends manchmal erst um Mitternacht. „Diese dummen Deutschen können das ja aushalten“, hörte sie einmal durch die Tür die Frau des Hauses sagen, als der Mann ihr nahelegte, sie doch endlich zu Bett zu schicken. Ja, sie konnte es wohl aushalten, wenn es nur etwas mehr eingebracht hätte; aber wieviel zahllose Monate mußte man einen 20 Dollar-Schein — mehr gab es nicht — zu dem andern legen, bevor sie daran denken konnte, einmal mit Erich zusammen ein Stück Land oder ein Geschäft zu erwerben. Die Monate liefen davon; sie wurde mager und müde bei der ewig hetzenden, freudlosen Arbeit. Es wäre vielleicht alles leichter gewesen, wenn sie ihren Verlobten manchmal hätte sehen können. Seit Jahren war sie gewohnt, ihn jeden zweiten Tag zu treffen und alles, was die Zeit und Arbeit brachte, mit ihm durchzusprechen. Nun hatte sie ihn schon seit acht Monaten entbehren müssen. Wer weiß, wie er aussehen mochte, wie er jetzt zu ihr stand; denn aus seinen spärlichen Briefen ersah sie immer nur das eine, daß er — hatte er irgend eine Arbeit — abends wie ein Toter sofort einschlief, und daß ihm kaum je eine ausgeruhte Stunde des Besinnens blieb; hatte er keine Arbeit, so stand er derartig unter dem Druck, eine neue Beschäftigung zu erjagen, daß ihm erst recht keine Minute übrig blieb, in der er unbeschwert an sie denken konnte. Zudem war er zwar zähe, aber nicht besonders kräftig; die Arbeit ging manchmal über seine Kraft. Waren sie auch mit einem ungebundenen, einfachen Leben vertraut — beide kamen aus der Jugendbewegung —, so hatten sie in Deutschland doch schon seit Jahren im Büro gesessen und waren körperliche Arbeit nicht mehr gewöhnt. Es dauerte manchen Monat, bis Erich so hart geworden war, daß es ihm nichts ausmachte, 10 Stunden am Tag Zentnersäcke zu schleppen, oder, bis über die Knöchel im Wasser

stehend, Straßengräben auszuschaufeln, tagelang die verschwitzten Kleider nicht vom Leibe zu bekommen und auf der blanken Erde zu schlafen.

Etwas anderes lastete stärker auf ihm als die Arbeit: die Verantwortung für sie und sich; schließlich hatte er sie überredet, das alte Deutschland zu verlassen. Es war ihnen ja beiden in der Heimat nicht schlecht gegangen; nur der Hunger nach Weite hatte sie hinausgetrieben. Nun ging alles viel langsamer, schleppender, schwerer, als sie es erwartet, und es schien fast so, als ob sie in Deutschland sich eher hätten heiraten können als hier; so fern war alles gerückt.

Was hatte er in diesen 8 Monaten des ersten Sommers nicht alles probiert: auf der Farm gearbeitet und an der Eisenbahnstrecke, in einer Maismühle und beim Wegebau. Aber trotzdem er schuftete wie ein Rasender, wollte es ihm nicht gelingen, soviel zu verdienen, daß er sich irgendeinen überhaupt nennenswerten Betrag zurücklegen konnte. Wenn auch damals der Weizenpreis sich um 1 Dollar herum für den bushel bewegte, (immer noch doppelt soviel wie der Preis 1931-32), so ging es doch schon den schwächeren Farmern und damit allmählich auch dem Handel und der Industrie schlechter und schlechter. Zu allem war in weiten Landstrichen Süd-Saskatchewan's und Süd-Alberta's kein Tropfen Regen gefallen, und der Wind spielte hier anstatt wie früher mit endlosen, goldenen Weizenfeldern mit graubraunen Staubwirbeln. Hatten die Farmer während der Dreschzeit noch 1927 dem Mann 6—8 Dollar für den Arbeitstag bezahlt, so wollten sie 1929 nur 3—4 Dollar für den Tag zahlen, und auch bei diesem Lohn war das Angebot an Arbeitskräften so übergroß, daß Erich nur einmal für knapp 3 Wochen Arbeit finden konnte. (1931 wurden Saisonlöhne während der Erntezeit überhaupt nicht mehr gezahlt. Die Arbeiter mußten froh sein, für 30 Dollar im Monat beim Dreschen Arbeit zu finden; vielen gelang nicht einmal das; denn jeder Farmer sah zu, die Arbeit, wenn irgend möglich, allein zu bewältigen.) Überall wurden ihm die Kanadier oder die Leute, die schon länger im Lande waren und Arbeit und

Verhältnisse besser kannten, vorgezogen. Vor allem aber hatte er noch nicht die zähe Gelassenheit erlernt, die sich erst nach vielen Rückschlägen und Enttäuschungen, die überwunden werden müssen, als ein nur langsam wachsendes dickes Fell einstellte. Er war noch zu jähe, wollte alles übers Knie brechen, hatte noch nicht gelernt, abzuwarten.

Als er Ende Oktober 1929 Kassen-Abschluß für die ersten 8 Monate seines Auswandererdaseins machte, ergab sich, daß er nicht mehr als 60 Dollar clear, d. h. Reingewinn, erzielt hatte. Er war verzweifelt; so ging das nicht weiter. Auf diese Weise blieb er Arbeiter bis an sein Lebensende.

Kurz entschlossen setzte er sich auf die Bahn und fuhr nach Vancouver, wo Lore noch immer in ihre Hausarbeit eingespannt war. Als sie nach so langer Zeit der Trennung endlich wieder einmal eine Stunde allein waren und Muße fanden, jeder im beinahe fremd gewordenen geliebten Gesicht des anderen zu lesen, wurde ihnen beiden der Atem eng vor Kummer und Ungewißheit. So mager und schmal waren sie, kaum mehr gewohnt zu lachen. Ihre Zuversicht schien zu versiegen. Noch hatte Erich die Hoffnung, nachdem das flache Land sich ihm verweigert hatte, vielleicht hier in der großen Stadt irgendwie eine Chance zu finden.

Am Tag darauf machte er sich auf die Beine, um einen job, irgendeine einträgliche Beschäftigung aufzutreiben. Ihm wäre alles gleich gewesen: Tellerspülen oder Straßenkehren, Säckeschleppen oder Autowaschen. Als er schon am ersten Tage an jeder Straßenecke Dutzende von arbeitslosen Männern herumstehen sah, wollte ihm der Mut sinken. Aber vielleicht waren es nur Faulpelze und Drückeberger. Außerdem verstand er mehr als sie und hatte sein Englisch längst soweit angeglichen, daß es ihm keine Schwierigkeiten mehr machte. Drei Wochen lang ertrug er es, vom frühen Morgen bis zum späten Abend treppauf, treppab zu steigen, an hundert Schaltern anzuklopfen, sich anzupreisen wie einen kräftigen Ziehhund, und weitere hundertmal die Scheu vor

dem Plakat „Arbeiter werden nicht eingestellt“ (No men wanted) zu überwinden.

Nach fast einem Monat vergeblichen Suchens fand ihn eines Abends sein Mädchen in einer versteckten Ecke des Wartesaals der Can. Pac. Ry. sitzen, wo sie sich verabredet hatten: endgültig gebrochen. Ihr Leben lang wird sie den Anblick nicht vergessen, den er bot. Mit hängenden Armen hockte er da, und die Tränen strömten ihm über das zuckende, eingefallene Gesicht; es war ihm vollkommen gleich, ob man ihn so beobachtete oder nicht. Er wolle nach Deutschland zurück; er wolle noch heute telegrafieren; irgendwer würde das Geld schon borgen; nur wieder heraus aus diesem Land. Lore, so verzweifelt sie war, wollte noch nicht klein begeben. Sie flehte ihn an, noch eine Woche wenigstens auszuhalten. Er war zu zerschlagen, um lange zu widersprechen. Gut, er würde noch eine Woche länger warten, trotzdem es völlig zwecklos wäre, weiter zu suchen.

Und in dieser Woche endlich fiel ihm die Chance vor die Füße, der er so lange nachgejagt war. Nun kam sie aus einem Winkel, aus dem er längst nichts mehr erwartet hatte. Die Provinzialarbeitsvermittlung, bei der er sich lange zuvor hatte einschreiben lassen, fragte bei ihm an, ob er sich zutraue, leichte Berechnungen bei der Anlage und dem Ausbau von Bergwerksstollen durchzuführen: in einem großen Kupferbergwerk im Norden würde solch ein Mann als Ingenieurgehilfe gesucht. Wenn man ihn gefragt hätte, ob er Wolkenkratzer bauen könne, hätte er gewiß „ja“ gesagt. Zudem war er Oberrealschüler; es würde schon gehen. Am nächsten Tag fuhr er ab. Und es ging tatsächlich. Als die Arbeit, für die er angenommen, beendet war, gab man ihm eine andere, besser bezahlte, im Schacht. Bald machte er 60 cents in der Stunde und kam schließlich auf 150 Dollar im Monat. Er war sparsam bis zum Geiz, und sein Guthabensaldo auf der Bank kletterte munter hoch. Der beste Coup aber glückte, als in der Kantine des Bergwerks eines der Küchenmädchen kündigte; er fragte sofort, ob nicht Lore die Stellung bekommen könnte. Da es sowieso schwer war,

Mädchen in dieser Einöde zu halten, hatte er Erfolg. Nun verdiente auch sie ihre 50 Dollar im Monat bei freier Station und konnte außerdem noch bei ihm sein.

Vielleicht wären sie heute noch in den Copper-Mountains und hätten schon ein paar tausend Dollars auf der Bank — denn dort oben kann man beim besten Willen kein Geld ausgeben — wenn nicht die Krise, welche alle Staaten beben macht, auch den Kupferpreis zum Wanken gebracht hätte. Die Mine arbeitete nur zwei Tage in der Woche, womit auch der Lohn Erichs um zwei Drittel sank. Schließlich warf er die Arbeit hin und fuhr in die Weizenernte. Aber in vier Wochen konnte er nur 30 Dollar clear machen. Das lohnte sich nicht mehr. Sie beschlossen beide, den Sprung in die selbständige Existenz zu wagen. In der Okanagan-Valley, dem künstlich bewässerten Fruchtparadies im südlichen British Columbia hatten sie gute Freunde, die sie beim Ankauf einer kleinen Obstplantage vernünftig berieten. Sie heirateten sich noch schnell — ihr Ausgabenbuch weist für die gesamten Kosten der Eheschließung und Hochzeit den gewaltigen Betrag von 12,87 Dollar auf —, und dann ging es in größter Eile — nein, nicht auf die Hochzeitsreise, sondern an den Hausbau, denn ihre Flitterwochen verlebten sie in einem löchrigen Zelt, durch das Sonne, Mond und Sterne schienen, leider auch der Regen floß, auf ihrem eigenen Grund und Boden, unter ihren eigenen Apfelbäumen. Der „häusliche Herd“ bestand aus einem alten Benzinkanister, in dem ein Holzfeuer den Kartoffel- und Grützetopf am Kochen hielt. Hatten sie früher gearbeitet, so mußten sie jetzt schuften, denn der Garten wollte gewässert, gedüngt, geschnitten sein; das Haus sollte endlich unter Dach und Fach kommen und für Essen und Trinken mußte auch gesorgt werden. Endlich war das kleine Holzhaus fertig; ein Richtfest zu feiern, fehlte die Zeit. Die ganze Inneneinrichtung bestand aus neben-, unter- und übereinandergestellten Apfelkisten; aber es war nun endlich das eigene Dach über dem Kopf, um deswillen sie Deutschland verlassen hatten.

Heute sieht es schon schöner darin aus, Blumentöpfe über-

all, ein richtiger Tisch, Betten, zwei Stühle und Bänke, ein feudaler Kochherd, nur die Schränke sind noch aus Äpfelkisten. Aber damit man trotzdem weiß, daß man bei Deutschen ist, hängen zwei schöne, alte Stiche von Rembrandt an den mit Packpapier sauber verkleideten Wänden. Als ich sie besuchte, arbeiteten beide im Obstpackhaus und verdienten jeder durchschnittlich trotz der schlechten Zeiten 4 Dollar am Tag. Ihre eigene Ernte war auch nicht schlecht; einen klapprigen Ford, der immer erst einen Berg herunterlaufen muß, damit der Motor anspringt, haben sie auch schon; ein Radioapparat liefert ihnen Symphoniekonzerte aus New-York und San Francisco, und die blaßblauen fernen und nahen Berge, den tiefblauen See und den hohen, lichtblauen Himmel gibt es zu allem umsonst dazu. Glückliche sind sie auch noch. Well — wenn die Welt im übrigen einigermaßen zusammenhält, werden sie hier in diesem glückhaften Tal einmal zufrieden und still ihr Leben beschließen.

★

Der, von dem jetzt noch zu berichten ist, wird sein Leben wahrscheinlich nicht in Frieden und Stille beschließen. Berichte, wie den, der jetzt folgt, könnte ich zu vielen, vielen traurigen Dutzenden geben, aber einer soll gut sein für alle, es sind jedoch immer dieselben endlosen, trostlosen Geschichten:

Begegnung

Ich weiß nicht, ob andere mutiger oder selbstsicherer sind als ich — mich überfällt zuweilen in fernen, fremden Städten eine wenn auch grundlose, so deshalb nicht minder qualvolle, geradezu herzeinschnürende Angst. Denn das ist ja keineswegs der Fall, daß jemand, der sich schon durch viele Länder mehr oder weniger glücklich und mehr oder weniger tapfer hindurchgeschlagen hat, in jeder neuen Stadt vergnügt und unbeschwert seine Zelte aufschlägt. Immer wieder verläuft man sich, oder fährt Dutzende von Malen nach der falschen Richtung, immer wieder diese Suche nach

dem Postamt, einem passenden Hotel oder Gasthaus. Immer wieder dieses Gefühl, von den Einheimischen beobachtet und als Fremder erkannt zu werden. Denn keine Stadt gleicht der andern, selbst nicht hier im amerikanischen Westen, wo alle Ortschaften nach demselben Nord-Süd- Ost-West-Grundriß angelegt, alle Häuser nach demselben Klischee gebaut sind. Nein, jede hat ihr eigenes, unheimlich lebendiges Gesicht. Aber für den völlig Fremden, der vielleicht nicht eine Seele unter den hunderttausend Menschen kennt, ist dies Antlitz maskiert. Und es dauert viele Tage, vielleicht Wochen, ehe ihm ein Blick hinter diese Maske gelingt, und solange er nicht weiß, was sich hinter ihr verbirgt, wird ihn immer wieder diese unheimliche Furcht vor dem Unbekannten überfallen.

Fast schon zwei Stunden kämpfte ich mit mir, mein Hotelzimmer zu verlassen. Auf das Abendessen hätte ich gern verzichtet, aber mein braver Ford stand noch unten auf der Straße im Regen und wartete darauf, in den Stall gebracht zu werden, und zwei Briefe mußten noch zur Post. Es war schon nach 8 Uhr abends; ich konnte nicht länger warten, sonst erreichten die Briefe den Nachtzug nicht mehr. Zögernd und dumpf erregt zog ich die Zimmertür hinter mir ins Schloß, ging hinunter, ließ den Motor anspringen und fuhr zum Postamt. Vorsichtig kreuzte ich die Straßen, aber alles war längst leer an diesem Sonnabend-Abend im Geschäftszentrum, und der Farbendreiklang der Verkehrsampeln schien zu nichts sonst nütze zu sein, als im regenblanken Asphalt ein zwecklos schönes Spiegelspiel aufzuführen.

Ich hatte meine Briefe aufgegeben, saß schon wieder am Steuer, froh, daß alles ohne Zwischenfälle vorübergegangen war, schaltete gerade den ersten Gang ein, um das Auto in die Garage zu fahren, als mich durch das offene Fenster vom Bürgersteig her ein Mann leise, aber merkwürdig eindringlich ansprach: „Können Sie mir nicht eine Mahlzeit bezahlen!“ — Vor Schreck ließ ich die Kuppelung einfallen; der Motor stand wieder still. „Natürlich könnte ich das!“ beeilte ich mich zu antworten und kramte schon in meinen

auch nicht allzuwohl gefüllten Taschen, bevor ich noch dem Manne richtig ins Gesicht schaute. Wir sahen uns in die Augen; plötzlich stockte uns beiden der Atem; wortlos verharrten wir ein paar endlose Sekunden:

Das war also Jo!

Jo, oder, vollständiger, Joseph Leitlechner, der Steirer, mit dem ich im Sommer und Herbst 1927 in der südlichen kanadischen Prärie, im darauffolgenden Winter in den Holzfällerlagern der nördlichen Cariboo an der Grenze Alaskas zusammen gearbeitet hatte. Jo, der schwerfällige, wortkarge, vom Krieg schwer mitgenommene Mann, der damals, trotzdem er schon über zwei Jahre im Lande war, noch kaum 50 englische Worte beherrschte; Jo, mit dem ich monatelang die Pritsche, das Heulager, das Bett — was es gerade war — geteilt, Jo, an dessen Leib ich mich — und er sich an meinem — erwärmt hatte, wenn der Schneesturm des Nachts durch die klaffenden Fugen der Blockhauswand pfiß. Jo, der mich zweimal aus schweren „fights“ mit angetrunkenen Franko-Kanadiern herausgehauen hat wie ein wütender Stier, mit dem ich mich 15 Stunden lang durch lebenbedrohenden Eissturm kämpfte weit im nördlichen Felsengebirge am Summit-Lake, jener Jo, der schließlich nach so langer Zeit bedingungsloser Kameradschaft aus dunklen, mir noch heute nur halb verständlichen Gründen dahin kam, mich auf eine vernunftwidrige Art zu hassen, so daß er mich schließlich bei der Arbeit im Walde, gereizt durch irgendein mißverstandenes, scheinbar ihn verhöhnendes Wort in besinnungslosem Zorn mit der Axt bedrohte, derselbe Jo, der mich dann doch, kaum drei Wochen danach, im Schlitten einen Tag und eine Nacht lang über endlose, zugefrorene Seen fuhr, um mich so schnell wie möglich ins Hospital zu schaffen, damals, als hohes Fieber und heftige Brustschmerzen mich attackierten, weil ich zwei Stunden im eisigen Wasser eines Schneesumpfes gelegen hatte, aus dem ich mich nicht selbst befreien konnte; Jo, der bärenstarke Kerl mit dem kindhaften Herzen, der schließlich dem Weinen nahe war, als wir, während ich schon im Bett des Hospitals lag, die letzten Worte miteinander

wechselten; er konnte nicht bei mir bleiben, denn schon damals war es für einen Mann wie ihn im Winter nicht ratsam, ohne dringendste Notwendigkeit einen guten Arbeitsplatz — und den hatten wir beide gehabt — aufzugeben.

Schon am ersten Tage meiner Fahrt durch die grenzenlosen, unendlichen Prärien hatte ich gewußt, daß ich den einen oder anderen der alten Kameraden aus den Jahren des Abenteuers wiedertreffen würde. Aber weder auf den leeren, windübersummtten Steppen des Südens, noch in den herbstbraunen, laubraschelnden Buschgebieten des Nordens, noch in den wilden, großartigen Gebirgswäldern British Columbias war mir einer der alten, guten Gefährten vergangener Jahre begegnet; hier in Vancouver, der unvernünftig geliebten Stadt an der Küste des Pazifik, ereignete es sich nun, als ich es kaum mehr erwartete; und zudem war es noch Jo, den ich traf, derjenige, der mir der treueste und dem Herzen nächste Kamerad gewesen war.

„Well, Jo, du bist es!“ war alles, was ich zunächst hervorbringen konnte.

„Ja, Ally, so treffen wir uns wieder: — Du — fein bist du angezogen — fährst im Auto; und ich, damned right, bettel dich an um 25 cents —“

„Ally“ — seit vier Jahren hörte ich zum ersten Male wieder diesen Namen, der auf den Farmen und in den Waldlagern mein Rufname gewesen ist, und blitzschnell erinnerte ich mich daran, daß weder Jo noch die andern gewußt hatten, daß ich schon damals kein ganz waschechter lumber-jack gewesen. Ich würde ihm auch jetzt nichts davon sagen können, wollte ich seinen alten Haß nicht neu erwecken; denn schon damals war er stets wild geworden, wenn er mich endlose „Briefe“ schreiben sah.

„Steig ein, wir essen zusammen, dann kommst du zu mir ins Hotel!“

Wir hatten gegessen; er hatte bei mir ein Bad genommen, sich saubere Sachen von mir angezogen, saß auf meinem Bett und rauchte tabakhungrig eine Zigarette nach der andern. Sein Gesicht war zerfurchter noch als damals; die Runen,

welche vier Jahre vorderster Schützengraben, zwei schwere Verwundungen darin eingegraben, hatten sich tiefer eingefressen, wie Rostnarben in Eisen, das lange in Wind und Regen liegt. Wenn es diesem Mann nicht gelungen war, sich durchzusetzen — von wem in diesem harten Lande sollte man es sonst noch erwarten: englisch hatte er inzwischen gelernt; zu arbeiten verstand er wie kaum ein zweiter; seinen Fleiß und seine Sparsamkeit kannte ich als so zähe wie Leder, er war an ein bescheidenes, hartes Leben immer gewöhnt — und nun bettelte er.

Arbeitslose gibt es in Vancouver wie Sand am Meer. Aber ich hatte im Grunde doch immer angenommen, daß, mit geringen Ausnahmen, die Mittellosigkeit selbstverschuldet wäre. War es nicht schon vor vier Jahren in der guten Zeit beinahe üblich gewesen, daß die Männer, die den Winter über 5, 6 Dollar am Tage gemacht hatten, den ganzen Verdienst von 5 Monaten in 10 Tagen verjubelten, bevor sie noch dazu gekommen waren, sich ein neues Hemd zu kaufen; oder daß die Weizenfarmer sich jedes Jahr einen funkelneuen Lincoln oder Cadillac anschafften und den Winter in Kalifornien oder Florida verbrachten, um nur ja keinen Cent ihrer Verdienste zu ersparen? Kein Wunder, daß alle diese, als die Depression einsetzte, keinen Nickel in ihren Taschen aufstöbern konnten.

Aber gerade Jo — hätte er nicht längst über den Berg sein müssen? Statt dessen — bettelte er?

Es dauerte Tage, bis ich in seine zusammenhanglosen Erzählungen Ordnung bringen konnte; erst allmählich verließ ihn die nervöse Unrast, die es zunächst fast unmöglich machte, ihm zu folgen. Er hatte durchaus nicht zulassen wollen, daß ich ein besonderes Zimmer für ihn bezahlte. So schliefen wir wieder wie früher im selben Bett.

Länger als ein Jahr war er noch im Norden bei Prince George geblieben, hatte Eisenbahnschwellen und Telegrafentangen geschlagen und recht gut verdient. Im Januar 1929 ging die Gesellschaft bankrott, welche die Waldgebiete ausbeutete, in denen er mit vielen anderen arbeitete. Es war

mitten im Winter unmöglich, einen anderen Arbeitsplatz zu finden. Als es endlich Frühling wurde, wiesen seine Ersparnisse schon ein mächtiges Loch auf. Er wollte nicht mehr in den Wäldern bleiben, fuhr nach Süd-Saskatchewan, um auf der Farm zu arbeiten. Er fand nette Leute, schottische Farmer, bei denen er endlich richtig englisch sprechen lernte. Er hatte mit dem Boß, wie vielfach üblich, ausgemacht, daß ihm der gesamte Lohn nach der Ernte ausgezahlt würde. Aber kurz vor der Ernte schlug Hagel den Weizen zunichte. Als Jo im Oktober die Farm verließ, hatte er nicht nur nichts verdient, sondern auch noch einen großen Teil seiner früheren Ersparnisse verloren, welchen er den Farmern gutgläubig geborgt hatte. (Ähnlich liegende Fälle gibt es zu Tausenden.) Er ging wieder in die nördlichen Wälder, aber die Arbeits- und Akkordlöhne waren längst gesunken, und er verdiente knapp genug, um über den Winter zu kommen. Im Sommer 1930 begann er dies und das, ohne auch nur einen Dollar ersparen zu können, und im letzten Winter tat er das Falscheste, was nur möglich war: er fing an, im ganzen Lande herumzureisen, immer in der verzweifelten Hoffnung, im nächsten Ort Arbeit zu finden. Im Frühling dieses Jahres war schließlich der letzte Dollar verzehrt. Anspruch auf Unterstützung hatte er nicht, denn die wird fast überall nur solchen Leuten gewährt, die 12 Monate am gleichen Ort arbeitslos sind. Lange hat er in den „Dschungeln“ von Vancouver gelebt, einer Lumpen- und Höhlenstadt vor den Toren der Stadt, einem Nothafen des Elends und des Verbrechens. Aber die Polizei hat die Dschungeln vor kurzem ausgehoben und dem Erdboden gleichgemacht. Nun haust er, wie viele andere, in den billigsten, schmutzigsten Chinesenherbergen, wenn er sich etwas erbetteln konnte. Sonst muß ein Torweg oder ein Winkel bei den Docks ihm Obdach gewähren. Ihm bleibt noch eine Hoffnung, die ihn aufrecht hält: bei den Notstandsarbeiten Verwendung zu finden; aber Tausende stehen noch vor ihm auf der Liste, und die Familienväter und die eingeborenen Kanadier werden stets vorgezogen. Sich als obdachlos bei der Polizei zu melden, wagt er nicht; zwar würde er dann

wohl in einer der Suppenküchen zweimal am Tage eine Mahlzeit erhalten; aber vielleicht würde man ihn dann deportieren; mit gebrochenen Flügeln in die Heimat zurückzukehren, will sein Stolz nicht zulassen.

Schließlich wird die Deportation doch das Ende vom Liede sein, wenn sich die Verhältnisse nicht bald ändern. —

Acht Tage wohnte er bei mir und wir vertrugen uns gut. Als ich am Abend des achten Tages zurückkam, fand ich meine Kleider, die er getragen hatte, säuberlich über einen Stuhl gebreitet: er selbst war verschwunden. Auf dem Tisch lag ein Zettel: „Ich fand eine Stelle als Autowäscher; muß gleich anfangen. Besten Dank, Ally, für alles; good bye!“

Ich bezweifle, daß der Zettel den wahren Grund seines Verschwindens angab. Er hat sich nicht mehr gemeldet; ich habe ihn nicht wiedergesehen.

3. GENOSSE WACHER

In den Kohlengruben von Estevan — im Süden der mittleren kanadischen Weizenprovinz Saskatchewan — streikte die gesamte Belegschaft. Wochenlang. Die Behörden des Bezirks schwankten zwischen schlaffer Nachgiebigkeit und rigorosen Energieanfällen unentschlossen hin und her. Die Besitzer der kleinen Gruben hätten sich gern mit den Streikenden geeinigt, doch machten ihnen die Herren der großen Minengesellschaften, welche unbedingt eine Herabsetzung der Löhne erzwingen wollten, stets einen Strich durch die Rechnung. An manchen Tagen konnten die Streikenden ungestört demonstrieren, an anderen, wenn die Behörden gerade ihre mutigen Stunden hatten, fuhr die Polizei auf und schoß ein wenig. Dann gab es auf beiden Seiten Verwundete, manchmal auch Tote. Die Disziplin unter den Streikenden war erstaunlich — Streikbrecher konnten die Minenherren trotz der großen Arbeitslosigkeit nirgendwo auftreiben —, erstaunlich besonders für amerikanische Verhältnisse, wo Streikbruch unter dem Schutz der staatlichen Polizei und auch der von den Unternehmern organisierten Privattruppen noch bis vor kurzem etwas Selbstverständliches war. Die offizielle Streikleitung tagte natürlich in den Minengebieten selbst; aber hinter den Kulissen wurde der Kampf von der kommunistischen Zentrale in Winnipeg aus dirigiert.

★

Irgendwo im Nordosten Winnipegs, der größten Stadt Manitobas und überhaupt der drei kanadischen Weizenprovinzen, liegt der „Ukrainian Labor Temple“. In allen größeren Städten des kanadischen Westens gibt es ukrainische „Arbeits-Tempel“, was wir vielleicht mit Gewerkschaftshäusern übersetzen würden. Die Ukrainer beweisen besondere

Disziplin und großes Selbstbewußtsein im kanadischen Klassenkampf. Kaum eine andere Einwanderergruppe im kanadischen Westen hat so weitreichende und gutgeführte Organisationen. In ihren Versammlungshäusern finden auch die revolutionären Arbeiterverbände anderer Nationen Obdach. Wenn auch die ukrainischen Organisationen nicht offiziell kommunistisch sind, so ist es doch sicherlich nicht falsch, wenn man sie als Kerntruppen der radikalen politischen Arbeiterbewegung ansieht.

Von diesem Ukrainian Labor Temple in Winnipeg wurde der Streik in Estevan geleitet. Hier trafen sich jede Nacht in einem kleinen Seitenraum fünf bis sechs Männer, welche die Nachrichten vom Kriegsschauplatz des Streiks besprachen und die Strategie für die kommenden Streiktage entwarfen. Am nächsten Morgen dann, wenn noch die Stadt längst schlief, standen die Kuriere an der Eisenbahnstrecke, über welche die Züge nach Saskatchewan fahren. Aus der Ferne kam der fahrplanmäßige Güterzug angerasselt, und während er in der grauen Dämmerung langsam vorbeiglitt, enterten die zwei Kuriere den Zug, um die Anweisungen der Führer nach Estevan ins Streikgebiet zu bringen. Als die Lage im Streikgebiet brenzlich wurde und Streikbruch zu befürchten stand, fuhren auf jedem Güterzug, der Winnipeg verließ, Dutzende von Arbeitslosen in die Kohlengebiete, Männer, die unbedingt zuverlässig waren und die bestreikten Minen als Streikposten vor den Saboteuren des Klassenkampfes schützen sollten. Ebenso wie jeden Tag die Kuriere von der Leitung in Winnipeg abgingen, kamen jeden Tag die Boten aus dem Streikrevier nach Winnipeg, um über die Lage zu berichten. So blieben die Streikleitung und die Streikenden in engster Verbindung miteinander und entgingen doch der Gefahr, daß ihre Briefe oder Telegramme geöffnet oder ihre Telefongespräche abgehört wurden. Die Güterzüge laufen ja täglich genau so fahrplanmäßig aus und ein wie die Expresszüge, und die kanadischen Eisenbahngesellschaften sind in diesen Zeiten der Depression weitherzig genug, blinde Passagiere auf ihren Frachtzügen mitzunehmen.

Die braven Bürger Winnipegs wußten nichts von diesen Zusammenhängen zwischen dem Streik in Estevan und dem kleinen Hinterzimmer im Ukrainian Labour Temple, in welchem die ganze Nacht Licht brannte. Und auch die Polizei scheint nicht allzuviel davon gewußt zu haben, sonst wäre sie sicher eines schönen Tages erschienen und hätte das „Verschwörernest“ ausgehoben; Kommunisten sind in Kanada fast ebenso vogelfrei wie in den Vereinigten Staaten.

★

Auf der schmutzigen Hintertreppe dieses Ukrainian Labor Temple saß ich mit ein paar handfesten Männern aus allen Teilen Europas und erzählte ihnen von Moskau, dem Glaubenssymbol unzähliger Arbeitsloser in allen Winkeln der Welt. Ob es nun der Ire O'Brian mit den knallroten Haaren war oder der Russe Krimzoff mit den knallschwarzen, der blonde Engländer Wilson oder der gemütliche Schwabe Dillinger — die da auf die Anweisungen der Führer warteten, deren flüsternde Stimmen wir nur undeutlich aus dem Beratungszimmer hörten —, ob der Ungar Borno oder der Schotte McGill, die mich nach dem Mausoleum Lenins fragten — immer war es dasselbe: Moskau war der Hoffnungshimmel all dieser Männer, die zum Teil seit Jahren nichts mehr hatten verdienen können. Ein paar von ihnen waren in Moskau geschult, kannten Berlin — allerdings nur den Bülowplatz und das Liebknechthaus — und überzeugten mich zum ersten Male davon, daß in der Tat heute der unmittelbare Einfluß Moskaus über die ganze Welt reicht und überall in steigender Zahl Leute zu finden sind, welche in Moskauer Partei- und Agitationsschulen für den revolutionären Kampf nach den besonderen Erfordernissen ihrer Heimatländer geschult worden sind.

Ich erzählte den Jungens von Moskau, und sie fragten mich, wobei sie sich außerordentlich gut unterrichtet zeigten, über deutsche Parteiverhältnisse aus; von der Sozialdemokratie sprachen sie mit derselben gut eingedrillten Verachtung, in der sich auch die deutschen Kommunisten so sehr

gefallen. Plötzlich tat sich die Tür auf, und heraus trat ein kleiner, unscheinbarer Mann, der zwei hereinrief. Das war jener Genosse Wachter, von dem ich schon an den vorausgegangenen Abenden an jeder Straßenecke, wo die Arbeitslosen standen und schwatzten, hatte sprechen hören, von dem mir Dillinger, der den deutsch-kanadischen Arbeiter-Verband verwaltet, so viel erzählt hatte. Derselbe, der im Januar 1932 von der proletarischen Bevölkerung Winnipegs für die Bürgermeisterwahl aufgestellt wurde und — für kanadische Verhältnisse — eine überraschend hohe Stimmenzahl für sich buchen konnte. Derselbe Genosse Wachter, dessen Klugheit und persönliche Integrität selbst von seinen Gegnern anerkannt wurde. Jener Wachter, den die große mennonitische Gemeinde in Süd-Manitoba und in Winnipeg als einen abtrünnigen Verräter haßt, weil er schon seit über zwanzig Jahren der Kirche abgeschworen und sich zum Führer einer Bewegung gemacht hat, die den politischen Überzeugungen der menonitischen Bevölkerung Westkanadas, den loyalsten Bürgern, die sich denken lassen, geradenwegs entgegenläuft. Ein Mann, der gegen alle Widerstände Arbeiter und Farmer in kooperativ arbeitenden Betrieben zusammenzufassen versucht und gerade jetzt mit anderen zusammen eine große, auf kooperativer Grundlage arbeitende Meierei in Winnipeg eingerichtet hat.

Nach kurzer Zeit kamen die beiden Abgerufenen wieder heraus und verschwanden sofort, um noch einen Güterzug zu erwischen, der kurz nach Mitternacht die Stadt verließ. Die anderen wurden nicht mehr gebraucht. Wir gingen langsam durch die nachtdunklen Straßen nach Hause.

★

Nur die Not treibt die Arbeitslosen in die kommunistischen Verbände. Die kommunistische Gesinnung entwickelt sich erst später.

Dillinger erzählte mir einen Fall, der diesen Eindruck, welcher sich mir auch schon aufgedrängt hatte, bestätigte: einer seiner besten Agitatoren unter den arbeitslosen deutschen

Einwanderern hätte plötzlich und überraschend wieder Arbeit gefunden und sei seitdem spurlos verschwunden, ohne auch nur daran zu denken, die Arbeiten und Aufträge, welche er übernommen, in die Hände der Verbandsleitung zurückzugeben.

Die Einwanderer haben ja alle die Heimat nicht verlassen, um in Kanada Revolution zu machen, sondern um sich Grund und Boden und eine neue Heimat zu erarbeiten. Und alle diese Männer müssen schon sehr hart vom Schicksal und von der Arbeitslosigkeit mitgenommen sein, um nicht die Möglichkeit, drei Dollar am Tag zu verdienen, über jede politische Überzeugung zu stellen.

★

Kamerad Wachter saß in der Zentrale der kooperativen Meierei und rechnete mit den Fahrern ab, die von ihren Lieferfahrten einer nach dem andern zurückkamen. Ich saß daneben und unterhielt mich mit ihm über die Aussichten der revolutionären Bewegung in Kanada, während er zwischendurch schnell ein paar Zahlen auf der Rechenmaschine zusammenaddierte, mit einem Genossen Jack telefonierte, der Stenotypistin zwei und einen halben Brief ansagte und einen Streit zwischen zwei zankenden Käsemeistern schlichtete. Ich fragte ihn:

„Was meinen Sie, Genosse Wachter, wie lange wird es noch dauern, bis Kanada kommunistisch ist?“

Er lachte: „Das werden wir wohl beide nicht mehr erleben, Genosse Johann. Das scheint mir in diesem Lande ferner zu sein als irgendwo sonst. Eine wirkliche Revolution kann man immer nur mit den Bauern, aber nie ohne oder gar gegen sie machen. Und wo sind die Farmer individualistischer als gerade hier in Kanada? Haben doch alle diese Männer oder ihre Väter noch selbst ihr Land dem Urwald oder der Steppe abgerungen. Nichts liegt ihnen ferner als der Gedanke, den schwer genug erkämpften Besitz aufzugeben oder aufzuteilen.“

„Gut“, meinte ich, „wenn sie aber jetzt auf ihren großen Farmen verhungern, weil der Weizenpreis unter den Selbst-

kosten liegt? Wenn die Einwanderer, die mit großen Versprechungen ins Land geholt wurden und sich jetzt von den Verhältnissen betrogen sehen, noch weiter verelenden, wenn noch mehr Fabriken zumachen, als schon zugemacht haben, die Eisenbahnen zu Tausenden ihre Angestellten entlassen und die Städte und Provinzen bankrottgehen, was dann?“

Er sah mich aus seinen tiefliegenden Augen in dem schmalen eingetrockneten Gesicht lange an und spielte mit seinem Bleistift.

„Ja, was dann — —. Aber es wird nicht so weit kommen. Alle Depressionen sind vorübergegangen, warum sollte diese nicht auch über kurz oder lang vorübergehen?“

„Ich glaube nicht, daß sie über kurz oder lang vorübergeht, weil es sich diesmal wohl kaum noch um eins der bekannten Wellentäler zwischen zwei Konjunkturen handelt. Liegt heute nicht schon das ganze System des Kapitalismus in den letzten Zügen?“

„Nein, noch kann ich das nicht einsehen; Marx meint, daß . . . (folgt lange Auseinandersetzung marxistischer Doktrinen) und außerdem wäre nichts so unerwünscht, als wenn der Kapitalismus plötzlich unterginge, denn noch ist hier kein Mensch bereit, ein einigermaßen funktionierendes neues System an seine Stelle zu setzen. Die Menschen, die dazu nötig sind, sind einfach noch nicht da. Zwar wird sicherlich eines Tages mit Gewalt der Durchbruch gewagt werden müssen, aber noch ist die Masse der Verzweifelten, welche die Entwicklung der letzten zweihundert Jahre zersprengen werden, nicht groß und nicht entschlossen genug; vorläufig sind noch alle Depressionen vorübergegangen, auch diese wird vorübergehen.“

Aus dem Munde dieses Kommunisten hörte ich die Phrase, die mich durch ganz Amerika begleiten sollte, zum ersten Male: alle Depressionen sind vorübergegangen, warum soll diese schließlich nicht auch vorübergehen. Das sagten Rechtsanwälte und Beamte, Professoren und Arbeitslose, Millionäre und schwarze Baumwollfarmer, methodistische Pfarrer und Kaffeehausbesitzer.

Da saß Genosse Wachter, der in der revolutionären Bewegung ergraut ist, der mir stolz von den Fortschritten der Partei und von dem Funktionieren der Partei berichtet hatte, ein Mann, klug und entschlossen, unantastbar in der Reinheit und Konsequenz seiner Überzeugung und seines Lebens, zu unterrichtet, um wie die meisten seiner Gesinnungsgenossen anzunehmen, daß der russische Versuch sich einfach auf so völlig anders konstruierte Länder wie Kanada übertragen ließe — und wußte letzten Endes auch keine andere Antwort auf die Frage, wie die große Not dieser Zeit zu bannen wäre, als die verzweifelt wenig schlüssige Formel: vorläufig sind noch alle Krisen vorübergegangen, auch diese wird vorübergehen.

„Und außerdem“, meinte er, als ich schon den Hut in der Hand hatte und wir immer noch nicht das letzte Wort finden konnten, „außerdem wäre jede kommunistische Revolution in irgendeinem andern Lande der Welt, die ja andere Revolutionen nach sich reißen würde, noch auf Jahre hinaus dem russischen Kommunismus äußerst unerwünscht, weil der Fünf-Jahres-Plan noch auf beträchtliche Zeit hinaus durch nichts gefährlicher bedroht werden könnte als durch einen Zerfall der kapitalistischen Welt. Noch braucht die Sowjet-Union das Material und den Kredit der kapitalistischen Länder bitter, um ihren ersten und die weiteren Fünf-Jahres-Pläne durchführen zu können.“

★

Genosse Wachter — zu alt und zu weise, um nicht schon skeptisch geworden zu sein, Kommunist und zu sehr Theoretiker, um nicht vor einer endgültigen Entscheidung zurückzuschauen; auch er wie alle anderen in Europa und in Amerika: Geschobener und Geführter und nicht Führer.

Keiner will den Kelch trinken, der doch nicht an ihm vorübergehen wird.

4. NOTSTANDSARBEITER

Selbstverständlich sind keineswegs nur die frisch eingewanderten Männer in Kanada arbeitslos, die Seuche der Arbeitslosigkeit frißt sich tiefer und tiefer ins Volk und hat längst schon Schichten erfaßt, die sich nie haben träumen lassen, einmal mittellos auf der Straße zu liegen.

Aber das Gefühl, Opfer einer wirtschaftlichen Entwicklung zu sein, an der sie keine Schuld tragen, haben doch vorwiegend nur diejenigen Arbeitslosen, welche noch europäisch denken. Die richtigen Kanadier halten zu einem großen Teil selbst heute noch, wo die Tatsachen dies längst widerlegt haben, ihre Arbeitslosigkeit im wesentlichen für privates Pech. Erst langsam dämmert ihnen die Erkenntnis auf, daß sie Abfall einer allzu heftigen Entwicklung sind, daß viele von ihnen auf absehbare Zeit hinaus überhaupt keine Arbeit mehr finden werden. Sie haben schon alle schlechte Zeiten durchgemacht und sind daran nicht zugrunde gegangen. Sie überlegen und übersehen vorläufig nicht, daß es sich wahrscheinlich um einen Zusammenbruch der bisherigen Form des Wirtschaftens handelt, und daß ein Ende dieser bösen Zeiten nicht eher abzusehen ist, als bis nicht diese Form grundsätzlich abgeändert worden ist.

Man kann es schwerlich noch privates Pech nennen, wenn heute nach einigermaßen sicheren Schätzungen 6 bis 8 v. H. der kanadischen Einwohnerschaft arbeitslos sind — sichere Statistiken existieren nicht. Es wäre längst an der Zeit, eine zusammenfassende Lösung der Arbeitslosenfrage zu versuchen, denn die Not ist bei vielen, die seit ein, zwei Jahren keinen roten Heller mehr verdient haben, größer als irgendwo bei uns. Aber man läßt es darauf ankommen; mögen die Provinzen oder Gemeinden selbst zusehen, wie sie mit dem Elend innerhalb ihrer Bereiche fertig werden.

Nur selten hört man, daß jemand das Recht beansprucht, von der Gesellschaft unterhalten zu werden, wenn er innerhalb dieser Gesellschaft seinen Lebensunterhalt nicht mehr verdienen kann. Arbeitslosigkeit hat zunächst mit den Rechten und Pflichten der Gesellschaft überhaupt nichts zu tun, sie ist Gegenstand der Wohltätigkeit. Almosen sind alles, was die Arbeitslosen verlangen können, Almosen, um sich ein Abendbrot zu kaufen, oder Almosen in Gestalt von zwei warmen Mahlzeiten am Tag aus der Suppenküche. Das ist wohlgemerkt nicht nur die Auffassung derjenigen, die noch ungeschmälert im Genuß ihres Vermögens oder ihrer Arbeit stehen, sondern auch zu einem ganz hohen Prozentsatz die Auffassung der Arbeitslosen selbst, soweit sie sich aus eingeborenen Kanadiern oder Amerikanern rekrutieren.

Wer da Geld verdienen will, muß arbeiten. Dieser Grundsatz scheint so unverbrüchlich zu sein, daß Notstandsarbeiten in Angriff genommen werden, die keinen sehr vernünftigen Eindruck machen. Es wäre sicherlich in vielen Fällen klüger, den Arbeitslosen eine auskömmliche Unterstützung zu gewähren, als sie immer noch mehr — Straßen bauen zu lassen. In der Tat, Wegebau scheint die einzige Beschäftigung zu sein, die man sich in Kanada für die Arbeitslosen ausdenken kann. Dieses leere, raumweite, wahrhaft grenzenlose Land baut alle seine Straßen jetzt für die nächsten hundert Jahre, Straßen, auf denen in manchen Jahreszeiten einmal in der Woche ein Auto entlangfahren wird; und das wäre noch viel! Ich könnte mir denken, daß die Nachfahren dieser jetzt lebenden 9 Millionen Kanadier ihre Eltern und Voreltern verfluchen, weil sie ihnen so viele kostspielige, kaum befahrene Straßen hinterließen, die, ständig in guter Verfassung zu halten, ein schweres Stück Geld kosten wird.

Ein paar Ortschaften allerdings haben es mit einer Art von Arbeitslosenunterstützung versucht; sie zahlten jedem, der sich als mittellos meldete, am Tag 35 cents; das reicht gerade hin für eine kräftige Mahlzeit, und es schien so, als ob nur wirklich Bedürftige diese nach hiesigen Begriffen kärgliche Unterstützung in Anspruch nehmen würden. Aber nach-

dem ein paar fixe Kerls auf den gloriosen Einfall kamen, jeden Tag auf einem der vielen Güterzüge — wie hierzulande gang und gäbe — zwischen zwei, drei Städtchen hin- und herzupendeln, um in jeder von ihnen die 35 cents zu kassieren — was auf die Dauer bei bescheidenen Ansprüchen ein auskömmliches Geschäft gewesen wäre —, stellte man diese Art, die Arbeitslosen zu unterstützen, wieder ein.

Ich habe das weite Land Kanada von Osten nach Westen und von Süden nach Norden durchfahren. An allen Straßen fand ich im Abstand von 50 oder 100 Meilen ein neues Relief-Camp, was man reichlich umständlich eigentlich nur mit „Notstandsarbeitslager“ übersetzen kann, von dem aus 100 bis 200 Männer die Straße verbesserten oder eine neue anlegten.

Den Eindruck von Menschen, die vom Geschick aus der Bahn geworfen sind, machten nur wenige dieser Männer; es waren zumeist starke, gesunde, vergnügte Jungens, die hart arbeiteten und im übrigen den lieben Gott einen guten Mann sein ließen. Ihnen war es denkbar gleichgültig, ob die Straße, die sie bauten, jemals benutzt werden würde; solange sie ihre 2 \$ am Tag erhielten, wovon ihnen etwa 85 cents für Essen und Wohnung abgezogen wurden, war der Wegebau ganz in Ordnung.

Die Männer schlafen in großen, geräumigen Baracken, die fest gebaut und gut geheizt sind, selten mehr als fünfzig unter einem Dach. „Baracken“, das klingt uns wenig einladend. Aber die meisten sind es von ihren Holzfällerlagern oder Sägemühlen, wo sie früher arbeiteten, gar nicht anders gewöhnt; ja, viele rühmten mir, die Relief-Camps seien viel besser eingerichtet als die Blockhäuser im Urwald, in denen sie sonst zu hausen pflegten; früher hätten sie sich nur einmal in der Woche rasiert, aber jetzt im Relief-Camp sei alles so tadellos sauber, daß man sich tatsächlich jeden Tag rasieren müßte, ehrenhalber! Zwar beim Telegrafentangen- oder Eisenbahnschwellen-Schlagen hätten sie das Doppelte und Dreifache verdient als nun beim Wegebau, aber das warme Bad, das man alle Abend im Camp nehmen könne, sei auch

nicht zu verachten. Wohl ist schon mehrfach in Camps, die unter kommunistischem Einfluß stehen, gestreikt worden, weil die Löhne, die normalerweise beim Wegebau gezahlt werden, höher sind als die Löhne in den Relief-Camps; aber zu ernsthaften Differenzen wird es nicht kommen, weil die Relief-Camps wirklich, soweit die Umstände es erlauben, vorzüglich ausgestattet sind.

Bevor die Arbeitslosen, darunter auch ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz von Studenten, Kaufleuten und sonstigen Stehkragenproletariern, in die eigentlichen Arbeits-Camps geschickt werden, sammelt man sie in größeren Ruhelagern, wo sie sich von den Entbehrungen der vorausgegangenen Arbeits- und Brotlosigkeit zunächst einmal erholen können, um wieder bei Kräften zu sein, wenn sie mit der schweren Wegebauarbeit anfangen. Auch in diesen Sammel-Camps gibt es gutes, reichliches Essen, warme, saubere Betten, Badezimmer und Waschgelegenheiten für jeden, dazu Bibliotheken und Gemeinschaftsräume; für alle nicht allzu unbescheidenen Ansprüche ist vorzüglich gesorgt. Nach ein bis drei in diesen Sammelagern verbrachten Wochen, für die nichts zu bezahlen ist, werden dann die Männer auf ihre endgültigen Arbeitsplätze geschickt.

Schätzungsweise wird im Winter 1931-32 wohl jeder zweite oder dritte kanadische Arbeitslose in diesen Relief-Camps Arbeit gefunden haben. Europäische Einwanderer, die noch nicht die kanadischen Bürgerrechte besitzen, sind beinahe überall von den Notstandsarbeiten ausgeschlossen, es sei denn, sie erklären sich damit einverstanden, sich innerhalb von sechs Monaten in ihr Ursprungsland zurückschaffen zu lassen, eine harte und in mancher Hinsicht unverständliche Bestimmung.

Die im Lagerdienst ständig Beschäftigten, wie die Köche, die Badehauswärter, die Wäschereiangestellten, erhalten den regulären Lohn, etwa 3,50 bis 4,50 \$ pro Tag. Für alle andere Arbeit gibt es, wie schon erwähnt, durchweg ohne Unterschied 2 \$ für Unverheiratete, 2,80 \$ für Verheiratete, die gewöhnlich ihren gesamten Verdienst, nach Abzug der Kosten für Mahlzeiten und Logis, heimsenden.

Nach unseren Begriffen unverständlich bleibt nur, warum für diejenigen, die das Glück hatten, bei den Notstandsarbeiten Beschäftigung zu finden, so gut gesorgt wird, während die andern, die genau so wenig schuld an ihrer Arbeitslosigkeit sind, sich mit zwei Mahlzeiten täglich aus der Suppenküche begnügen müssen oder ganz leer ausgehen.

Es ist in der Tat erstaunlich, was die kanadische Regierung es sich kosten läßt, den Arbeitslosen wieder Verdienst zu verschaffen. Dauert allerdings die auch Kanada hart belastende Krisis noch lange an, so kann der Staat über kurz oder lang darüber zahlungsunfähig werden.

Aber jedermann ist trotz der schlechten Zeiten optimistisch und meint, daß man schon irgendwie durchkommen würde. Hierin liegt vielleicht einer der interessantesten Unterschiede zwischen europäischer und amerikanischer Mentalität. Die schlechten Zeiten sind bei uns nicht wesentlich schlechter als drüben. Doch drüben ist man, abgesehen von denjenigen, welchen mit Gewalt die letzte Hoffnung ausgetrieben wurde, immer noch grundsätzlich optimistisch, was man von uns nicht gerade behaupten kann. Zuweilen, wenn man die Leute drüben über Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrise, Währungssorgen und Etatsschwierigkeiten theoretisieren hört, dann merkt man erst, wie viel wir in den letzten 18 Jahren erfahren haben, wie viele Felle uns schon auf Nimmerwiedersehen weggeschwommen sind, und wie viele grüne Hoffnungen wir längst und unwiderruflich zu den Akten geschrieben haben. Es klingt paradox, aber es ist sicherlich richtig, wenn man behauptet, daß die Leute drüben eigentlich noch gar nicht wissen, wie schlecht es ihnen schon geht. Die Kunst, vor unangenehmen und unerwünschten Dingen die Augen zu schließen, bis man sich an irgendeiner harten Mauer den Schädel einrennt, ist jenseits des Atlantik in erfreulichem Maße entwickelt.

5. WAS WIRD AUS KANADA?

Es gibt theoretisch verschiedene Wege, mit der Arbeitslosigkeit fertigzuwerden.

Man kann erstens die überzähligen Menschen verhungern lassen; so geschieht es schon seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden in Ländern wie China und Indien.

Man kann zweitens die Arbeitslosen, so gut es eben geht, durch Almosen unterstützen. Dabei gehen allmählich die weniger widerstandsfähigen Familien und Individuen zugrunde, während sehr lebenskräftige unter Umständen den Sturm überdauern. Zu diesem Weg scheint man sich in den Vereinigten Staaten entschlossen zu haben.

Man kann drittens eine Pflicht der Gesellschaft, die Arbeitslosen zu unterstützen, ablehnen, sich aber doch aus menschlichen und politischen Gründen dazu entschließen, die Arbeit, welche normalerweise in genügendem Umfang vorhanden ist, künstlich durch Notstandsarbeiten von Staats wegen zu schaffen. Diesen Weg geht u. a. Kanada.

Und man kann schließlich viertens die Arbeitslosen in Ländern, wo Arbeit selbst beim besten Willen nicht künstlich in genügendem Umfang geschaffen werden kann, auf Kosten der noch Arbeitenden unterhalten, indem man sie unmittelbar durch Geldbeträge in der Höhe eines sehr dürftigen Existenzminimums über Wasser hält (England, Deutschland).

In den ersten beiden Fällen entschließt man sich also zu einem — vom Menschlichen her gesehen — sehr grausamen Verhalten, erhält aber die sichere Existenz der noch nicht unter die Räder Geratenen. In den beiden andern Fällen erhält man die im Existenzkampf Unterlegenen indirekt oder direkt auf Kosten der noch gesunden Glieder, setzt aber dadurch, falls die Krisis nicht in begrenzter Zeit vorüber ist,

die Gesamtheit des Volkes aufs Spiel, denn der auf diesem Weg drohende Staatsbankrott trifft bei einem Zusammenbruch des Staates nicht nur allein die Arbeitslosen, sondern zerstört alles mit, was bis dahin noch gesund war.



Wenn es möglich wäre, die Entwicklung des Menschengeschlechts mit der Kühle des Biologen anzusehen, so müßte man es für das Beste halten, wenn die ungezählten Millionen, die auf der Welt an Arbeitslosen existieren, verhungern. Der Biologe ist ja durchaus mit der Erscheinung vertraut, daß in der Welt ganze Arten und Rassen von Lebewesen an veränderten Lebensbedingungen zugrunde gehen. Die Tierwelt ganzer Erdzeitalter ist vom Erdboden verschwunden und kann heute nur noch mühsam rekonstruiert werden. Auch daß menschliche Rassen untereinander sich ausgerottet haben, ist eine Tatsache, deren Wirkungen sich noch in der unmittelbaren Gegenwart studieren lassen; die weltgeschichtlichen Beispiele dafür sind so bekannt, daß sie nicht besonders erwähnt zu werden brauchen. Immer wieder haben in den wenigen Jahrtausenden der Weltgeschichte Krisen, Hungersnöte, Seuchen, Eroberungs- und Vernichtungsfeldzüge das menschliche Geschlecht zu Hunderttausenden dezimiert; der Gedanke also, daß die Arbeitslosigkeit dadurch aus der Welt geschafft werden könnte, indem man die Arbeitslosen einem mehr oder weniger schnellen Hungertode preisgibt, ist durchaus nicht so ungeheuerlich, wie es auf den ersten Blick erscheinen möge.

Das Gegenteil vielmehr ist richtig: Wir erleben vielleicht heute mit solcher Kraft zum ersten Male im Verlauf der Weltgeschichte — so sehr auch tausend Tatsachen dies zu widerlegen scheinen — eine Art von Gemeinschafts-Gesinnung innerhalb der einzelnen Völker, vor allem der weißen Rasse, die in solcher Weise bislang nicht möglich war.

Kein ernst zu nehmender Mensch kann heute, ohne für wahnsinnig gehalten zu werden, die Meinung vertreten, die Arbeitslosigkeit sei dadurch zu lösen, daß man die Arbeits-

losen aushungert. Niemand hält heute mehr, wie das in früheren Zeitaltern nicht nur möglich, sondern beinahe selbstverständlich war, die Entwicklung der Lebens- und Arbeitsbedingungen für etwas Unabänderliches. Unsere Zeit ist sich mehr als irgendeine vergangene der Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Politik, Kultur und Zivilisation bewußt geworden. Und wenn die politisch-wirtschaftliche Struktur der Welt nicht mehr imstande ist, die Menschen zu ernähren, so kommen nur noch Wirrköpfe und Verbrecher auf die Idee, die aus dem Arbeitsprozeß Ausgeschalteten umkommen zu lassen, anstatt das System rücksichtslos so lange zu korrigieren, bis es wieder imstande ist, allen Menschen ein einigermaßen auskömmliches Existenzminimum zu gewährleisten.



Nach solchen Überlegungen erscheint die Politik der kanadischen Regierung, die Arbeitslosigkeit durch sehr weitgehende Bereitstellung von Mitteln für Notstandsarbeiten zu beheben, überaus aner kennenswert. Zu beachten ist jedoch, daß es nur dann sinnvoll ist, diesen Weg zu gehen, wenn man sich auch in den übrigen Teilen des Staatshaushalts darauf einrichtet. Notstandsarbeiten in großem Umfang sind nur dann möglich, wenn die Arbeitslosigkeit keine chronische Krankheit ist, wenn die Dauer der Krisis ziemlich eng begrenzt werden kann, wenn man sich zu einer hohen Besteuerung der noch Verdienenden entschließt, wenn Staatsanleihen in unbeschränktem Umfang zu niedrigen Zinsen zur Verfügung stehen, wenn möglichst nur solche Notstandsarbeiten geleistet werden, die eine große Anzahl von Menschen auf die Dauer absorbieren, und die nicht mit hohen Unterhaltungs- oder Verzinsungskosten belastet bleiben; wenn schließlich der zum Arbeitgeber werdende Staat die Notstandsarbeiten nicht als den Arbeitslosen gespendete Almosen ansieht, sondern konsequent seine gesamte, auch nicht damit zusammenhängende Politik im Sinne eines guten Kaufmanns führt, d. h. sich vor allem und mit ganzer Kraft bemüht, den normalen Ablauf der Wirtschaft wieder in Gang

zu bringen, oder, falls dies nicht möglich ist, die Arbeitslosen solchen Beschäftigungen zuführt, die sie über kurz oder lang wirtschaftlich unabhängig und selbstgenügsam machen.

Die Politik der kanadischen Regierung in den letzten zwei Jahren läßt diese Folgerichtigkeit vermissen. Nichts wäre im Augenblick wichtiger, als dafür zu sorgen, die gewaltigen Weizenmengen, in denen die kanadische Landwirtschaft erstickt, auf dem Weltmarkt abzusetzen. Die kanadische Regierung steht jedoch wesentlich unter dem Einfluß der jungen Fertigwaren-Industrie des kanadischen Ostens. Um diese vor allzu wohlfeilen ausländischen Konkurrenz-Produkten zu schützen, hat die Regierung durch hohe Einfuhrzölle die Fertigwaren früherer Hauptabnehmerländer von Weizen vom kanadischen Markt ausgeschlossen. Die Klage der kanadischen Farmer, daß die Weizenverbraucher der Welt die kanadische Landwirtschaft erdrosseln wollten, entbehrt jeder Berechtigung, solange sich die kanadische Regierung nicht der Verpflichtung zum Austausch von Roh- gegen Fertigprodukte bewußt ist. Der kanadische Premierminister Bennet stammt aus einer industriellen Familie des kanadischen Ostens und besitzt riesige industrielle Interessen. Er ist mit der Hilfe der Farmerstimmen des kanadischen Westens gewählt worden, hat aber eine Zollpolitik betrieben, welche den Farmern geschadet hat und der jungen Industrie des kanadischen Ostens auf die Dauer nicht nützen wird. Die Kritik an der Politik der gegenwärtigen Regierung wird im kanadischen Westen schon außerordentlich deutlich. Die Farmer werden einem Bennet zum zweiten Male ihre Stimmen nicht geben.

Länder, die in vergangenen Jahren zu den Hauptabnehmern des kanadischen Weizens gehörten, sahen sich gezwungen, ihre Grenzen durch hohe Zölle gegen die Nahrungsmiteleinfuhr vom Ausland abzuriegeln. Um die eigene Landwirtschaft vor dem Zusammenbruch zu bewahren, mußten sie ihr den Binnenmarkt zu auskömmlichen Preisen erhalten. Italien, Frankreich und Deutschland entschlossen sich zu dieser Politik, mußten sich dazu entschließen, weil in diesen Ländern der Umfang der landwirtschaftlichen Pro-

duktion in einem solchen Verhältnis zur Anzahl der Verbraucher steht, daß es wenigstens theoretisch denkbar erscheint, die Bevölkerung eines jeden dieser Länder ausschließlich durch die Erzeugnisse des Heimatbodens zu ernähren. Ein paar willkürlich herausgegriffene Zahlen, die auf Veröffentlichungen und Angaben des Canadian-Wheat-Pool beruhen, mögen diese Entwicklung kennzeichnen:

In Italien betrug der Zoll auf den bushel nichtitalienischen Weizens

im Mai 1929 = 0,58 \$

im Juni 1930 = 0,86 \$

Im August 1930 betrug der Weltmarktpreis für Weizen 0,86 \$ d. h. der Inlandspreis für Weizen in Italien betrug 1930 doppelt soviel wie der Weltmarktpreis (1 bushel = 27,2156 kg).

Im Juli 1929 erhöhte Deutschland den Zoll auf Weizen von 32 auf 42 cents für den bushel,

am 20. Januar 1930 auf 62 cents für den bushel

am 27. März 1930 auf 78 „ „ „ „

am 25. April 1930 auf 97 „ „ „ „

im September 1930 auf 1,20 \$ „ „ „

Im Juli 1929 mußten die Mühlen in Deutschland 30 v. H. Inlandweizen vermahlen; dieser Vermahlungszwang wurde bald auf 40 v. H., dann auf 60 v. H. gesteigert, im September 1930 auf 80 v. H., Anfang 1932 beträgt er 97 v. H.

Frankreich erhöhte den Zoll auf Einfuhrweizen im Mai 1929 von 37 auf 59 cents für den bushel, im Juli 1930 auf 84 cents; im September 1929 verordnete die französische Regierung, daß bei der Herstellung von Weizenmehl in Frankreich nur noch 3 v. H. Auslandsweizen verwendet werden dürfen, womit praktisch der Auslandsweizen, vor allem der kanadische, vom französischen Markt ausgeschlossen wurde. Im Jahre 1930 wurde die Höchstgrenze für Auslandsweizen auf 10 v. H. erhöht, da die französische Weizenernte schlecht ausgefallen war.

Während sich so die Verbraucherländer gegen die Einfuhr des kanadischen Weizens verschlossen, und den kana-

dischen Weizen und damit den kanadischen Staat in steigende Bedrängnis brachten, wurde die Situation noch dadurch erschwert, daß auch andere in großem Maßstab Weizen produzierende Länder auf riesenhaften Weizenmengen sitzen geblieben waren, welche den Weizenabsatz noch mehr verstopften. Ende Juli 1929 hatte z. B. Argentinien noch 120 Millionen bushel Weizen auf Lager, wovon der größte Teil verschleudert wurde, bevor im Herbst die neue Ernte einkam. In den letzten fünf Monaten des Jahres 1929 wurden diese ungeheuren Weizenmengen nach Liverpool und dem Kontinent verschifft und hier zu jedem Preis losgeschlagen. In der Zeit vom 1. August bis 30. September 1929 wurde argentinischer Weizen in Liverpool um 14 bis 38 cents für den bushel billiger verkauft als gleichwertiger kanadischer Weizen.

In ein paar Zahlen sei bei dieser Gelegenheit die Preisentwicklung für das tägliche Brot für einen bestimmten Termin aufgewiesen:

Am 29. August 1930 erhielt der kanadische Weizenfarmer im Mittel-Alberta etwa 0,65 Dollar für den bushel besten Weizens. Der Börsenpreis in Winnipeg betrug 0,86 Dollar. An der Börse in Liverpool wurde zur gleichen Zeit der Weizen mit 1,04 Dollar für den bushel gehandelt. In Italien kostete gleichzeitig einheimischer Weizen 1,82 Dollar und kanadischer Weizen 1,92 Dollar. In Frankreich kostete gleichzeitig einheimischer Weizen 1,75 Dollar, kanadischer 1,93 Dollar. In Deutschland einheimischer Weizen 1,65 Dollar, kanadischer 2,05 Dollar. Während also der Erzeuger im kanadischen Westen nur 65 cents bekam, mußte der deutsche Verbraucher für den gleichen Weizen 2,05 Dollar bezahlen.

Für Ende März 1932 ergibt sich folgende Übersicht über den Weizenpreis:

Der kanadische Weizenfarmer im mittleren Teil der westlichen kanadischen Weizenprovinz Alberta, in welcher der beste Weizen der Welt gezogen wird, erhält in diesem Jahr etwa 25 bis 30 cents für den bushel Weizen. Der Börsenpreis

in Winnipeg beträgt gegen 60 cents. Der Preis, der in Liverpool für den bushel kanadischen Weizens angelegt wird, beträgt etwas über 81 cents. Der Preis für deutschen Inlandsweizen beträgt 260 Reichsmark für die Tonne oder etwa 7,08 Reichsmark gleich 1,60 Dollar für den bushel. Der Preis für kanadischen Weizen betrug zu dem gleichen Termin für die Tonne 315 Reichsmark, für den bushel 8,57 Reichsmark oder 2,04 Dollar. Der normale Zoll, der Ende März auf die Tonne Auslandsweizen erhoben wurde, betrug nominell 250 Reichsmark (Ende April 180 Reichsmark), doch wurden zu diesem Termin die Einfuhrscheine, welche zur Abdeckung der Zollschulden verwendet werden können, etwa mit 180 Reichsmark pro Tonne gehandelt, was einer Belastung von 1,17 Dollar auf den bushel Auslandsweizen entspräche. Um noch einmal zusammenzufassen: während der Weizenproduzent, in diesem Fall der kanadische Farmer, im Westen der kanadischen Weizenprovinzen nur bestenfalls 30 cents für einen bushel seines Weizens bekommt, muß der deutsche Verbraucher für denselben bushel über 2 Dollar bezahlen, d. h. etwa das Sechs- bis Siebenfache. Bezieht man den Preis für Auslandsweizen in Deutschland auf den Weltmarktpreis, so bezahlt der deutsche Verbraucher immer noch annähernd dreimal so viel als der Weltmarktpreis beträgt. Auch für deutschen Inlandsweizen muß der deutsche Verbraucher immer noch mehr als doppelt so viel des Weltmarktpreises zahlen.

★

Übrigens ist die Einfuhr kanadischen Weizens nach Deutschland von 1930 bis 1931 gestiegen. 1930 führte Deutschland von Kanada insgesamt 475.747 Tonnen Weizen ein, im Jahre 1931 jedoch 510.090 Tonnen Weizen, also etwa 35.000 Tonnen mehr als im Vorjahr. Die Gesamteinfuhr ausländischen Weizens nach Deutschland sank aber im Jahre 1931 gegenüber dem Vorjahr von 1.526.285 t auf 759.569 t, insgesamt also um 766.716 t

Deutschlands Weizeneinfuhr betrug in Tonnen:

	1930	1931
von Kanada	475.747	510.090
„ USA	180.848	67.747
„ Argentinien	335.415	130.591
„ Rußland	49.421	49.730
„ Rumänien	24.204	131
„ Ungarn	19.646	1.280

Die gesamte Verminderung der Weizeneinfuhr ging also nicht auf Kosten Kanadas, sondern auf Kosten von

USA . . . (Verminderung um etwa 113.000 t),
 Argentinien („ „ „ 205.000 t),
 Rumänien .(„ „ „ 24.000 t),
 Ungarn . .(„ „ „ 18.000 t).

Die Weizeneinfuhr aus Rußland blieb ungefähr die gleiche. Zum Vergleich sei noch angegeben, daß im Jahre 1930 die deutsche Weizenernte 3.788.902 Tonnen ergab gegen 4.233.000 Tonnen im Jahre 1931. Während also die Einfuhr ausländischen Weizens nach Deutschland um 766.716 Tonnen zurückging, produzierte Deutschland nur 444.098 Tonnen mehr, so daß also 1931 Deutschland 322.618 Tonnen weniger zur Verfügung gehabt hat als im Jahre 1930. Die Einfuhr kanadischen Weizens ist 1931 gegenüber 1930 etwas gestiegen, weil wir den besonders harten und hochwertigen kanadischen Weizen zur Vermahlung schwer entbehren können.

★

Bei anderen Massen-Nahrungsmitteln ist das Verhältnis zwischen innerdeutschen und außerdeutschen Preisen noch viel grotesker als beim Weizen. Am schlimmsten liegt es vielleicht beim Zucker. Die Produktion von Zucker ist ganz besonders stark maschinisiert worden, was einen fortlaufenden Preisrückgang für Zucker auf den Weltmärkten zur Folge hat. Deutschland hat diesen Preisrückgang nicht nur nicht mitgemacht, der Preis für Zucker in Deutschland ist

sogar noch gestiegen. Am 15. März 1932 kostete der Zentner Zucker an der Börse in New-York 3,38 Reichsmark. In Deutschland beträgt der durch die Regierung festgesetzte Preis 20,50 Reichsmark ab Fabrik, dazu kommen noch 10,50 Reichsmark an Steuern. Vergleicht man die deutschen (Magdeburger) Preise mit den Preisen an der Börse von New-York, so ergibt sich folgendes:

am 1. Juli 1931	beträgt der Preis in New York	6,11 RM	
	für den Zentner, in Magdeburg	32,50	„
am 1. Jan. 1932	beträgt der New-Yorker Preis	4,90	„
	der Magdeburger	31,70	„
am 1. März 1932	beträgt der New-Yorker Preis	3,75	„
	der Magdeburger	31,95	„
am 15. März 1932	beträgt der New-Yorker Preis	3,38	„
	der Magdeburger	31,70	„ .

Also bezahlt der Verbraucher in Deutschland, für den es ja gleich ist, ob er den Fabrikpreis entrichtet oder Steuern bezahlt, rund 938 v. H. des Weltmarktpreises für Zucker, wenn man die Preise vom 15. März 1932 zugrunde legt. Es erscheint durchaus fraglich, ob sich eine solche Überteuerung eines wichtigen und allgemein gebrauchten Nahrungsmittels vertreten läßt. Gehalten wird eine, volkswirtschaftlich gesehen, relativ kleine Industrie, belastet wird aber jeder einzelne Verbraucher, praktisch jeder Deutsche.

Sehr hoch gerechnet, werden in der deutschen Zuckerindustrie etwa 100.000 Leute beschäftigt (Bauern, Arbeiter, Angestellte usw.). Deutschland verbraucht im Jahr etwa 1½ Millionen Tonnen Zucker. Diese 1½ Millionen Tonnen kosten dem deutschen Volke rund 950 Millionen RM nach dem deutschen Preis (31,70 RM); nach dem Weltmarktpreis umgerechnet (3,38 RM) würden diese 1½ Millionen Tonnen zirka 100 Millionen RM kosten. Selbst wenn man für Transportkosten, Zwischenhandel usw. 100 v. H. aufschlägt, kommt man nur auf einen Preis von 200 Millionen RM. Selbst angenommen, daß bei Einfuhr des Zuckers alle die hunderttausend in der Zuckerindustrie beschäftigten Menschen der

Arbeitslosenunterstützung zur Last fallen würden, was dem Staat überaus hochgerechnet weitere 100 Millionen* RM kosten würde, so würde das deutsche Volk immer noch 650 Millionen RM sparen. Außerdem bestehen die deutschen Zuckerpreise zirka zu einem Drittel aus Steuern. $33\frac{1}{3}$ v. H. von 950 Millionen ergeben ungefähr 317 Millionen. Die 650 Millionen ermäßigen sich also auf 333 Millionen RM. Das deutsche Volk muß also, um die Zuckerindustrie mit 100.000 Zuckerarbeitern zu erhalten, einen jährlichen Zuschuß von 333 Millionen RM aufbringen, für jeden Zuckerarbeiter also 3.330 RM. Erwägt man nun, daß erstens die Zahl der an der Zuckerindustrie interessierten Leute außerordentlich hoch angesetzt worden ist, die Kosten des Unterhalts der eventuell arbeitslos werdenden ebenfalls enorm hoch berücksichtigt wurden, und weiterhin die Spesen auf die Einfuhr ausländischen Zuckers besonders hoch berechnet wurden, so ist man durchaus im Recht, wenn man behauptet, daß die errechneten 3.330 RM für jeden Zuckerarbeiter wohl die unterste Grenze dessen darstellen, was das deutsche Volk für den Unterhalt eines jeden dieser Arbeiter über seine Entlohnung hinaus noch aufzubringen hat. Man könnte, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun, mit Leichtigkeit errechnen, daß jeder Zuckerarbeiter dem deutschen Volk 5.000 RM oder 7.000 RM pro Jahr kostet.

Selbstverständlich würde der Preis des Zuckers an den Weltbörsen zunächst steigen, wenn Deutschland plötzlich seinen gesamten Zuckerbedarf im Ausland deckte; weiterhin würden die gegenwärtig bei uns in der Zuckerindustrie investierten Kapitalien zum Teil verlorengehen. Doch andererseits würde die durch eine Zuckerverbilligung freierwerdende Kaufkraft anderen Gebieten der Wirtschaft voll zugute kommen; außerdem ist die Überproduktion an Zucker so riesenhaft, daß selbst, wenn Deutschland seinen gesamten Zuckerbedarf im Ausland deckte, die Weltmarktpreise nie die deutschen Preise erreichen würden (im Hintergrund droht zudem der russische Zucker).

Es bleibt weiter die Frage offen, woher wir bei einer Ein-

fuhr unseres Zuckers die Devisen hernehmen sollen, mit denen wir den Zucker bezahlen müßten — unsere Ausfuhr, die uns Devisen verschafft, sinkt ja ständig. Vielleicht ließe sich ein bargeldloser Tausch deutscher Fertigprodukte gegen ausländischen Zucker denken.

So zeigt sich, wie kompliziert es ist, eine solche einzelne Frage in der Praxis zu lösen. Am Zucker kann man studieren, wie wenig wünschenswert die so viel diskutierte Autarkie (= Selbstversorgung oder Selbstgenügsamkeit) wäre, die uns trotzdem kaum erspart bleiben wird. Zwar ist gerade in der Zuckerwirtschaft durch die Maßnahmen der Regierung ein Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage geschaffen worden (von 1930—1932 ist die mit Zuckerrüben bebaute Fläche in Deutschland nahezu halbiert worden). Erkauft aber wurde dieser Ausgleich, der uns die „Zucker-Autarkie“ gebracht hat, durch die erwähnten künstlich überhöhten Inlandspreise. Außerdem — während früher der Zucker einer der wichtigsten Exportartikel war — schrumpft unsere Zuckerindustrie, die von der Ausfuhr lebte, in gefährlichem Tempo. Viele Betriebe sind ganz stillgelegt, die anderen arbeiten verkürzt. Bei einer Autarkisierung Deutschlands würde es der übrigen deutschen Industrie ähnlich gehen, abgesehen von den wenigen Erzeugnissen, auf die Deutschland eine Art Monopol besitzt, wie z. B. bei gewissen optischen und chemischen Produkten.

★

Um wieder auf den Weizen zurückzukommen: Während früher der Ferne Osten ein Hauptabnehmer für kanadischen Weizen gewesen war, vor allem für die mittleren Qualitäten, bewirkte der ständig fortschreitende Preisverfall des Silbers den Ausfall auch dieses Abnehmers für kanadischen Weizen. Schon ein Jahr nach Beginn der Krise war der Export von Weizen nach China um nicht weniger als 90 v. H. zurückgegangen.

Die Methode der kanadischen Regierung, die Abnehmerländer von Weizen und andern Rohstoffen durch Einfuhr-

zölle auf Fertigwaren zu verärgern, ist gerade für Kanada besonders widersinnig. Die 9 Millionen Kanadier können niemals eine Weizenproduktion verdauen, welche, ganz grob gerechnet, etwa 10 v. H. der gesamten Weltweizenproduktion ausmacht. 1929 produzierte Kanada trotz schlechter Ernte immer noch zirka 300 Millionen bushels Weizen. Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, daß die Vereinigten Staaten mit einer mehr als dreizehnmal zahlreicheren Einwohnerschaft nicht einmal ihre eigene Produktion von etwa 800 Millionen bushels verbrauchen können. (1931 ernteten die U.S.A. 787,4 Millionen bushels; 1932 werden sie wegen starker Beschränkung der Anbaufläche von 40,4 Millionen acres auf 32,2 Millionen acres entsprechend weniger ernten). Auch mit all seinen anderen Produktionen ist Kanada auf die Ausfuhr angewiesen und kann niemals sein Holz, seine Kohle, sein Kupfer selbst aufnehmen. Zu allem kommt noch, daß seit dem Kriege zum erstenmal wieder Rußland als Weizenverkäufer auf dem Weltmarkt erschienen ist. Wenn auch die von Rußland angebotenen Mengen klein waren und blieben, so genügte dieser unerwartete Angriff doch, dem Weizenpreis den letzten Stoß zu versetzen. Außer Großbritannien, Irland und Skandinavien haben sich heute alle europäischen Staaten gegen die kanadische Weizeneinfuhr mehr oder weniger abgeschlossen.

Da für kaum ein anderes Land auf der Welt der alte Grundsatz so sehr gilt wie für Kanada: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“, so sind die Verhältnisse im ganzen Land Kanada alles andere als rosig. Das Wort Abbau ist dort genau so gefürchtet wie irgendwo sonst. Auch dort werden Lehrer entlassen, auch dort werden die Beamtengehälter verringert, Schulen geschlossen, weil die Provinzen einem ständig wachsenden Defizit nicht besser zu begegnen wissen. Die beiden großen kanadischen Eisenbahngesellschaften, welche von den teuren Weizentransporten hauptsächlich lebten, schließen ihre Werkstätten, weil die Farmer den Weizen nicht mehr verschicken und vom kanadischen

Weizen-Pool, der einstmals größten Getreide-Vertriebs-Organisation der Welt, ist ja schon berichtet worden, daß er längst mit einem ungeheuren Krach im Strudel der Ereignisse verschwunden wäre, wenn nicht der Staat rechtzeitig durch seine Garantie die Großbankgläubiger zu einem Stillhaltekonsortium zusammengebracht hätte.

Auf der einen Seite gibt man riesige Summen für die Notstandsarbeiten aus, um den 600.000 bis 800.000 kanadischen Arbeitslosen Beschäftigung zu verschaffen (Gesamt-Einwohnerzahl Kanadas etwa 9.000.000), auf der andern Seite kann man sich aber nicht zu einer einigermaßen ertragreichen Besteuerung der vermögenden Schichten des Volkes entschließen. Vorläufig stopft man das ständig größer werdende Loch im Etat durch Staatsanleihen.

Viele tausend Meilen neuer Wege, Autostraßen und Eisenbahnen werden gebaut; es mehren sich schon jetzt die Stimmen in der kanadischen Öffentlichkeit, die voraussagen, daß es einem so dünnbevölkerten, riesenweiten Lande unmöglich sein wird, alle diese kostspieligen Straßen nicht nur zu bauen, sondern auch zu unterhalten. Sollte die Krisis demnächst vorübergehen, so wird die optimistische kanadische Regierung recht damit behalten haben, wenn sie die Finanzierung der Notstandsarbeiten durch Staatsanleihen anstatt durch höhere Steuern vornimmt. Geht die Krisis nicht vorüber, wird es bald außer Australien noch ein zweites bankrotttes Dominion im britischen Empire geben, und das wäre Kanada.

Die Außenhandelsbilanz verrät bereits eine gefährliche Entwicklung. In der Zeit vom 31. August 1930 bis zum 31. August 1931 sanken Einfuhr und Ausfuhr beträchtlich gegenüber dem Vorjahr. Die Einfuhr betrug nur 752 Millionen \$ gegen 1.114 Millionen \$ im Vorjahr. Die Ausfuhr betrug 693 Millionen \$ gegen 988 Millionen im Vorjahr. Die Einfuhr überstieg also die Ausfuhr am 31. August 1931 um 58 Millionen \$. Für die ersten fünf Monate seit dem 31. August 1931 ergibt sich, wenn man sie mit der gleichen Zeitspanne im Vorjahr vergleicht, ein noch ungünstigeres Bild; es stellt

sich dabei heraus, daß die Einfuhr um weitere 35 v. H., die Ausfuhr um weitere 30 v. H. zurückgegangen ist. (Die Einfuhr sank schneller als die Ausfuhr, weil die Zollpolitik der Regierung die Einfuhr der ausländischen Fertigwaren in steigendem Maße erschwerte, was zwar der in der kanadischen Wirtschaft unbedeutenden Fertigwarenindustrie sehr zugute kam, aber die unendlich viel wichtigere kanadische Landwirtschaft in steigendem Maße hinderte.)

Aus dieser Situation wird man in Kanada wahrscheinlich erst dann die Folgerungen ziehen, wenn es zu spät ist, die Kassen leer sind und der Bankrott an die Tür klopft. Dann werden die industriellen „Wirtschaftsführer“, die vorläufig noch die Politik in Kanada machen, sich zitternd unter die Flügel des Staates retten und gern sich stützen lassen, nachdem die von ihnen inaugurierte Politik zuvor dem wichtigsten Bestandteil der kanadischen Wirtschaft, den Weizenfarmern des Westens, das Genick gebrochen hat. Schon folgte der kanadische Dollar, wenn auch nicht in vollem Ausmaß, dem englischen Pfund und wurde um 10—15 cents billiger bewertet als der USA-Dollar.

Irgendwann einmal wird sich auch in Kanada die augenblicklich auf der Welt herzlich wenig populäre Erkenntnis durchsetzen, daß heute alle Nationen in einer großen Schicksalsgemeinschaft miteinander verkettet sind. Ob diese Einsicht allerdings schon aufdämmern wird, bevor noch das Kind „kanadische Wirtschaft“ in den Brunnen gefallen ist, kann mit Fug und Recht bezweifelt werden.

U S A



1. „ÖLKRIEG“ IN TEXAS

Eine derjenigen Erscheinungen des amerikanischen Alltags, welche dem in den Staaten reisenden Deutschen am ehesten auffällt, ist die erstaunliche und zunächst unverständliche Verschwendung von Gebrauchsgütern und Nahrungsmitteln aller Art. Es ist fast immer unmöglich, die in den Speisewirtschaften zu festen Preisen verabfolgten Mahlzeiten zu vertilgen. Stets geht die Hälfte des Servierten in den Abfall (gut für die Arbeitslosen, die z. B. in Chicago zu einem großen Teil von den Küchenabfällen aus den Restaurants und Hotels leben). Die Farmer auf dem Lande verkaufen, soweit sie über den eigenen Bedarf hinausgehende Viehzucht treiben, nicht die Milch, sondern nur die Sahne; für die Magermilch besteht kaum Verwendung, sie wird meistens fortgegossen. Aus den Wäldern werden nur die besten Stämme zur Verarbeitung herausgeschlagen; ein Wald, der einmal auf diese Weise „ausgekämmt“ worden ist, schaltet für die nächsten hundert oder zweihundert Jahre aus der Forstwirtschaft aus. Solange die bittere Not nicht dazu zwingt, läßt man Schuhe nicht besohlen, sondern kauft sich neue, werden Strümpfe nicht gestopft und Hemden nicht geflickt. Der Sinn für solide Gebrauchsgegenstände, zu denen der Träger ein vielleicht jahrelanges Verhältnis gewinnt, ist in den Staaten nicht hoch entwickelt. Wer immer das Geld dazu hat, kauft sich jedes Jahr ein neues Auto. Das Gefühl der Kameradschaft zu einem lange benutzten Wagen ist unbekannt. Dinge und Gewohnheiten nutzen sich rasend schnell ab, das Neueste ist immer das Beste und über das Morgen oder gar Übermorgen macht man sich nicht viele Gedanken.

Eine der erstaunlichsten und für amerikanisches Wesen aufschlußreichsten Erscheinungen ist die geradezu phan-

tastische Verschwendung, die mit den amerikanischen Petroleumvorräten getrieben wird. Obwohl man weiß, daß das Öl nur wenig mehr als ein Dutzend Jahre reichen wird, wirtschaftet man damit so freigebig und sorglos, als wenn die Ölquellen unversiegbar wären.

Im Frühling 1931 stellte es sich allmählich heraus, daß die im Sommer 1930 frisch erbohrten Ölfelder in Ost-Texas die größten, reichsten und hochwertigsten darstellten, die bisher überhaupt irgendwo auf dieser Erde gefunden worden sind. *) Wie eine Meute von hungrigen Wölfen brachen die Ölgesellschaften, die Brunnenbohrer, Tankbauer, Leitungsleger in das bis dahin unbekannte Gebiet um das Städtchen Tyler ein und verwandelten binnen weniger Monate mit ihren Bohrtürmen, riesigen Ölreservoirs, Rohrleitungen das Antlitz der Gegend vollkommen, in der bisher nur arme, zumeist bis über beide Ohren verschuldete Farmer und Viehzüchter ein mehr schlechtes als rechtes Dasein geführt hatten.

Für Mitte April 1931 wurde die wirtschaftliche obere Grenze für die Produktion von Rohöl in den Vereinigten Staaten mit 2.330.000 barrels (1 barrel = 163,56 Liter) täglich angegeben. Produktion und Verbrauch hielten sich damals etwa das Gleichgewicht. Ja, es mußte in manchen Wochen Öl eingeführt werden, um einen nicht gedeckten Rest der Nachfrage auszugleichen. Der Preis für Rohöl im südlichen Mittelwesten betrug damals 0,59 \$ für das barrel.

Die Bohrer in Ost-Texas arbeiteten Tag und Nacht, die Produktion stieg hier um täglich 50.000 barrels, und es war leicht auszurechnen, wann eine Überproduktion eintreten würde. Aber das kümmerte die Ölgesellschaften wenig; die erbohrten Brunnen waren so ergiebig, die Kosten der Bohrungen relativ so gering, die Qualität des Öls so ausgezeichnet, daß man vorläufig leicht mit allen anderen Ölfeldern konkurrieren konnte. Außerdem mußte man bohren, ganz gleich, ob es wirtschaftlich war oder nicht, denn — der

*) Die in diesem Kapitel mitgeteilten Zahlen und Tatsachen entstammen dem American Petroleum Institute und der bedeutendsten Fachzeitschrift in Texas „The Oil Weekly“, Houston, Texas.

Nachbar bohrte auch. Niemand konnte vorher wissen, wie ergiebig der Ölvorrat gerade unter dem eigenen, für schweres Geld erworbenen Ölacker sein würde, und wenn der Brunnen nicht ebenso schnell unten war wie der des Nachbarn, so konnte dieser das Öl vom eigenen Acker fortsaugen. Es wurde überhastet gebohrt; man stieß zu tief, und oft überflutete Salzwasser die Ölbrunnen.

Schon damals wurde innerhalb der Regierung der Plan erwogen, die Produktion zu beschränken. Die verantwortliche Behörde, die „Texas Railroad Commission“ hatte vom August 1930 bis Mitte April 1931 den Gesamtbetrag der Ost-Texas zugebilligten Produktion von 90.000 auf 150.000 barrels täglich erhöht. Viele Machtmittel standen der Behörde indessen nicht zur Verfügung, die Produzenten dazu zu zwingen, diese Begrenzung einzuhalten. Was sollten die Produzenten machen? Jeder neu erbohrte Brunnen ließ doppelt und dreifach soviel Öl springen, als man erwartet hatte; ein wahres Fieber erfaßte all die Leute in den Feldern, vom schmutzigsten Hilfsdriller bis zum Herrn Generaldirektor im Rolls Royce; was fragte man da nach den weisen Ratschlägen von oben; außerdem entschieden die Gerichte stets zugunsten der Produzenten gegen die Aufsicht führende Behörde: keine Behörde könne einen Privatmann hindern, aus einem ihm gehörigen Stück Boden soviel Öl zu schöpfen, als ihm immer beliebte.

Trotz einer Vereinbarung zwischen sämtlichen in Nordamerika ölproduzierenden Gebieten, nach welcher die auf Ost-Texas entfallende Quote 130.000 barrels nicht übersteigen durfte, produzierte Ost-Texas in der ersten Maiwoche 1931 bereits 298.000 barrels täglich, denn neu erbohrte Brunnen flossen so reichlich, daß es unmöglich war, die festgesetzte Quote einzuhalten. Alle andern Ölfelder der Union litten bereits unter dem sich zu jedem Preis anbietenden Ost-Texas-Öl. Die Kosten der Produktion in den andern Feldern waren wesentlich höher, denn in den älteren Feldern muß das Öl bereits gepumpt werden, während es in Ost-Texas in kaum einzudämmender Fülle von selbst hochquillt.

Die Produktion in Ost-Texas stieg unaufhaltsam weiter wie die Wasser bei einer Überschwemmung, die auch nicht durch behördliche Verordnungen eingehalten werden können. Als die „Texas Railroad-Commission“ den auf Ost-Texas entfallenden Produktionsanteil notgedrungen auf 160.000 barrels erhöhte, betrug die tatsächliche Produktion bereits 330.000 täglich, also mehr als das Doppelte der erlaubten Menge.

Ähnliches vollzog sich in neu erschlossenen Feldern weiter im Norden im Staate Oklahoma, wenn auch dort nicht in so irrsinnigem Ausmaß wie in Ost-Texas; die Preise sanken in jeder Woche um mehrere Prozent; der gesamte Ölmarkt geriet durch die entfesselten Ost-Texas-Felder in Verwirrung.

Die Behörden versuchten vergeblich, die Gesellschaften zu den ihnen zudiktierten Produktionsanteilen zu zwingen. Viele der zu großen Konzernen gehörenden Gesellschaften, deren Schicksal mit den Interessen älterer Felder enger verknüpft war, wären gern mit einer Rationierung der Produktion einverstanden gewesen; aber die große Anzahl der unabhängigen und nur in Ost-Texas und Oklahoma interessierten Produzenten dachte nicht daran, sich gerade jetzt im Geldmachen stören zu lassen, wo das Öl in solcher Fülle und in solcher Qualität dem Boden entquoll, daß der dafür gezahlte Preis fast gar keine Rolle spielte. Selbst bei den niedrigsten Preisen war noch etwas zu verdienen. Die Gerichte entschieden nach wie vor zugunsten der unbeschränkt produzierenden Gesellschaften gegen die besorgten und bedrängten Behörden.

Ende Mai 1931 war der Preis gegenüber dem Vormonat um 30 Prozent gefallen. Die Dinge entwickelten sich so unaufhaltsam weiter wie ein Naturereignis. Die kleinen Farmer, die über Nacht zu Ölbaronen werden wollten und wurden, zwangen mit ihren fieberhaften Bohrungen auch die großen Gesellschaften wider ihren Willen, die Ölflut steigen zu lassen; denn nur solange die Brunnen noch von selbst quellen und nicht gepumpt zu werden brauchen, bringen sie große Gewinne.

Die Texas-Railroad-Commission begann, bei allen Produzenten, welche die ihnen zudiktierten Anteile überschritten, pro Tag 1000 Dollar einzukassieren. Die Klagen bei den Gerichten gegen die Behörden häuften sich zu Dutzenden.

Während die Besprechungen über einen Quotenzwang beinahe ununterbrochen weiterliefen, betrug die Produktion von Ost-Texas schon 350.000 an Stelle der erlaubten 160.000 barrels täglich. Anfang Juli 1931 werden dem alle Ketten sprengenden Gebiet 250.000 barrels täglich zugebilligt. Aller Handel und Transport, jede Verarbeitung von über die Quote hinaus produziertem Rohöl, ebenso die Einlagerung solchen Öls wird durch eine Art Notverordnung verboten.

Ölpreise in Ost-Texas wurden nicht mehr festgesetzt; man verkaufte zu Preisen zwischen 5 und 10 cents für das barrel (Ende Mai betrug der festgesetzte Preis noch 59 cents).

Auch die Produktion in Oklahoma wächst munter weiter, ohne sich um die erlaubten Mengen zu kümmern.

Allmählich werden auch die obersten Staatsbehörden unruhig. Ende Juli berichtet der Vizepräsident für Produktion des Amerikanischen Petroleum-Instituts dem Staatsparlament von Texas, daß der Verlust des Staates an Steuern infolge der Vernichtung der Ölpreise (die Steuern richten sich teilweise nach dem Ölpreis) nicht weniger als 200 Millionen Dollar betrüge, daß aller Handel in Texas täglich etwa 60.000 Dollar, in den Vereinigten Staaten täglich 2 Millionen Dollar verlöre, nur weil Ost-Texas sich nicht an die ihm zugeteilte Quote halte und dadurch das gesamte Preisniveau für Öl vernichte.

Während die Gesamtproduktion der Vereinigten Staaten in Rohöl Ende Juli zum erstenmal seit langer Zeit um etwa 100.000 barrels sinkt, produziert Ost-Texas bereits 400.000 barrels pro Tag und mehr. In den älteren Ölfeldern werden Brunnen, die nur noch unter der Pumpe fördern, zu Hunderten geschlossen. Die Produktion von Ost-Texas, die sich zu jedem beliebigen Preis anbietet, überschwemmt alle Staaten der Union und verdrängt alle Konkurrenten. Alle anderen

Felder produzieren längst nicht mehr soviel, als ihnen zugebilligt ist. Die Produktion von Ost-Texas übersteigt in den ersten Augusttagen 500.000 barrels täglich. Sämtliche Besitzer von Pumpbrunnen sind ruiniert. Die Produktion aller anderen Ölstaaten, auch die Oklahomas, sinkt unaufhaltsam.

Inzwischen stellt Ost-Texas frohlockend fest, daß es seine Lager-, Transport-, Raffinerieanlagen so ausgebaut hätte, daß es ohne Schwierigkeiten 750.000 barrels pro Tag produzieren könne.

Das oberste Gericht in Texas entscheidet erneut, daß jede Beschränkung der Produktion durch die Texas-Railroad-Commission nichts weiter als eine unerlaubte Vergewaltigung der Rechte der Eigentümer wäre, zu welcher die Behörde keineswegs berechtigt sei.

Die Ölproduktion steigt wie eine Sintflut.

In der ersten Augustwoche mehr als 600.000 barrels täglich.

In den weiteren Augustwochen 853.000 bis 940.000 barrels täglich im Durchschnitt.

Das ganze Ölgebiet ist wahnsinnig.

Man gibt sich keine Mühe mehr, das durchaus verwendbare und wertvolle Erdgas, welches mit dem Öl erbohrt wird, aufzufangen und zu verbrauchen, es verfliegt in die Luft und verpestet und zerstört mit seinen giftigen Schwaden die Umgebung.

Das Öl wird verschleudert zu Preisen, die keine mehr sind.

Tausende von Menschen rotten sich zusammen, um der sinnlosen Verschwendung der Erdschätze mit Gewalt Einhalt zu tun. Bombenanschläge auf die großen Öl-Überlandleitungen werden aufgedeckt.

Acht reiche Brunnen, zu hastig und unvorsichtig erbohrt, haben Feuer gefangen. Ihre schwarzen, fetten Rauchwolken wälzen sich über das Land, in dem der Aufruhr brodet.

★

In der Nacht vom 16. zum 17. August besetzen plötzlich berittene Truppen alle Öltürme.

Am 17. werden alle Brunnen abgedreht.

Das ganze weite Gebiet ist plötzlich tot.

Kriegsrecht herrscht, keine Gallone Öl entquillt mehr dem Boden.

Alle Zivilprozesse sind ausgesetzt.

Governor Ross. S. Sterling hat kurzen Prozeß gemacht und — gegen alle Entscheidungen der Gerichte — die gesamte Produktion des Ost-Texas-Gebiets durch die bewaffnete Macht schließen lassen.

In den Ölgebieten von Oklahoma geschieht das gleiche.

Alle Proteste der Produzenten sind umsonst. Am 5. September erst wird die Sperre aufgehoben, nachdem festgesetzt worden ist, daß die Produktion des Gesamtgebietes 400.000 barrels täglich nicht übersteigen, daß jeder Brunnen nicht mehr als 225 barrels pro Tag fördern darf.

Inzwischen sind die Produzenten nicht müßig gewesen und haben den energischen Governor Sterling verklagt. Trotzdem das Bundesgericht für eine freie Produktion entschieden hat, beharrt Sterling auf seinem Standpunkt. Truppen wachen über den Brunnen und Sterling erklärt, nur einer Entscheidung des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten weichen zu wollen, oder dem Präsidenten Hoover, wenn er mit bewaffneter Macht käme.

Bald durfte jeder Brunnen nur noch 100 barrels pro Tag fördern, bald nur noch 80, und die Soldaten paßten scharf auf. Sterling versprach, die Truppen Weihnachten zurückzuziehen und das Kriegsrecht in Ost-Texas wieder aufzuheben, aber sie waren noch Neujahr 1932 da.

Der Preis für das barrel Rohöl Anfang Dezember 1931 betrug 0,82 Dollar. Der Staat erhält wieder soviel Steuern wie er braucht. Aber die Produzenten arbeiten nach wie vor daran, zur vollen Förderfreiheit zurückzukehren, denn wie schön wäre es, wenn man mit billigsten Preisen die alten Ölfelder, die sich inzwischen wieder erholt haben, abwürgen könnte, um schließlich den Markt zu beherrschen.

Und bei allem wird die ganze Herrlichkeit nicht länger als 10 bis 15 Jahre dauern; dann nämlich wird nach den — sehr

entgegenkommenden — Berechnungen der Geologen dieses reichste Öllager der Erde leergepumpt sein!

★

Bedarf es, wenn man die theoretischen Folgerungen aus den hier als Beispiel geschilderten Ereignissen zieht, noch eines besonderen Hinweises, daß es bei der gegenwärtigen, schwindelerregenden Entwicklung der technischen Mittel sehr gefährlich ist, die Ausbeutung der natürlichen Reichtümer eines Landes ausschließlich privaten Profitinteressen zu überlassen? Es ist nicht mehr wahr, daß das Interesse des wirtschaftenden Einzelnen sich immer mit dem Interesse der Gesamtheit deckt; heute nicht mehr, in einer Zeit, in welcher die Technik dem Kapitalkräftigen geradezu mörderische Mittel in die Hand gegeben hat. Eine sinnvolle Verwaltung der Erdreichtümer ist, wie an einem Beispiel, dem „Ölkrieg“ in Texas, gezeigt wurde, heute anscheinend nur noch durch die Gesellschaft oder den Staat möglich.

2. BAUMWOLLE

Ein verwirrter Markt

Die verzweifelte Situation am amerikanischen Baumwollmarkt läßt sich mit zwei Zahlengruppen umschreiben. *)

Während der Preis für das Pfund Rohbaumwolle noch im Februar 1931 sich um 12 cents herum bewegte, betrug er im Oktober des gleichen Jahres nur noch gegen 6 cents für das Pfund. Die Ausfuhr von Baumwolle aus den U. S. A. betrug 1930 etwa 3 490 Millionen Pfund im Werte von 496 Millionen Dollar. 1931 wurden 3 666 Millionen Pfund, also 176 Millionen Pfund mehr ausgeführt. Trotz der gesteigerten Ausfuhr wurden 1931 nur 325 Millionen Dollar erzielt. Der Preiszusammenbruch hatte also trotz erhöhter Menge eine Mindereinnahme von 35 v. H. verursacht. In den letzten 150 Jahren hat der Baumwollhandel nur zweimal, 1844 und 1898, Preise erlebt, die gleich den heutigen nur gegen 6 cents für das Pfund mittlerer Qualität in New-Orleans ergaben. Der Farmer, der in Jahren der Hochkonjunktur nach dem Kriege 200 Dollar und mehr für den Ballen Baumwolle erzielen konnte, erhielt um die Jahreswende 1931/32 für die gleiche Menge seines Erzeugnisses nur gegen 27 Dollar. Der Preiszusammenbruch am Rohstoffmarkt hat die Baumwolle viel stärker mitgenommen als etwa den Weizen. Der Weizenpreis Ende 1931 betrug ungefähr ein Drittel des höchsten seit dem Kriege erzielten Preises; der der Baumwolle aber etwa nur ein Siebentel des höchsten Nachkriegspreises. Selbst wenn man den Durchschnittspreis der Jahre 1921 bis 1931 zum Vergleich heranzieht (etwa 0,19 Dollar für das Pfund Rohbaumwolle mittlerer Qualität), so ergibt sich immer noch, daß der

*) Die in diesem Kapitel mitgeteilten Zahlen entstammen der Baumwollbörse in New-Orleans und dem „Cotton Trade Journal“, New-Orleans, La.

Preis Ende 1931 weniger als ein Drittel dieses Durchschnittspreises betrug.

Weiterhin: in dem mit Januar 1931 endenden Halbjahr z. B. betrug der Weltverbrauch an Baumwolle 10.940.000 Ballen gegen 12.984.000 in der gleichen Periode des Vorjahres; ein solcher Abfall der Konsumtionszahlen, verglichen mit andern Rohprodukten, erscheint nicht allzu groß. Bei einer Aufteilung dieser Zahlen auf die einzelnen Baumwolle produzierenden Länder, ergibt sich jedoch die für Nordamerika verhängnisvolle Erscheinung, daß die erwähnte Einschränkung des Baumwollverbrauchs fast vollständig auf Kosten der nordamerikanischen Baumwolle geschehen ist. Der Verbrauch nichtamerikanischer Baumwolle (indischer, ägyptischer usw.) ging in der erwähnten Periode nur von 5.934.000 auf 5.562.000 Ballen zurück, während der Verbrauch an nordamerikanischer Baumwolle von 7.050.000 auf 5.377.000 Ballen absank. In Prozenten ausgedrückt: der Weltverbrauch ging um etwa 15,8 v. H. zurück; während aber der Verbrauch von nichtamerikanischer Baumwolle sich nur um etwa 6,1 v. H. verminderte, verlor die amerikanische Baumwolle 23,7 v. H. ihres Absatzes.

Diese Erscheinung spiegelt sich in den Zahlen wider, welche die Lagerbestände des amerikanischen Baumwollhandels angeben. Der Durchschnittsweltverbrauch im Jahr an Rohbaumwolle von 1921 bis 1931 betrug 18.728.000 Ballen. Der unverkaufte Restbestand aus der amerikanischen Ernte 1930 beträgt 8.920.000 Ballen; die fatalerweise besonders günstige Ernte 1931 ergab schätzungsweise 16.900.000 Ballen. Der amerikanische Baumwollhandel allein verfügte demnach um die Jahreswende 1931/32 über etwa 25.820.000 Ballen Rohbaumwolle, also über wesentlich mehr als der Jahresdurchschnittsverbrauch der ganzen Welt beträgt. Amerika selbst verbraucht nur etwa 6.000.000 Ballen im eigenen Lande (im Durchschnitt der letzten 10 Jahre). Der amerikanische Baumwollhandel ist daher — was seine augenblicklichen Schwierigkeiten weiterhin erhöht — stärker als alle anderen amerikanischen Rohstoffproduzenten auf

Export angewiesen. Deutschland, England, Frankreich und Italien haben in den Monaten August, September und Oktober 1931 etwa 800.000 Ballen oder etwa 40 v. H. weniger amerikanische Baumwolle gekauft als in der gleichen Zeitspanne des Jahres 1930. Deutschland allein hat 325.000 Ballen oder 50 v. H. weniger als in der Saison des Vorjahres amerikanische Baumwolle aufgenommen.

Man bemüht sich natürlich eifrig, den inneramerikanischen Verbrauch von Baumwolle zu beleben. Die Gattin des Präsidenten Hoover trägt ostentativ Baumwollkleider. Ein Vergleich mit anderen amerikanischen Landesprodukten zeigt, wie weit die Baumwolle im Rennen um den Binnenmarkt zurückliegt. Amerika verbrauchte in den letzten zehn Jahren im Durchschnitt von seinen landwirtschaftlichen Produkten:

99,55 v. H. seiner Wolle
98,26 v. H. seines Maises
98,11 v. H. seines Hafers
74,10 v. H. seines Weizens

aber nur 45,07 v. H. seiner Baumwolle.

Es wird viel Propaganda dafür gemacht, die Einfuhr von Jute durch Zölle einzudämmen und Baumwolle zu Verpackungen, Treibriemen usw. an Stelle von Jute zu verwenden. Ein solcher Zoll würde vor allem den englisch-indischen Jutehandel treffen — und vielleicht die englischen Baumwollkäufer veranlassen, um so weniger amerikanische Baumwolle zu kaufen, was den erhofften günstigen Effekt eines Jutezolles für den amerikanischen Baumwollhandel leicht zunichte machen könnte.

Nur etwa 10 v. H. der gesamten Güterproduktion der U. S. A. geht ins Ausland. In diesem Export von 10 v. H. der Gesamtproduktion bildet die Baumwolle den wertmäßig größten Bestandteil; 60 v. H. der amerikanischen Baumwolle gingen in den letzten 15 Jahren durchschnittlich ins Ausland. Der Baumwollhandel ist also gemeinsam mit den Bankiers am stärksten am Wohlergehen des größten Rohstoffkäufers, Europas, interessiert.

★

Der amerikanische Baumwollhandel sucht die Gründe für seine verzweifelte Situation vor allem in der verfehlten Zoll-, Preis- und Anbaupolitik der amerikanischen Bundes- und Staatsbehörden. Immer wieder heben die Baumwollleute hervor, daß die hohen amerikanischen Einfuhrzölle auf europäische Fertigwaren es den europäischen Ländern unmöglich machen, ihre Produkte gegen amerikanische Rohstoffe, insbesondere Baumwolle, einzutauschen.

Der bitterste Haß des Baumwollhandels gilt aber nicht den Zöllen — man wünscht sich ja selbst einen Einfuhrzoll auf Jute — sondern der Preisstabilisations-Politik des Federal-Farm-Board und der von diesem begünstigten Farmer-Cooperativen. Das Federal-Farm-Board gemeinsam mit einer Reihe von Banken der Südstaaten der Union haben beschlossen, insgesamt etwa 7.000.000 Ballen Baumwolle bis zum August 1932 aus dem Markt fernzuhalten. (Die zur Stützung des Baumwollmarktes gegründete Cotton Stabilization Corporation sieht sich im Mai 1932 gezwungen, aus finanziellen Gründen etwa 700.000 Ballen Baumwolle auf den Markt zu werfen, was die Preise weiter unter Druck halten wird.) Außerdem liegen dem Kongreß zwei Gesetzentwürfe vor (der „Export-Debenture“ und „Equalization Fee“ Plan), die beide darauf hinauslaufen, auf eine recht komplizierte Weise mit gleitenden Exportprämien den Inlandpreis für Baumwolle über dem Auslandpreis zu halten. Beide Entwürfe sind schon einmal in den Vorberatungen vom Präsidenten abgelehnt worden. Es ist jedoch beinahe wahrscheinlich, daß sie trotzdem in irgendeiner Form Gesetz werden.

Die Manipulationen der Behörden haben vorläufig indessen nicht bewirkt, was sie bewirken sollten: nämlich den stagnierenden Baumwollägern einen möglichst breiten Abfluß zu öffnen. — Im Gegenteil: die europäischen Baumwollkäufer halten mit ihren Käufen zurück, einerseits weil sie in Ländern ohne staatliche Preismanipulation zum Teil billiger kaufen, andererseits, weil sie nicht wissen, ob nicht die Läger an amerikanischer Baumwolle, die sie sich jetzt eventuell

hinlegen würden, nach Einführung einer Exportprämie um den ganzen Betrag oder einen Teil dieser Prämie billiger zu haben wären. (Die Bremer Baumwollvorräte waren z. B. im Mai 1932 um 175.000 Ballen geringer als im Mai 1931.) Sowohl die Verbraucher von Rohbaumwolle in den Staaten selbst als auch in allen anderen Ländern wissen ja genau, wieviel Baumwolle künstlich aus dem Markt gehalten wird. Diese riesigen Läger hängen über dem Markt als ein drohendes, totes Gewicht und veranlassen die Spinner, die wissen, daß der Preis auf die Dauer doch nicht künstlich gehalten werden kann, nur gerade die zur Erfüllung ihrer Aufträge allernotwendigsten Mengen anzukaufen, und das gerade in einer Zeit, in der nichts dringender erscheint, als die Läger um jeden Preis zu räumen. Zudem sind die Preise für Baumwoll-Fertigprodukte stärker gefallen als die für Rohbaumwolle. Die Baumwollverarbeiter haben also bestimmt keinen Grund, sich relativ zu teure Vorräte an Rohbaumwolle hinzulegen.

Außerdem verhindert die künstliche Preisfixierung die sonst in solchen Zeiten vor sich gehende Ausschaltung der zur Baumwollkultur ungeeigneten Farmen und Farmer, ja sie bewirkt sogar in vielen Fällen eine höchst unerwünschte Erweiterung des Anbaues: der seines Preises für Baumwolle sichere Farmer baut mehr Baumwolle an, um den niedrigen Verkaufspreis durch die größere Menge des Produktes auszugleichen. Viele Staaten der Union versuchen, dieser Gefahr durch eine gesetzliche Beschränkung der Anbaufläche vorzubeugen. (Trotz aller Maßnahmen ist 1932 die mit Baumwolle angebaute Fläche nicht verringert worden. Für 1932 steht eine neue Rekordernte zu erwarten.) Aber einerseits ist es praktisch fast unmöglich, die Durchführung solcher Bestimmungen wirksam zu kontrollieren, andererseits hat die zwangsweise Verminderung des mit Baumwolle bepflanzen Bodens um z. B. 30 oder 50 v. H. eine verhängnisvolle Folge:

Die natürliche Aufgabe eines Baumwoll- wie jedes anderen Farmers ist, ein möglichst hochwertiges Produkt mit mög-

lichst niedrigen Kosten zu erzeugen. In Notzeiten wie der gegenwärtigen, werden Farmer, die mit hohen Kosten auf ungeeigneten Böden Baumwolle erzeugen, entweder bankrott gehen oder versuchen, mit anderen Nutzpflanzen mehr zu verdienen. Eine Einschränkung des Baumwollanbaus durch Gesetz trifft die Farmer auf guten Böden ebenso wie auf ungeeigneten. Während also die natürliche Auslese bewirken würde, daß der Prozentsatz der hochwertigen Baumwolle an der Gesamternte des Landes ständig wächst, weil bei fallenden Preisen nur die Erzeuger von hochwertiger Baumwolle mit niedrigen Produktionskosten den Sturm überdauern, bewirkt die schematische Einschränkung des Baumwollanbaus, daß die Ausbeute an hochwertigen Produkten im gleichen Maße sinkt wie die an geringwertigen, während sie bei natürlichem Ablauf des Prozesses nicht nur relativ, sondern wahrscheinlich auch absolut steigen würde.

Der Baumwollhandel, die Baumwoll-Verarbeiter und ein großer Teil der Plantagenbesitzer können also nach allem mit guten Gründen die Beseitigung sämtlicher staatlichen Anbau- und Preiskontrollen fordern und fordern sie auch laut und energisch genug. Im Sinne eines gestrengen und konsequenten Kapitalismus sind sie sicherlich im Recht. Die Behörden jedoch wissen genau genug, daß ein Preis von 6 cents für das Pfund Baumwolle, der nicht einmal die unmittelbaren Produktionskosten zurückerstattet, für die wenig gebildete landwirtschaftliche Bevölkerung der amerikanischen Südstaaten eine wirtschaftliche Katastrophe bedeutet, der zunächst einmal Einhalt geboten werden muß, unabhängig davon, ob die angewandten Methoden den Grundsätzen einer kapitalistischen Wirtschaft gerecht werden oder nicht. Es ist hier wie so oft die beinahe unlösbare Frage, wie weit man wirtschaftlichen Erfordernissen auf Kosten menschlicher Rücksichten Raum geben soll.

Von der Seite des Baumwollfarmers her gesehen, bieten nämlich die Verhältnisse einen sehr anderen Anblick. Der Farmer, wenn er schon nicht Ersparnisse machen kann, will wenigstens leben. Ihm ist es ganz gleich, ob der normale

Baumwollhandel für seine Existenz sorgt, oder ob die Regierung ihm unter die Arme greift. Er fürchtet sich vor nichts mehr als vor:

Hunger in den Baumwollfeldern

Daß es den amerikanischen Weizenfarmern in Saskatchewan und Nebraska, Arkansas und den Dakotas nicht gerade glänzend geht, hat sich allmählich auch bei uns herumgesprochen. Die amerikanische Regierung und zum Teil auch die Staatsregierungen haben sehr gegen ihren Willen ihren Grundsätzen untreu werden müssen, weil es unmöglich war, die vollkommen mittel- und hilflosen Farmer auf ihren Plätzen einfach verhungern zu lassen. Allerdings wurde die Öffentlichkeit erst ernsthaft aufmerksam und begann auf die zuständigen Behörden einzuwirken, als die Farmer sich zu Hunderten und Tausenden in manchen Staaten des fernen Mittelwestens zusammentaten, in die kleinen Landstädtchen zogen und die Lebensmittel- und Kleidergeschäfte plünderten. Nun geschieht mancherlei, um den notleidenden Farmer nicht umkommen zu lassen, der Weizenpreis wird durch Regierungskäufe gestützt, auf manchen Regierungsfarmen wurden Tausende von Hektar Weizen auf dem Halm verbrannt, um sie aus dem Geschäft auszuschalten, das Rote Kreuz versieht in den am meisten bedrohten Gegenden die Bevölkerung unmittelbar mit Nahrungsmitteln und Kleidung. Vor allem hat man lebhaft und sehr berechtigte Propaganda dafür gemacht, in Zukunft nicht mehr nur ausschließlich und allein Weizen anzubauen, wie es unter großen Teilen der amerikanischen Farmerschaft üblich war, sondern etwas Gemüse, Geflügel und Vieh zu halten, damit man sich in Notzeiten wenigstens schlecht und recht durchschlagen könne.

Von der Not und Ratlosigkeit, die unter den Baumwollfarmern der Südstaaten der Union herrscht, wissen wir viel weniger, obwohl die Baumwollfarmer einer schlimmeren Zeit entgegengehen — oder schon mitten darin sind — als die

Weizenfarmer. Die Gründe, aus denen die Not in den Baumwollgebieten weniger von sich reden macht als in den Weizenstaaten, sind sehr verschiedenartig und zum Teil recht interessant: die Weizenfarmer sind zu beinahe 100 v. H. von weißer Hautfarbe, sind ebenso „hundertprozentige“ Amerikaner, haben sich noch ein gut Teil des alten westlichen Pioniergeistes bewahrt — mit einem Wort: es ist nicht gut, mit ihnen Kirschen zu essen. Die Baumwollfarmer aber sind zum allergrößten Teil Schwarze, Nachkömmlinge der alten Sklavenbevölkerung der Südstaaten, die nur in wenigen Parade-Ausnahmefällen politisches Stimmrecht besitzen, nach wie vor in vielen Staaten, z. B. in Mississippi und Alabama, weitgehend Analphabeten geblieben sind, und die zum Teil, soweit es sich um Pächter handelt, von den Landeigentümern in einer solchen Abhängigkeit gehalten werden, daß man den armen Teufeln eigentlich nichts dringender wünschen kann als die Wiederkehr der alten, goldenen Zeiten der Sklaverei, in denen der Landbesitzer für seine Sklaven sorgen mußte, gleich, ob die Preise gut oder schlecht waren. Lehnen sich weiße Farmer auf, so wird man schnell bereit sein, ihnen zu glauben; manchmal schneller als nötig, wenn vielleicht gerade eine Wahl zu einem Distrikts- oder Staatsparlament bevorsteht; lehnen sich aber schwarze Farmer auf, so geraten sie zunächst einmal todsicher in den Verruf, „bad Niggers“ zu sein, die dringend nötig haben, wieder kräftig geduckt, wenn das nicht reicht, gelyncht zu werden. Die Neger halten also still, und sicher geschähe nichts für sie, wenn nicht die Interessen des Baumwollhandels und der Baumwollverarbeiter sich zum Teil mit denen der Farmer deckten. — Weiterhin ist der Weizen viel enger mit der inneramerikanischen Wirtschaft verknüpft als die Baumwolle (wie schon erwähnt: 75 v. H. der amerikanischen Weizenausbeute werden in den Staaten selbst verbraucht, dagegen nur 45 v. H. der amerikanischen Baumwolle). Die Baumwolle ist von allen amerikanischen Produktionsgütern am meisten auf Export angewiesen; sie läßt sich also am schwersten in eine Innenpolitik einordnen, die gerade jetzt mit Wucht dahin gedrängt

wird, sich von der Außenwelt möglichst abzulösen und sich mit dem inneren Markt zu begnügen, der — was man immer wieder und von den verschiedensten Seiten zu hören bekommt — noch längst nicht bis zur Grenze seiner Aufnahmefähigkeit entwickelt sei. — Weiterhin: wie bereits erwähnt, besteht die überwiegende Mehrzahl unter den Baumwollfarmern aus sehr armen, ungebildeten Pächtern, denen vielfach nicht einmal die dürftigen Möbel in ihren windschiefen Häusern gehören. Was die Regierung bereits getan hat, geschah zugunsten der Baumwollhändler und Landbesitzer, die ihre Interessen wirksam vertreten können; im übrigen hat man die Not der Zeit auf die abhängigen, mehr oder weniger wehrlosen, weil mittellosen Pächter abgewälzt, die weder ideell noch finanziell fähig sind, sich zu verteidigen, die Zeit ihres Lebens nichts anderes gelernt haben, als Baumwolle anzupflanzen, und für die eine alljährliche Fahrt zum 50 Meilen entfernten Städtchen eine Weltreise bedeutet.

Die Situation des durchschnittlichen Baumwollfarmers wird am objektivsten dargestellt, indem man eine Gewinn- und Verlust-Rechnung seines Betriebes in diesem Jahr aufmacht — obwohl ich sehr melodramatische Schilderungen der entsetzlich elenden Lebens- und Wohnungsverhältnisse in den kleinen Pächterdörfern Louisianas oder Alabamas geben könnte, wo ich mich lange genug, bei allen Weißen unangenehm auffallend, herumgedrückt habe.

Noch bis 1927 begnügten sich viele Baumwollfarmer mit einer Baumwollernte im Jahr; heute ist es üblich, so viel und so oft Baumwolle anzupflanzen, als nur immer das Land hergibt. Das hatte zwei verhängnisvolle Folgen: der Farmer war nicht mehr imstande, sich selbst mit Lebensmitteln und Viehfutter zu versehen; außerdem sogen die sich überstürzenden Baumwollernten den Boden über Gebühr aus; in den letzten zehn Jahren war die Baumwollausbeute pro Ernte und Bodeneinheit im Durchschnitt bis zu 20 v. H. geringer als in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege.

Baumwollfarmen werden auf zweierlei Weise verpachtet: einmal kann der Pächter seine Verpflichtungen gegenüber

dem Landeigentümer durch eine sich gleichbleibende Jahresrente (Pacht) erfüllen, im zweiten Fall erhält der Landeigentümer jeweils die Hälfte der Bruttoeinkünfte aus der Baumwollernte (Ernteteilung).

Unter dem System der Ernteteilung hat der Landeigentümer das Wohnhaus, die Zugtiere (meist Maulesel), Viehfutter, die Hälfte des Düngers und alle notwendigen Ackergeräte zu stellen. Auf der durchschnittlichen Pachtfarm lassen sich je nach Bodenbeschaffenheit und Ernteaussatz 5 bis 10 Ballen Baumwolle produzieren. Diese erbringen heute etwa 140 bis 280 Dollar; von diesem Ertrag erhält der Landeigentümer zunächst die Hälfte, es verbleiben dem Pächter und seiner Familie 70 bis 140 Dollar; davon werden ihm weiter abgezogen die vom Landeigentümer verauslagten 50 v. H. der Düngerkosten und die Vorschüsse, die der Landeigentümer gewöhnlich in den 4 bis 5 Monaten vor der Ernte den Pächtern zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts gewährt; diese Vorschüsse betragen etwa 10 Dollar im Monat für eine Pächterfamilie. Es ergibt sich, daß nach Schluß der Abrechnung der Pächter bei den Preisen Ende 1931 überhaupt kein Geld für sich übrigbehält, oder nur so wenig, daß er knapp ein, zwei Monate dürftig davon leben kann; er hat also praktisch umsonst gearbeitet und nicht einmal das Unterhaltungsminimum verdient, gar nicht zu reden von notwendigen Kleideranschaffungen, Tabak, Medizin, Zucker, Kaffee usw. In früheren Jahren konnten sich die Pächter allein durch die Einkünfte aus der Baumwollsaat, den eigentlichen Fruchtkörnern, die vor der Verpackung der Baumwolle aus den Früchten herausgelöst werden, bezahlt machen. Ein Ballen Baumwolle ergibt im Durchschnitt 750 bis 850 Pfund Baumwollsaat; in den Zeiten der Hochkonjunktur erbrachte eine Tonne Baumwollsaat bis zu 90 Dollar. Da die Landeigentümer die Saat üblicherweise dem Pächter überließen, hatte dieser allein aus der Saat eine Nebeneinnahme von vielleicht 200 bis 350 Dollar. Im vergangenen Herbst fiel der Preis für Baumwollsaat auf 6 bis 9 Dollar für die Tonne. Für das maschinelle Entkernen der Baumwolle mußte

der Farmer etwa 4 Dollar pro Ballen in den letzten Jahren bezahlen. Aber obwohl die Preise für Entkernen 1931/32 auf 3 Dollar sanken, konnte der Pächter nichts an der Saat verdienen, denn der Verkauf der Saat brachte ihm im besten Falle nur wenig mehr, als das Entkernen der Baumwolle ihn gekostet hatte.

Für Farmer, die eine feste Pachtsumme zu zahlen haben, sind die Aussichten, etwas für den Winter aus der Ernte übrig zu behalten, eher noch schlechter als für diejenigen Pächter, die auf Anteil an der Ernte gepachtet haben. Denn die Pacht ist in den meisten Fällen in einer Zeit festgesetzt worden, in der sich die Baumwolle noch um das Doppelte ihres Preises von heute verkaufen ließ.

Es würde zu weit führen, wollte man auch noch das Budget eines kleineren oder größeren Landeigentümers aufteilen. Dem Landeigentümer geht es vielleicht schlimmer noch als dem Pächter; denn während dieser im äußersten Fall von dem Pachtgrundstück, das ihm ohnehin nicht gehört und nichts einbringt, vertrieben werden kann, droht dem Landeigentümer die Gefahr, nachdem sein Vermögen aufgebraucht ist, auch noch seinen Grund und Boden zu verlieren. Die Berechnung für etwa einen Besitz von 1000 Acres Baumwoll-Land, das auf Halbierung des Ertrages verpachtet ist, selbst wenn man einen völlig schuldenfreien Besitz voraussetzt, ergibt, daß der Landeigentümer in diesem Jahr nur 500 Dollar, im allergünstigsten Fall bis zu 750 Dollar aus seinem Lande ziehen kann. Er pflegte aber bisher etwa 2 500 Dollar als die untere Grenze seiner Lebenshaltungskosten anzusehen. Der Landeigentümer verfügt also nur über ein Viertel bis ein Fünftel seines normalen Einkommens. Woher er die Kosten des Anbaus der nächstjährigen Ernte nehmen soll, bleibt dabei erst recht vollständig schleierhaft.

Die Banken der Südstaaten, denen sämtliche Baumwollkredite festgefroren sind, gehen, wenn der Preis der Baumwolle sich bis zum Herbst 1932 nicht erholt, wofür wenig oder gar keine Aussicht — bei den riesigen unverkauften Lägern an Rohbaumwolle, die zudem noch ständig an-

wachsen — vorhanden ist, einer Serie von katastrophalen Zusammenbrüchen entgegen. Die Banken müssen also die Farmer drängen, die gewährten Kredite abzutahlen und zwingen sie dadurch zum Verkauf von Baumwolle um jeden Preis.

Ein Preis von 6 cents für das Pfund Baumwolle bedeutet Hungersnot für die Baumwollzüchter und Bankrott für Handel und Banken der Südstaaten der Union.

Ein Bankier in der größten Stadt von Süd-Texas verglich mit Recht die gegenwärtige Not der Südstaaten mit dem Elend nach dem Bürgerkrieg, der der Sklavenbevölkerung des Südens die Befreiung brachte und damit die wirtschaftliche Struktur der Südstaaten aus den Angeln hob. Ich antwortete ihm darauf, daß damals das Baumwollgeschäft als solches gesund gewesen wäre und die Wunde daher bald wieder vernarbte, daß aber heute das noch auf Jahre hinaus vorhandene Überangebot jede Hoffnung auf Besserung des Preises und damit auf Besserung überhaupt ausschlosse.

★

Ganz grob gerechnet sind etwa 4 Millionen Neger als Pächter, Farmer oder Arbeiter in der Baumwollkultur beschäftigt. Wie es unter ihnen aussieht, wurde soeben geschildert. Zu allem Unglück kommt jetzt noch die Nachricht, daß es gelungen ist, endlich mit relativer Vollkommenheit funktionierende Baumwoll-Pflückmaschinen zu konstruieren, durch welche ein großer Teil der Baumwollarbeiter völlig und für alle Zeiten beschäftigungslos werden wird. Nach den Mitteilungen der amerikanischen Fachpresse wird die Arbeit, zu der früher ein einzelner Baumwollpflücker 77 Stunden brauchte, heute durch eine von einem Mann geführte Maschine in drei Stunden bewältigt. Mit anderen Worten, wenn die Maschine erst einmal in großem Umfang eingeführt sein wird — und sie wird eingeführt werden, weil gerade bei den niedrigen Baumwollpreisen die Zahl der Arbeitsleute so weit wie irgend möglich verringert werden muß —, so wird nur noch ein geringer Bruchteil der bisher bei der Baum-

wollerte beschäftigten Menschen notwendig sein, um die Baumwolle zu pflücken.

★

Hier begegnen wir einer der größten Schwierigkeiten der Gegenwart: wir sehen, wie menschliche Arbeitskräfte durch Maschinen ersetzt werden. Solange, wie das in früheren Zeiten der Fall war, diese ausgeschalteten Menschen durch die Entwicklung neuer Industrien oder die Erweiterung alter aufgenommen werden konnten, oder solange es auf der Erde immer noch unentwickelte Räume gab, die durch anderswo überflüssig gewordene Menschen und Waren erobert und kolonisiert werden konnten, bedeutet der Ersatz von großen Arbeitermassen durch Maschinen nur eine vorübergehende Komplikation. Heute werden (das russische Riesen-Experiment ausgenommen) nicht nur nicht neue Industrien entwickelt, sondern auch die schon vorhandenen schrumpfen in einem gefährlichen Tempo; neue Märkte werden nicht nur nicht aufgeschlossen — weil es uneroberte Teile der Welt nicht mehr gibt — sondern vielmehr Jahrhunderte alte Märkte abgeriegelt, einerseits weil große Riesenräume wie etwa China sich in einer solchen politischen Verwirrung befinden, daß man nicht mehr geschäftlich mit ihnen verkehren kann, andererseits weil Länder, die früher Kolonialcharakter trugen und Fertigwaren nur vom Ausland beziehen konnten, wie etwa Kanada, Argentinien oder Südafrika, inzwischen hinter hohen Zollmauern eine eigene Industrie entwickelt haben, welche den Produkten der alten, Fertigwaren produzierenden Länder den Einlaß verwehrt.

★

Eine Weile hat man geglaubt, sich den Folgen der Ausschaltung von Menschen durch Maschinen zu entziehen, indem man die Löhne für die noch Arbeitenden in einer noch vor kurzem undenkbar erscheinenden Weise erhöhte. Diese allzu reichlich kolportierte Erscheinung hat indessen die Erkenntnis der wahren Folgen der Maschinisierung nur vernebelt.

Vor allem hat man nie in Zweifel gezogen, daß der Unternehmer, sei er nun Landwirt oder Industrieller, durch fortschreitende Mechanisierung seines Betriebes seinen Profit erhöhe. Doch scheint auch dieser Schluß nicht unbedingt richtig zu sein; sicher richtig ist er nur bei stets steigendem Absatz. Es liegt nämlich im Sinne der Mechanisierung, daß sie stetig erweitert und verbessert werden muß (Zwang der Konkurrenz). Man kann also stets mehr und stets mehr produzieren, muß aber dauernd mehr Geld in den Umbau und die Erweiterung der immer komplizierter und deshalb kostspieliger werdenden Produktionsanlagen hineinstecken. Es wächst also mit Riesenschritten der Anteil der unveränderlichen, der „fixen“ Kosten an den Gesamtkosten des Produktionsprozesses. Die Maschinen müssen weiter amortisiert werden, auch wenn die Marktlage ungünstig ist, wodurch der Fabrikant gezwungen wird, weiter zu produzieren selbst unter Bedingungen, bei denen er früher einfach die Produktion eingestellt hätte, um nicht mit Verlust arbeiten zu müssen.

★

Man muß sich darüber klar sein, daß alle diese Zusammenhänge einer im vollkommenen Sinn wissenschaftlichen Darstellung und Beurteilung noch unzugänglich sind; zu einer solchen würde ein gewaltiger Aufwand von Einzeluntersuchungen und eine große Masse komplizierten statistischen Materials notwendig sein; bevor jedoch beides fertiggestellt wäre, hätte die tatsächliche Entwicklung die in den Statistiken erfaßten Ereignisse schon längst wieder hinter sich gelassen.

Man darf also nie vergessen, daß die Debatte über diese Dinge sich kaum noch auf einem wissenschaftlichen Niveau bewegt; man befindet sich vielmehr schon auf dem viel weniger sicheren Boden des Kampfes von Weltanschauungen und Überzeugungen. Doch bleibt keine andere Wahl, weil die Entwicklung der wirklichen Ereignisse in solch rasendem Tempo fortschreitet, daß eine um volle wissenschaftliche Objektivität bemühte Betrachtung keines-

wegs mit ihr Schritt halten könnte. In 10 bis 20 Jahren werden wir sicherlich soweit sein, in hieb- und stichfesten wissenschaftlichen Untersuchungen auseinanderzusetzen, was heutzutage in der Welt vorgeht. Leider können wir nicht darauf warten, sondern müssen mit den geringen uns zur Verfügung stehenden Mitteln versuchen, uns über die Geschehnisse der Gegenwart klar zu werden.

★

Trotz des so viel besungenen „Triumphzuges der Technik“ und der „Entwicklung der Naturwissenschaften“ geht die Welt heute durch eine Not, deren Ende noch völlig unabsehbar ist. Schon allein aus diesem Grunde liegt es nahe, sich zu fragen, ob das, was die Entwicklung der Wirtschaft nach dem Kriege in wesentlichen Zügen bestimmt hat, die Mechanisierung nämlich, wirklich ein Segen gewesen ist.

Im Anschluß an die Darstellung der Verhältnisse unter den Baumwollfarmern sei daher versucht, die Folgen der Mechanisierung der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten aufzuweisen.

3. MOTORISIERTER WEIZEN

Die Mechanisierung der amerikanischen Weizenwirtschaft im großen Stil setzt eigentlich erst mit und nach der auf den Weltkrieg unmittelbar folgenden Depression im amerikanischen Wirtschaftsleben ein; sie war allerdings schon durch die ungeheure Erweiterung des weizentragenden Bodens in der Hochkonjunktur der Kriegszeit angeregt worden.

Bis dahin lebte der amerikanische Farmer im wesentlichen nicht sehr viel anders als der europäische Bauer, zum mindesten was das Ausmaß der schweren Handarbeit anbelangt. Mit großen Gespannen wurde der Prärieboden gepflügt und zur Saat vorbereitet, die Farmerfrau mußte Kühe melken, Hunderte von Hühnern füttern, buttern, die Butter zu verkaufen suchen, am Waschfaß stehen, in der Erntezeit für zwanzig, dreißig bärenhungrige Männer riesenhafte Berge von Braten, Kuchen, Gemüse, Kompott usw. zubereiten; Dutzende von Hilfskräften waren nötig, um den Weizen zu mähen, noch mehr, um ihn zu dreschen. Die Farm war alles in allem, wenn auch in sehr vergrößertem Maßstab, nicht wesentlich anders organisiert als eine deutsche Bauernwirtschaft.

Besucht man heute eine Farm in Kansas, so wird man von diesem Leben, das noch vor einem halben Menschenalter etwas Selbstverständliches war, nichts mehr entdecken. Das liegt so lange zurück, wie für uns etwa die Zeit, als man das Getreide noch mit Sicheln schnitt. Jetzt sind nicht mehr dreißig oder vierzig Erntearbeiter notwendig, um die Weizengarben zu Hocken aufzustellen oder um für die unersättliche Dreschmaschine Wagen nach Wagen voller Garben anzufahren; der Farmer allein mit seinem vielleicht noch nicht einmal erwachsenen Sohn als einziger Hilfe besteigt, wenn das

Getreide auf dem Halm trocken geworden ist, den Mäh-drescher und fährt aufs Feld hinaus. Auf der einen Seite schneidet die Maschine in einem gewaltig breiten Schwatt die Weizenähren dicht unterhalb der Ähre ab; auf ihrer anderen Seite fließt der fertig ausgedroschene und gesäuberte Weizen in einen besonderen Kastenwagen und kann vom Feld weg unmittelbar handelsfertig verkauft werden. Gegen Abend, wenn der Farmer und sein Sohn müde nach Hause kommen, besteigt der zweite Sohn, der vielleicht gerade seine Universitätsferien zu Hause verlebt, den Traktor, spannt ihn vor eine Serie von Pflügen, Eggen und Walzen und bricht das Feld, das der Vater über Tag abgemäht hat, in einer Nacht um und macht es für die neue Saat fertig.

Die Zeiten sind längst vorbei, in denen man in den Prärieprovinzen — wie noch jetzt zum Teil in den weniger entwickelten Gebieten von Kanada — um die Druschzeit des Nachts überall riesige Feuer leuchten sah, in denen das überflüssige Stroh, welches die Dreschmaschine über Tag ausspie, verbrannt wurde. Jetzt braucht nichts mehr verbrannt zu werden; der Erde wird vielmehr das gesamte Stroh wieder zurückgegeben, es wird wieder eingepflügt, was die vorzeitige Verarmung des Bodens an pflanzlichen Aufbaustoffen verhindert.

Früher mußte der gedroschene Weizen in endlosen Wagenkolonnen an die Bahn gefahren werden; heute kann ein 16jähriger auf dem Autokastenwagen das von dem Mäh-drescher gedroschene Korn mühelos zur Station transportieren, wo es durch Saugluftheber unmittelbar aus dem Wagen in die Eisenbahnwaggons überführt wird, ohne daß es ein einziges Mal mit Säcken oder der menschlichen Hand in Berührung gekommen ist.

Früher konnte ein fleißiger Pflüger mit fünf Pferden oder Maultieren am Tag fünf acres Land umpflügen. Heute setzt sich ein Mann auf den Traktor und bricht in derselben Zeit 30 acres um, ohne sich die Hände schmutzig zu machen. Die Farmerfrau braucht, wenn die Weizenernte da ist, nicht mehr ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen; vorbei sind die

Zeiten, als sie noch von früh morgens um 4 Uhr bis nachts um 11 Uhr am Herd stehen mußte, um für dreißig, vierzig hungrige Menschen Essen zu bereiten. Es ist nicht mehr nötig, vor Tau und Tag aufzustehen. Der Mähdrescher kann erst arbeiten, wenn der Tau auf den Feldern getrocknet ist, also selbst in der schlimmsten Arbeitszeit des Jahres fährt der Mann nicht vor 8 oder 9 Uhr morgens aufs Feld hinaus. Und er braucht auch nicht bis in die sinkende Nacht hinein zu arbeiten, denn wenn der Tau zu fallen beginnt, muß er aufhören. Er schafft ja trotzdem als Einzelner an einem Tag fünf-, sechsmal soviel wie früher dreißig, vierzig Männer und sieben, acht Gespanne vom ersten Morgengrauen bis in die sinkende Nacht.

Die Farmerfrau bäckt nicht mehr ihr Brot im eigenen Ofen. Sie bekommt es vom Lieferauto geliefert, genau so wie die Leute in der Stadt. Es lohnt sich nicht mehr, Hühner zu züchten, denn Hühnerzüchtereien mit bewunderswerten, modernen Brut- und Legeeinrichtungen schlagen jede Konkurrenz des Farmers. Die Farmhäuser werden zu Sommer villen, der Hühnerstall verwandelt sich in eine Bibliothek und die Räucher kammer in einen Musiksalon. Das Zeitalter der arbeitsverkrümmten Bauernhände ist vorüber. Die Maschinen, diese gewaltigen Lasttiere, haben den Farmer auf ihre stählernen Rücken genommen und verrichten wie riesige Elefanten auf einen leisen Druck alles, was man von ihnen verlangt; sie erlauben ihren Herren, den Sommer wie „auf dem Lande“ zu verleben und den Winter nach Kalifornien zur Erholung zu reisen, vorausgesetzt: — daß der Weizenpreis höher ist als die Produktionskosten.

★

Diese kleine Voraussetzung ist leider nicht gegeben, im Gegenteil: je weiter nämlich die Mechanisierung der Weizenwirtschaft fortschreitet, desto tiefer wird der Preis unter die Produktionskosten sinken.

Das Leben des Farmers und der Farmerfrau ist allerdings

bequemer und leichter geworden, als es jemals in den vielen Jahrtausenden war, seit denen es schon Ackerbauer gibt; gleichzeitig aber hat sich der Farmer den Ast abgesägt, auf welchem er sitzt. Er hat nämlich weitgehend die Fähigkeit verloren, schlechte Zeiten ohne Gefahr zu überdauern. — Warum?

★

Erstens : Ein durchschnittlicher Mähdrescher kostet ungefähr 12.000 Reichsmark, ein dazugehöriger Traktor etwa 7 000 Reichsmark, das Weizentransportauto etwa 4 000 Reichsmark. Für die Acker- und sonstigen Maschinen, die zu einer mechanisierten Weizenfarm gehören, braucht man außerdem rund weitere 10.000 Reichsmark, das macht insgesamt in runden Summen etwa 30.000 bis 40.000 Reichsmark. Dieser kostspielige Maschinenpark ist bei der wenig sachgemäßen Pflege, welche die meisten Farmer ihm angedeihen lassen, im allgemeinen in drei, mindestens fünf Jahren erneuerungsbedürftig, d. h. der Farmer muß seinen Maschinenpark pro Jahr rund mit einem Betrag von etwa 10.000 Reichsmark amortisieren. Bevor also sein eigener Verdienst beginnt, muß er schon 10.000 Reichsmark erst einmal vorweg verdient haben.

★

Zweitens : Die weitgehende Verwendung von Maschinen erlaubt es, auf Böden Weizen zu pflanzen, die früher dafür vollkommen ungeeignet waren. Unendliche Gebiete in den westlichen Präriestaaten der USA litten unter Regenmangel.

Wenn der Farmer für seinen Weizen die genügende Feuchtigkeit im Boden aufspeichern will, so muß er sofort nach einem Regenfall die Oberfläche des Bodens umbrechen, um die Feuchtigkeit vor dem Verdunsten zu schützen. Als man noch mit Pferden und Maultieren pflügte, war dies nicht möglich, weil es zu langsam ging. Die Verwendung von Traktoren und Spezialpflügen, welche ohne Pause Tag

und Nacht hindurch arbeiten können, machte es möglich, den Boden so schnell umzubrechen, daß man in Gebieten, die früher als zu trocken galten, heute genügend Feuchtigkeit in den Feldern bewahren kann, um Weizen darauf anzubauen.

Waren die Maschinen erst einmal erfunden, so mußten die anderen in großem Maßstab Weizen produzierenden Länder sich ebenfalls zu ihnen entschließen, um auf dem Weltmarkt Konkurrenz halten zu können.

Die Maschinen befreiten außerdem den Landwirt fast vollkommen von der Sorge, rechtzeitig eine genügende Anzahl von Arbeitskräften bereit zu haben. In vergangenen Jahrzehnten vergrößerte sich während der Ernte die Anzahl der Bewohner einer Farm durchschnittlich um das Vier- bis Sechsfache. Oft war es sehr schwer, überhaupt Arbeiter aufzutreiben, weil einfach nicht genug da waren, oder nur zu so hohen Löhnen, daß durch sie die Vorteile eines allgemein gesteigerten Weizenanbaues wieder zunichte gemacht worden wären. Die Maschinen lösten dieses Problem mit einem Schlage. Man konnte so viel Land unter den Pflug nehmen, wie man nur wollte, und es kam das, was nach allem kommen mußte:

In etwa einem halben Jahrzehnt stieg die Weizenproduktion so gewaltig, daß für die riesigen Mengen kein Absatz mehr zu finden war. (Übrigens auch deswegen nicht, weil in den übrigen Gebieten der Wirtschaft sich eine ähnliche Entwicklung vollzogen hatte, weil Millionen Menschen arbeitslos geworden waren und in einem viel geringeren Umfang als bisher als Käufer von Weizen bzw. Brot in Frage kamen. Vor allem war, wie schon mehrmals erwähnt, Rußland wieder als Verkäufer auf dem Weizenmarkt erschienen, ein Ereignis, das teilweise ebenfalls erst durch die mit Riesenschritten fortschreitende Mechanisierung der russischen Landwirtschaft möglich wurde. Die russische Weizenproduktion stieg von 205 Millionen bushels im Jahre 1921 auf 1 032 Millionen im Jahre 1930. Die durchschnittliche Weizenernte Rußlands vor dem Kriege betrug 757 Millionen bushels.)

Die Weltweizenernte (ohne Rußland und China) betrug
im Jahre 1924/25 3.163.000.000 bushels
„ „ 1925/26 3.472.000.000 „
„ „ 1926/27 3.449.000.000 „
„ „ 1927/28 3.652.000.000 „
„ „ 1928/29 3.898.000.000 „
d. h. die Weltweizenproduktion — wobei die chinesische
und russische nicht einmal mit berücksichtigt ist — hat vor
dem Beginn der großen Krise in fünf Jahren nicht weniger
als 735.000.000 bushels zugenommen. (Angaben des Canadian
Wheat Pool.)

Die Maschinen haben die natürlichen Dämme gegen eine
zu hohe Weizenproduktion (begrenzte Zahl der Arbeiter, be-
grenzter Umfang verwendungsfähiger Böden) durchbrochen
und zu einer hemmungslosen Überproduktion von Weizen
geführt.

★

Drittens: Der Farmer alten Schlages war schlechten
Zeiten gegenüber viel elastischer und viel unangreifbarer als
der zum Maschinisten gewordene moderne Weizenfarmer,
er war insbesondere auf seinem Besitz weitgehend Selbst-
versorger. Das ist er heute nicht mehr, die Maschinen haben
ihn zu sehr verwöhnt. Außerdem kann er sich neben seinem
riesigen Maschinenpark nicht noch Gespanne, Vieh und Ge-
flügel halten. Die Maschinen rentieren sich erst dann, wenn
er riesige Ländereien in einem Zuge bestellen, bzw. abernten
kann. Felder, die seinem eigenen Bedarf genügten, erforder-
ten eine ganz andere Wirtschaft, beide Wirtschaftsarten
nebeneinander sind schwer möglich. Die Farmer haben,
wenn sie irgend konnten, ihre alten Gewohnheiten an den
Nagel gehängt, weil die Maschine bei auskömmlichen Wei-
zenpreisen zunächst eine ungeheure Erleichterung ihres
Lebens bewirkte.

Weiterhin konnte der Farmer alten Schlages, wenn früher
einmal der Weizenpreis niedrig war, durch den Anbau von
anderen Getreidesorten oder Feldfrüchten den Verlust an

der einen Art seiner Erzeugnisse ausgleichen. Die riesigen Maschinen erfordern indessen eine Monokultur, den ausschließlichen Anbau von Weizen auf dem gesamten Boden. Für andere Getreidesorten oder Feldfrüchte, z. B. Kartoffeln, brauchte man wieder ganz andere Maschinen, die sich der Farmer gerade in schlechten Zeiten am wenigsten anschaffen kann.

Ging es dem Farmer alten Schlages schlecht, so konnte er immer noch von dem Fleisch seiner Schweine, von den Eiern seiner Hühner, von der Milch seiner Kühe sein Dasein fristen. Die überflüssigen Pferde trieb er in die Prärie hinaus, die Kühe und die Schweine suchten sich selbst ihr Futter; Brotgetreide für seinen eigenen Bedarf und Hühnerfutter konnte er ohne großes Kapital immer anbauen. Heute würde es dem Farmer gar nichts nutzen, wenn er versuchte, wieder Selbstversorger zu werden, denn die Maschinen kann man leider nicht in die Prärie hinaustreiben; die Ratenzahlungen laufen weiter, ganz gleich, ob der Preis für Weizen über oder unter den Produktionskosten liegt.

★

Viertens: Der Weizenfarmer von heute — und das ist die größte Schwierigkeit — kann nur viel schwerer, als es früher der Fall war, seine Produktion einschränken. Er kann nicht einfach andere Feldfrüchte in großem Maßstab anbauen, abgesehen davon, daß er dafür andere Maschinen brauchte — diejenigen Ländereien, in welchen heute Weizen mechanisiert erzeugt wird, eignen sich nur für den Anbau von Weizen. Außerdem muß die Größe der bebauten Felder immer in einem bestimmten Verhältnis zu der Größe der Maschinen stehen, da die Maschinen auf kleinen Flächen überhaupt nicht angesetzt werden können. Weiterhin muß der Farmer, wenn er nicht seinen ganzen Besitz stehen und liegen lassen und ohne einen Pfennig in der Tasche davonziehen will, Weizen auf alle Fälle anbauen, um die Ratenzahlungen aufzubringen; bei schlechten Preisen muß er sogar die Anbaufläche vergrößern, um den Verlust am Preis durch

die größere Menge auszugleichen, und das gerade zu einer Zeit, in der jede Erweiterung der Produktion die schon bestehenden Schwierigkeiten nur noch verschärft.

★

Fünftens : Selbst in guten Zeiten, in welchen die Weizenpreise nicht unterhalb der Produktionskosten lagen, würde die Mechanisierung der Weizenproduktion eine ständige Gefahr für den Farmer bilden, und zwar deswegen, weil der Farmer jedes Jahr mit außerordentlich hohen fixen Kosten zu rechnen hat, während er auf die Höhe der Ausbeute nur einen sehr beschränkten Einfluß ausüben kann. Der Weizen ist eine der empfindlichsten, vielleicht die empfindlichste Getreidesorte, die es gibt. Wenn er glücklich aufgegangen ist und nicht durch ungestüme Frühjahrsregen ausgewaschen wurde, kann er immer noch durch Hagel zerschlagen, vom Rost (einer Weizenkrankheit) zerfressen werden oder in monatelanger Trockenheit verdorren. In den meisten weizentragenden Gegenden bleibt immer wieder für ein, zwei, drei Jahre überhaupt der Regen aus; über diese Jahre konnte sich ein Farmer alten Schlages hinweghelfen; ihm entging nur ein Gewinn. Der Farmer mit mechanisierter Wirtschaft muß jedoch unverändert in jedem Jahr große Geldsummen aufbringen.

Mit anderen Worten: im Bereich der Landwirtschaft ist eine feste Kalkulation wie in der Industrie nicht möglich. Man kann sich zwar vornehmen, bei einem gegebenen Produktionsapparat und unter voraus berechneten Kosten 10.000 Schreibmaschinen im Jahre zu produzieren, aber niemals 10.000 bushels Weizen. Der Schreibmaschinenfabrikant weiß, daß er wirklich 10.000 Maschinen produzieren wird, der Farmer aber kann ebenso gut statt der einkalkulierten 10.000 bushels 30.000 ernten oder auch gar keine. Starre Produktionskosten können also der Landwirtschaft auch in ganz normalen Zeiten noch ungleich gefährlicher werden als der Industrie.

★

Sechstens: Die Maschinisierung der Weizenwirtschaft bedeutet die Vernichtung des Einzelfarmers auch noch in einem anderen Sinn. Die Maschinen haben es praktisch möglich gemacht, jede beliebige Landarbeit in jeder beliebigen Zeit zu verrichten. Es ist also überflüssig geworden, daß der Farmer noch auf dem Lande wohnt, es genügt, wenn zweimal im Jahre einige Maschinenführer auf dem Lande arbeiten. Dazu kommen die schon erwähnten hohen Kosten für die Anschaffung und Amortisierung der Maschinen.

Diese drei Gesichtspunkte legen nahe, die Landwirtschaft nicht mehr als Landwirtschaft, sondern wie eine Fabrik zu betreiben. Irgendwelche Leute in der Stadt mit Kapital gründen eine Aktiengesellschaft, die riesige Flächen noch unberührten Präriebodens ankauft und die notwendigen Maschinen anschafft. Zweimal im Jahre stellt die Maschinenfabrik Maschinenführer, und schon kann man auf 50.000 acres Weizen ziehen, ohne daß die „Farmer“ jemals ihr Land zu sehen brauchen. Je größer die zusammenhängende, mit Weizen bebaute Fläche, desto besser die Ausnützung der Maschinen, desto schneller die Amortisierung des in ihnen investierten Kapitals. Der Einzelfarmer mit seiner begrenzten Geldkraft kann mit diesen Riesenunternehmungen von vornherein nicht konkurrieren. Die Maschinisierung der Landwirtschaft hat ihre Industrialisierung zur logischen Folge.

In Kansas sind in den letzten Jahren riesige „Getreidefabriken“ dieser Art gegründet worden. Das zur Gründung notwendige Kapital ist wie bei einer Gesellschaft für die Produktion von Autos oder Kindermehl durch den Verkauf von Aktien an beliebige Privatpersonen aufgebracht worden. Je mehr sich die Maschine die Weizenwirtschaft im großen Maßstab erobert, desto mehr wird der einzelne Weizenfarmer gegenüber diesen Riesenbetrieben konkurrenzunfähig werden.

Die größten in Kansas als Getreidefabriken ausgebildeten Aktien-Farmen umfassen Ländereien bis zu 70.000 acres (etwa 280 qkm).

Interessant ist, daß auch in Sowjet-Rußland die Maschinisierung der Landwirtschaft in großem Stil zu solchen Unternehmungen („Gigant“ im Nordkaukasus) geführt hat. Der konsequent durchgeführte Staatskapitalismus und der konsequent durchgeführte Privatkapitalismus ergeben in diesem Zeitalter der triumphierenden Maschine dieselben Erscheinungen.

★

Um noch einmal zusammenzufassen: die Industrialisierung der Weltweizenwirtschaft hat keineswegs die erfreulichen Ergebnisse gezeitigt, die man sich von ihr offenbar erhoffte, als man sie durchzuführen begann. Sie hat zu einer ungeheuren Überproduktion geführt, hat der Landwirtschaft die Elastizität in der Bedarfsdeckung weitgehend geraubt und ihre Widerstandsfähigkeit in Krisenzeiten geschwächt. Sie hat die Arbeit des Einzelfarmers zwar zunächst erleichtert, seine Sorgen aber ins Ungeheuerliche vergrößert, sie stellt vielleicht sogar den Sinn der Existenz von Einzelfarmern überhaupt in Frage. Außerdem hat sie Tausenden, vielleicht Millionen von Menschen das tägliche Brot geschmälert, wenn nicht ganz entzogen, so widersinnig bei einer doch vergrößerten Weizenproduktion dies auch klingen mag.

4. DIE NEGER

Wenn du nicht umgehend wieder hier verschwindest, du Sauhund, dann wundere dich nicht, demnächst ein oder zwei Zoll Blei in deinem verlängerten Rückenmark vorzufinden!“

Ach, auf englisch hört sich das noch viel netter an, aber man kann es nicht wörtlich übersetzen, was der gute County-Sheriff oder Bezirksgendarm mir da in die Ohren knirschte. Dabei schien ich in meiner halbdunklen Garagenecke in der Tat nur wenig Anlaß zu so wilden Drohungen zu bieten, denn mich interessierte doch offenbar auf der weiten Welt nichts sonst als die Bastelei an dem Motor meines Autos. — Schade, daß man das nicht auf englisch sagen kann, aber den ebenso entsetzten wie beleidigten Widerspruch einer gebildeten Leserschaft mag ich nicht riskieren.

Daß ich keinen guten Eindruck damit schinden könnte, wenn ich als Weißer mich länger als 12 Stunden in einem der elenden Negerdörfer im Mississippi-Delta aufhielt — bestimmt — das hatte ich keinen Augenblick lang bezweifelt. Aber daß ich nun gleich mit Blei in allen möglichen Körperteilen dafür bestraft werden sollte, schien mir den Spaß etwas zu weit zu treiben; doch ich wagte nicht, die Geduld der hohen Obrigkeit auf die Probe zu stellen. Ich sattelte noch am gleichen Abend mißmutig meinen tapferen Ford, sagte dem alten Jim Jones Lebewohl und fuhr langsam durch die endlosen, wilden Sumpfgebiete, die den Süden Louisianas zu einer tropischen Wildnis machen, davon. Jones gab mir noch bis zum Ausgang des Dorfes das Geleit, der alte, unvergeßliche Jones, Philosoph mit kaffeebraunem, zerfuchtem Gesicht und schlohweißem Haar, was beides auf den ersten Blick in einem seitsamen und herausfordernden Widerspruch miteinander zu stehen schien.

Dabei hatte ich mich keines anderen Verbrechens schuldig gemacht, als des bescheidenen Versuchs, mich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, was an den Schauergeschichten über die Arbeits- und Lebensverhältnisse unter den Negern in den Südstaaten der USA eigentlich Wahres daran sei. Aber das genügt unter Umständen schon da unten im „tiefen Süden“, um in den Ruf eines Aufrührers, oder was ungleich schlimmer ist, den eines Kommunisten zu geraten. Wenn ich nicht einen für dortige Verhältnisse relativ guten Eindruck gemacht hätte, wäre ich wahrscheinlich äußerst geschwind und unerwartet eingelocht worden, sei es nun wegen Landstreicherei, wegen Fluchens vor einer Frauensperson, wegen Schießens über eine öffentliche Landstraße, Beschäftigungslosigkeit oder sonst eines mir angedichteten Verbrechens. — Wie leicht hätte ich mich in kürzester Frist nach geisterhaft schneller Gerichtsverhandlung ungeheuer bestürzt und durchaus unangenehm berührt als Zwangsarbeiter auf einer Baumwollfarm wiederfinden können. Es stand damals noch genug überflüssige Baumwolle auf den Feldern und 1 Dollar pro Tag für reguläre Arbeiter ist immer noch viel zu viel bei diesen schlechten Baumwollpreisen, da ist es schon besser, man läßt sich Strafgefangene kommen, die man zwar pro forma bewachen muß, die aber auf unbegrenzte Zeit nur für das Essen zu haben sind.

Die unhöfliche Behandlung, welche die wohllöbliche Obrigkeit in den tiefen Dschungelwäldern Louisianas und Mississippis mir angedeihen ließ, machte mich erst recht begierig, mehr über die Verhältnisse unter den armen Negern des amerikanischen Südens zu erfahren. Was sich ergab, war erstaunlich, und es stellte sich wieder einmal heraus, wie falsch es ist, die Staaten nur nach ihrem Europa zugewandten Osten an der atlantischen Küste zu beurteilen. Die Zustände, die noch heute in den abgelegenen Winkeln der Südstaaten herrschen, erinnern erschreckend an gewisse Kolonisierungsmethoden und an die schlimmsten Erscheinungen aus den Zeiten des Frühkapitalismus.

Ruinen von Onkel Tom's Hütte

In den früheren Sklavenstaaten der USA erinnert man sich noch recht genau der seligen Zeiten, in denen ein paar Dutzend Neger aus dem finstersten Afrika im Schweiß ihres Angesichts für den Master schufteten. Mit der berühmten Freiheit im „freiesten Staate der Welt“ ist es ohnehin nicht weit her, wenn man sich die Sache einmal von unten und nicht immer von oben her ansieht, besonders nicht in Florida, Alabama, Kentucky, Mississippi, Louisiana und einigen anderen südlichen und südwestlichen Staaten der Union.

Die Sklaverei ist seit dem Bürgerkrieg offiziell abgeschafft, statt dessen hat man ein anderes, ebenso gut, wenn nicht besser funktionierendes System entwickelt, unter welchem man die zum größten Teil entsetzlich arme, entsetzlich ungebildete Landbevölkerung, die Weißen wie die Schwarzen, in den Baumwoll- und Zuckerrohrgebieten ausnutzen oder mißbrauchen kann. Unter dem Namen „Pachtvertrag“ wurde ein Verhältnis zwischen Landbesitzern und Pächtern geschaffen, das man zwar nicht Sklaverei, aber doch eine Art von Leibeigenschaft nennen muß. Es gibt kaum einen ernsthaften Beobachter, der nicht von diesen Zuständen, wie sie besonders unter den schwarzen Pächtern herrschen, wüßte. Aber selten wird öffentlich von ihnen gesprochen, weil sie schon in so großem Maße Tradition geworden sind, daß sie als mehr oder weniger unabänderlich gelten. Außerdem halten es auch selbst wohlmeinende Amerikaner für unter ihrer Würde, „schmutzige Niggerwäsche“ zu waschen.

Es ist außerordentlich bezeichnend, daß angeklagte Landbesitzer (werden sie in besonders krassen Fällen wirklich einmal angeklagt) sich gewöhnlich damit ausreichend zu verteidigen glauben, wenn sie angeben, daß sie mit den „Niggern“ nicht anders umgesprungen wären, als eben jeder Pachtherr mit ihnen umspringt. Zur Ehre vieler amerikanischer Gerichte sei es gesagt, daß diese Ausrede den angeklagten Pflanzern selten etwas nützt.*)

*) Die in diesem Kapitel mitgeteilten Tatsachen und Zahlen beruhen auf direkten Erkundigungen, auf Mitteilungen in „The New Republic“, „The

Ein paar der krassesten Fälle aus der letzten Zeit seien kurz mitgeteilt. Zumeist erfährt man nicht sehr viel Genaues, weil die Zeitungen des Südens aus einer falsch verstandenen Solidarität Verbrechen von Weißen an Schwarzen gewöhnlich totschrveigen. Eine Statistik über solche Verbrechen ist nicht zu erhalten, da das Department of Justice schon seit Jahren vermeidet, Anzahl und Einzelheiten der Prozesse wegen Peonage (Halten einer Person in Leibeigenschaft) bekanntzugeben, — ein verdächtiges Zeichen.

In Corpus Christi, Texas, wurden fünf Weiße schuldig befunden, Neger in Leibeigenschaft gehalten zu haben. Unter den fünf Angeklagten befanden sich der Polizeiwachtmeister, zwei Unterwachtmeister und ein Friedensrichter des Ortes. Dieser Fall ist deswegen interessant, weil er beweist — was an vielen anderen Fällen leicht zu erhärten ist —, daß sehr oft die Ortspolizei mit den weißen Landherren gemeinsame Sache macht.

Webb Bellue und John D. Alford, im Staate Mississippi, wurden angeklagt, den 50 Jahre alten Neger Crawford Allen, seine Frau und drei Kinder für 20 Dollar verkauft zu haben. Die beiden Plantagenbesitzer gaben vor, daß der Neger ihnen 20 Dollar geschuldet hätte; da er sie nicht bezahlen konnte, so hätten sie ihn einem andern Plantagenbesitzer gegen diese 20 Dollar ausgeliefert, die er auf einer Farm bei Fluker, Louisiana „abarbeiten“ mußte. Die Angeklagten wurden zu Gefängnis verurteilt.

In Georgia wurde ein Plantagenbesitzer, W. D. Arnold, nach mehreren Verhandlungen verurteilt, weil er einen Weißen, Claude King und einen Neger, John Vanover, in Leibeigenschaft gehalten hatte. Arnold gab zwar nicht zu, irgendjemand in Leibeigenschaft gehalten zu haben, doch fand er nichts dabei, einzugestehen, daß er vor einigen Jahren einen ungehorsamen Neger getötet, einen anderen gepeitscht und einen dritten mit Automobilschlüsseln niedergeschlagen hätte. Die beiden Kronzeugen, King und Vanover, bezeugten unwidersprochen, daß sie oftmals auf Arnolds Anordnungen

Nation“ und „The Negro Year Book“ 1931/32, Tuskegee, Alabama, und auf Angaben des Tuskegee-Institute, Alabama.

auf seiner Farm schwer gepeitscht worden wären. Verschiedene Nachbarn Arnolds und andere Leute bezeugten, daß der Angeklagte seine Leute stets übel behandle. Aber Arnold konnte mit Leichtigkeit ebensoviel andere Zeugen beibringen, die für seinen edlen Charakter jede Garantie zu übernehmen bereit waren.

Es besteht natürlich kein Zweifel darüber, daß es genau so wie in den alten Sklavenstaaten eine große Anzahl von Pachtherren gibt, die sich bemühen, mit ihren schwarzen Arbeitern und Pächtern auf eine saubere und anständige Weise fertig zu werden. Ebenso zweifellos herrschen aber in weiten Gebieten der Südstaaten (vor allem vielleicht in Mississippi, dem einzigen amerikanischen Staat, in welchem die Anzahl der Neger die der Weißen übersteigt) Verhältnisse, die an die Sklavenzeit erinnern.

Die Pächter, stets arme und beziehungslose Leute und zu einem hohen Prozentsatz, soweit es sich um Neger handelt, Analphabeten, haben natürlich Zeit ihres Lebens nichts anderes gelernt und getan, als Baumwolle oder Zuckerrohr zu pflanzen. Von Verträgen und einer ordentlichen kaufmännischen Abrechnung haben sie keine Ahnung. Die Pachtverträge enthalten nun gewöhnlich Klauseln, nach welchen das gesamte Eigentum des Pächters, so gering es auch immer sein mag, in den Besitz des Pachtherrn übergeht, falls der Pächter den Vertrag nicht erfüllt. Gewöhnlich werden die Verträge auf Ernteteilung geschlossen. Der Pachtherr stellt das Saatgut, die Ackergeräte und Zugtiere und trägt die Hälfte der Kosten für den Dünger. Dafür erhält er die Hälfte vom Rohertrag der verkauften Baumwolle. Außerdem schießt er dem Pächter für die Monate der Feldbestellung, in denen kein Geld zu verdienen ist, genügende Mittel vor, damit er notdürftig sein Leben fristen kann. Jeder Pächter fängt also schon mit Schulden an. In Pächterdörfern, in welchen der größte Teil des Landes einem oder wenigen Besitzern gehört, pflegt nur ein größeres Geschäft zu existieren, das ebenfalls dem Landbesitzer gehört, und von einem Weißen, welcher die Interessen des Landbesitzers wahrzunehmen hat, ge-

leitet wird. Alle Pächter müssen ihre Waren in diesem Geschäft kaufen und können „anschreiben“ lassen. Außerdem behält sich der Pachtherr im Vertrag regelmäßig das Recht vor, die „Gradierung“ der Baumwolle, d. h. die Feststellung ihrer Qualität, nach der sich der Preis richtet, selbst vorzunehmen. Weiterhin steht allein dem Pachtherrn das Recht zu, die Zinsen auf die vorgeschossenen Gelder für den Lebensunterhalt, die Düngemittel und die Warenschulden im Dorfgeschäft zu berechnen. Schließlich ist in den Verträgen gewöhnlich vorgesehen, daß der Pächter das Grundstück nicht eher verlassen darf, bevor er nicht alle eventuell vorhandenen Schulden abgezahlt hat. Obendrein besteht unter den Landbesitzern eine stillschweigende, aber außerordentlich sicher funktionierende Vereinbarung, nach der keiner einen entlassenen oder weggelaufenen Pächter eines anderen wieder anstellt. Zu allem schließlich kommt noch, daß z. B. im Staate Florida sicherlich in bester Absicht verfaßte Gesetze bestehen, von welchen folgende Paragraphen hier interessieren: (General Laws of Florida, sections 7300, 7304.) „Jedermann im Staate Florida, der sich mit der Absicht des Betruges und der Schädigung anderer auf Grund eines Kontraktes, Arbeits- oder Dienstversprechens Geld oder andere Wertgegenstände als Kredit oder Vorschüsse verschafft, wird mit einer Geldstrafe nicht über 500 Dollar oder Gefängnis nicht über sechs Monate bestraft. Bei allen Untersuchungen von solchen Vergehen hat die Unfähigkeit oder nicht genügend begründete Weigerung, die vereinbarte Arbeit oder den Dienst zu verrichten oder für das Geld oder die auf solche Weise empfangenen Wertgegenstände Ersatz zu leisten, ohne weiteres als Beweis für die Absicht der Schädigung und des Betruges zu gelten.“

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß ein analphabetischer Neger unter solchen Umständen vollkommen von seinem Landherrn abhängig ist, da er niemals aus den Schulden herauskommt; versucht er wider den Stachel zu löcken, so wird er durch solche Gesetzesparagraphen im Handumdrehen in einen Verbrecher verwandelt. Da er die ihm in einem solchen

Fall zudiktierte Dollarstrafe nie bezahlen kann, so muß er sie auf irgendeiner Farm abarbeiten; so oder so ist er also vollkommen in den Händen der Landeigentümer.

Trotzdem mag es vielleicht wundernehmen, daß bei so allgemein verbreiteten Mißständen es nicht öfter zu Gerichtsverfahren kommt. Über die Gründe hiervon berichtet ein Universitätsprofessor aus Florida, der im Jahre 1929 in Florida eine Reihe von Peonage-Fällen feststellte, in welchen Neger für 100 bis 150 Dollar verkauft worden waren. Ein Geschäftsmann in Peri, Florida, ein angesehenes Mitglied seiner Gemeinde, antwortete dem Professor auf seine Frage folgendes:

„Natürlich haben Sie mit allem recht, was Sie sagen; wir wissen, wie die Lage ist. Sie können vor den Regierungsstellen reden, soviel Sie wollen und können Untersuchungen anstellen, soviel nur Ihr Herz begehrt. Wissen Sie, warum Sie doch keine Verurteilung erzwingen werden? Ich will es Ihnen sagen: nehmen wir an, Sie arretieren ein paar Unternehmer, gut, und bringen sie vors Gericht. Es sind Leute von Reichtum und Ansehen, denen große Unternehmungen gehören; sie bestimmen bei der Wahl der Bezirks- und Staatsbeamten. Aus was für Männern besteht das Gericht? Aus Männern, die ihnen Geld schulden. Klage sie einer wegen Peonage an. Sie stellen unter Beweis, daß sie keinem Neger auch nur einen Pfennig schulden, alle Angestellten bezeugen es — und was sonst noch? Jede große Firma hat ihre bevorzugten Neger, die gute Löhne bekommen und als Aufpasser fungieren. Diese werden als Zeugen aufgerufen. Sie haben für die Gesellschaft seit Jahren gearbeitet, sind immer gut bezahlt und niemals schlecht behandelt worden, und nun stellen Sie gegen diese geschlossene Front einen armen Teufel von analphabetischem Neger, der nichts versteht, und der keinem weder etwas nutzen noch etwas schaden kann. Meinen Sie, daß irgendeiner das Gericht ernst nehmen würde, wenn es die Angeklagten verurteilte?“

Ein Pächter, der unter den geschilderten Umständen einen Pachtvertrag abschließt, gerät vollkommen in die Gewalt des Pachtherrn. Er ist von allen Seiten umstellt und liegt, wenn

der Pachtherr darauf ausgeht, zeitlebens an der Kette. Wenn man außerdem noch hört, daß nach vorsichtigen Schätzungen des Staats-Sekretärs für Landwirtschaft, A. M. Hyde, die Pächter 25 v. H. Zinsen für Kaufmannskredite, 35 v. H. für Düngemittelvorschüsse zu zahlen haben, daß, nach den Schätzungen der Landwirtschaftshochschule Nord-Carolina sich die Zinsensätze zwischen 19 v. H. für Barvorschüsse und 70 v. H. für auf Kredit verkaufte Wirtschaftsgeräte bewegen, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß ein durchschnittlicher Pächter niemals seine Schulden völlig abdecken kann.

Wagt ein Neger Widerstand zu leisten, so gerät er außerordentlich schnell in den Geruch, ein „bad nigger“ zu sein, der bei passender Gelegenheit an einen kräftigen Laternenpfahl gehängt zu werden verdient und auch gehängt wird. Aber die Leute, die einmal in eine solche Abhängigkeit geraten sind — die Neger haben zumeist nie etwas anderes gekannt — begehren nicht mehr auf (sie wissen ganz genau, daß alles gegen sie steht), solange kein allzu grober Terror gegen sie angewendet wird. Und welcher kluge Landbesitzer würde das tun, wenn er ohnehin die Kräfte des Staates für sich mobil machen kann.

Im Jahre 1930 berichtete Russel Owen in den „New York Times“, daß in den unter einer furchtbaren Trockenheit leidenden Gebieten Louisianas und Arkansas' schreckliche Zustände herrschten. Manche Farmer wären schon so viele Jahre in Schulden, daß sie sich um ihre Abrechnung nicht mehr kümmerten. Die meisten hätten Pachtverträge auf Ernte-teilung abgeschlossen und dürften ihre alten Plantagen nicht verlassen, bevor sie nicht alle Schulden abgezahlt hätten.

In anderen ausgetrockneten Gegenden stellte es sich heraus, daß die Neger von den winzigen Unterstützungen des Roten Kreuzes ebenso gut lebten wie unter „normalen“ Verhältnissen. Die Plantagenbesitzer verhandelten wütend mit dem Roten Kreuz, damit dieses seine Unterstützungen beschränke, weil sie die Pächter sonst nicht auf den Plantagen halten könnten. Dem Roten Kreuz wurde vorgeworfen, daß es die „Neger befreie“.

Als der Mississippi 1927 weite Gebiete überschwemmte, waren ebenfalls einige hunderttausend weiße und schwarze Pächter auf die Unterstützung des Roten Kreuzes angewiesen. Es kostete viel Mühe, die von der Überschwemmung gefährdeten Pächter überhaupt von ihren Farmen wegzuschaffen, weil die Landbesitzer dagegen Einspruch erhoben. Hilfe war erst möglich, nachdem das Rote Kreuz sich dafür verbürgt hatte, daß es die Pächter sogar gegen ihren Willen wieder auf die Plantagen zurückschaffen würde. Die Pächter wurden in große Konzentrationslager gebracht, wo sie schließlich von Nationalgarde bewacht werden mußten, weil viele die gute Gelegenheit benutzten, endlich davonzulaufen. Als die Plantagen wieder bewohnbar wurden, verfrachtete man die Pächter auf große Flöße und schaffte sie unter bewaffneter Aufsicht wieder auf die Farmen zurück.

Obwohl über diese Zustände immer wieder in den Staaten hie und da etwas veröffentlicht wird, und mutige Zeitschriften wie „The New Republic“, „The Nation“ oder „The American Mercury“ durchaus kein Blatt vor den Mund nehmen, außerdem auch in den Negerzeitungen und -zeitschriften immer wieder über die Zustände gesprochen wird, geschieht nichts, niemand ist eigentlich recht darüber erstaunt, weil niemand — je etwas anderes erwartet hat.

Die Methoden, sich zur Erntezeit billige Arbeiter zu verschaffen, sind noch einfacher als die, sich die Pächter gefügig zu machen. Eine sehr beliebte ist diese: Ein Farmer zeigt ein paar Arbeitslose wegen Bettelei, Landstreicherei oder ähnlicher Vergehen an. Die Leute werden inhaftiert und zu einer hohen Geldstrafe verurteilt, die sie nie bezahlen können. Der Pflanzer zahlt dann die Geldstrafe für die Angeklagten, wofür er die Erlaubnis erhält, sie das Geld auf seiner Farm „abarbeiten“ zu lassen. Da ein Urteil darüber, wann die Schuld abgearbeitet ist, allein in das Ermessen des Farmers gestellt ist, kann er mit den „Strafgefangenen“ fortab umspringen wie ein Sklavenhalter.

Bedarf es noch weiterer Bestätigungen dafür, daß die Freiheit im „Lande der Freiheit“, vor allem in den Südstaaten eine nur strichweise auftretende, wie es scheint, ziemlich seltene Pflanze ist?

„Reserviert für Weißel“

Wenn man hundertprozentige durchschnittliche Amerikaner über die Neger sprechen hört, so hat man oft den lebhaften Eindruck, als ob man sich im lieben Deutschland mit Antisemiten über die Juden unterhält.

Hier wie dort begegnet man derselben engen Voreingenommenheit, derselben Methode, alles über einen Löffel zu balbieren, und derselben Unfähigkeit zu einer sachlichen Diskussion. Genau so wie in Deutschland sich gewisse Kreise darin gefallen, von den „Juden“ zu sprechen, redet man in Amerika von den „Niggern“. Hier wie dort versucht man, für alles mögliche Ungemach, wofür man entweder selbst verantwortlich ist, ohne es zugeben zu wollen, oder wofür sich beim besten Willen kein Verantwortlicher finden läßt, die Juden oder die Neger zu Sündenböcken zu machen. Hier wie dort beschuldigen die „Antisemiten“ bzw. die „Niggerfresser“ die gehaßte Minorität mit Vorliebe sexueller Attacken auf weibliche Mitglieder der „edleren Rasse“. Hier wie dort ist es gewöhnlich fauler Zauber, mit dem Unterschied allerdings, daß die Neger sich schon daran gewöhnt haben, in solchen Fällen gelyncht zu werden — —

Um Interessierten ein paar Rezepte zu geben, wie solche Sachen gemacht werden, sei im folgenden an ein paar Beispielen gezeigt, auf welche Weise mit Niggern umzuspringen ist:

*

Vor kurzem ermordete ein Neger einen Weißen mit Namen Williams. Als Grund gab er an, daß der Weiße ihm nur 15 cents in der Stunde für seine Arbeit bezahlt hätte; das wäre auf die Dauer nicht zu ertragen gewesen. Nach der Tat

versuchte der Neger, Selbstmord zu begehen, wurde aber daran gehindert. Schwer verletzt brachte man ihn in ein Krankenhaus. Die Nachricht von seiner Tat hatte sich blitzschnell in Salisbury, Maryland, wo sich die Geschichte ereignete, verbreitet. In kürzester Zeit rottete sich eine wütende Menge von 200 bis 300 Menschen zusammen, brach in das Krankenhaus ein, schleppte den Verwundeten aus dem Bett und brachte ihn auf den Hauptplatz der kleinen Stadt. Er wurde an einen Baum gehängt und starb; seine Leiche wurde öffentlich verbrannt. Zwar kündigten die hohen Beamten des Staates Maryland an, daß die Anführer der Horde, welche den Neger gelyncht hatten, schnell zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Fraglich ist nur, ob man die Anführer finden wird, da die Polizei wie gewöhnlich in solchen Fällen nicht rechtzeitig und nicht mit der genügenden Energie eingriff.

★

Am 6. November 1931 wurde Miss Derricotte, ein Mitglied des Vorstands der Young Women Christian Association, eine Negerin, bei einem Automobilunfall in der Nähe von Dalton, Georgia, schwer verletzt. Miss Derricotte wurde nach Dalton geschafft, fand aber in dem Städtischen Krankenhaus keine Aufnahme, weil das Städtische Krankenhaus Schwarzen jede Behandlung verweigert. Miss Derricotte lag mehr als sechs Stunden in dem Privathaus eines vorurteilslosen weißen Arztes, bis ein Krankenauto kam, das sie nach dem 80 km entfernten Chattanooga brachte, wo sich ein Negerkrankenhaus befindet. Die Einrichtungen dieses Krankenhauses waren aber so dürftig, außerdem hatte der weite Transport im Auto die furchtbar leidende Verletzte so geschwächt, daß Miss Derricotte nach kurzer Zeit starb. Die Untersuchung des Falles ergab, daß die Verunglückte sicherlich hätte gerettet werden können, wenn das Städtische Krankenhaus in Dalton die Aufnahme der Farbigen nicht abgelehnt hätte.

★

Im Juli 1931 gab es in Camphill, Alabama, eine „Niggerhant“ (Niggerjagd).

Die armen Negerpächter hatten versucht, eine Art Pächtergewerkschaft zu gründen. Sie versammelten sich von Zeit zu Zeit und unterhielten sich über die besten Methoden, Mohrrüben und Baumwolle anzupflanzen, und sonst allerlei, womit sie ihre böse Lage erleichtern konnten. Ein paar weiße Kommunisten nahmen sich der Sache an und versuchten, die Bewegung in kommunistisches Fahrwasser zu leiten, was ihnen zwar nicht gelang, aber die Ortspolizeibehörde, welche ohnehin die Sache mit scheelen Augen ansah, in Harnisch brachte. Der Sheriff (Orts-Polizist) hob zwei oder drei dieser Zusammenkünfte auf. Die Pächter, die sich keiner Schuld bewußt waren, wollten sich das Recht, über den Anbau von Feldfrüchten zu reden, nicht nehmen lassen und beschlossen, sich doch zu treffen. Am Sonntagabend wurde dem Sheriff hinterbracht, daß die Negerpächter an einem anderen Platz zusammengekommen wären. Der Sheriff setzte sich mit zwei Gehilfen ins Auto, um die Neger auseinanderzujagen. Bevor sie noch den Platz erreichten, trafen sie ein paar Neger, die offenbar als Wachen aufgestellt waren.

Was hierbei eigentlich passierte, weiß man nicht genau; fest steht nur, daß der Sheriff im Rücken verwundet und daß der Neger, der den Beamten angefallen haben soll, durch beide Beine geschossen wurde. Das Gerücht, daß der Sheriff von Negern angegriffen worden wäre, verbreitete sich blitzschnell, die Männer des Ortes taten sich zusammen und machten sich in Gruppen von fünf bis sechs schwerbewaffnet auf die Negerjagd. Man holte den Neger, der angeblich den Sheriff „getötet“ hatte, aus seinem Haus, um ihn nach Dadeville einem größeren Ort in der Nähe — zu bringen. Doch erreichte er den Ort nur als Leiche, über und über mit kleinen und großen Wunden bedeckt. Alle Neger aus der ganzen Umgebung flohen in die Wälder. Wo sich nur irgendein erwachsener Neger blicken ließ, wurde er niedergeschlagen oder angeschossen. Wieviele Neger wirklich umgekommen sind, weiß man nicht genau, manche sagen, getötet wäre nur

einer worden, andere redeten von einem Dutzend. Erst nach Tagen kam die ganze Gegend wieder zur Ruhe, und die Neger tauchten langsam aus ihren Waldverstecken wieder auf. Über 100 Neger waren inzwischen gefangen und ins Gefängnis eingeliefert worden, von denen eine große Anzahl durch Schüsse oder Schläge verwundet war.

Daß der Neger, der den Weißen angeschossen hatte, in grausamer Weise umgebracht wurde, findet jedermann selbstverständlich. Auch daß den übrigen Negern wieder „beigebracht worden ist, wo sie hingehören“, scheint die Leute in den Südstaaten durchaus mit Befriedigung zu erfüllen.

★

Im Frühjahr 1931 fiel ein Marokkaner namens Carlos Enrique y de Garcia den „Arbeitermachern“ des Südens in die Hände. Dieser de Garcia, ein hochgebildeter Mann, der an europäischen und amerikanischen Universitäten studiert hatte, verlor infolge bestimmter Ereignisse, die nicht zur Sache gehören, sein Vermögen und mußte sich mittellos von Chicago nach New-Orleans durchschlagen. Mit einem Kameraden erreichte er auch wirklich nach einiger Zeit auf einem Frachtzug das Städtchen Luba im Staate Mississippi. Hier wurden sie von einem Polizeibeamten arretiert, der ihnen zunächst einmal ihr bares Geld abnahm, und als Gefangene in ein Gefängnis in dem Bezirk Clarksdale geschafft, wo Mangel an billigen Arbeitskräften für die Baumwollpflanzungen herrschte. Die lokalen Plantagenbesitzer zahlten für jeden Arbeiter, der ihnen als Strafgefangener geliefert wurde, fünf Dollar an die Polizeibeamten. 29 Tage mußte de Garcia in einem schrecklichen Loch von Gefängnis zubringen, dann erst wurde er einem Richter vorgeführt, der ihn fragte, ob er sich des Verbrechens schuldig bekenne, „fremdes Eigentum betreten und versucht zu haben, in einen Eisenbahnwaggon einzubrechen“. Als er den versuchten Einbruch nicht zugeben wollte, wurde er zunächst einmal wieder für 14 Tage ins Gefängnis gesteckt, nachdem er für

das Betreten fremden Eigentums, d. h. für das Schwarzfahren auf dem Güterzug, zu sechs Monaten Zwangsarbeit und 100 Dollar Geldstrafe verurteilt worden war.

De Garcia setzte schließlich durch, vor das Bezirksgericht gestellt zu werden. Hier trieb er den Beamten, der ihn arretiert hatte, durch geschickte Zwischenfragen so in die Enge, daß die Anklage auf Güterwageneinbruch niedergeschlagen werden mußte.

Inzwischen hatte de Garcia an sein Konsulat in Washington telegraphiert. Die telegrafische Antwort von dort, welche ankündigte, daß ein Attaché zur Untersuchung des Falles abgesandt worden wäre, wurde ihm unterschlagen. Man brachte ihn aus dem Gefängnis in die Wohnung eines Gefängnisbeamten und hielt ihn so lange verborgen, bis der Attaché wieder abgereist war. Kaum war die Gefahr einer Untersuchung durch den Attaché vorüber, so wurde de Garcia mit anderen Gefangenen auf eine Baumwollfarm hinausgeschafft, wo man ihn zur Arbeit in den Baumwollfeldern anstellte. Da er von der Arbeit, die er nie vorher verrichtet hatte, nichts verstand, blieb er bald hinter den andern Arbeitern zurück. Zur Strafe wurde er von dem berittenen Wachmann mit Fußtritten ins Gesicht traktiert und so schwer mit der Pferdepeitsche gezüchtigt, daß er bewußtlos und blutend in den Furchen des Feldes liegen blieb. Dort lag er den ganzen Tag, ohne daß sich jemand um ihn kümmerte. Abends mußte er auf die Farm getragen werden. Als er am nächsten Morgen immer noch unfähig war, aufzustehen, wurde er erneut gepeitscht. Schließlich merkten seine Peiniger, daß mit ihm nichts anzufangen wäre; der Farmleiter entdeckte, daß de Garcia als gebildeter Mann in der Buchhaltung zu gebrauchen wäre.

Hier bot sich ihm bald Gelegenheit zur Flucht. Er versteckte sich in den nahen Sumpfwäldern. Ein ganzes Aufgebot von Polizisten umstellte die Gegend, so daß er sieben Tage sich unter furchtbaren Entbehrungen in den Sümpfen verborgen halten mußte. Nur mit knapper Not entging er den riesigen Bluthunden, welche man auf seine Spur hetzte.

Trotzdem er mit einem primitiven Speer ein paar der kostbaren Bluthunde in die ewigen Jagdgründe beförderte, ließ man nicht von seiner Verfolgung ab, und es gelang ihm erst in der siebenten Nacht nach seiner Flucht, die unmittelbare Umgebung der Farm zu verlassen. Er wanderte des Nachts und erreichte schließlich das Städtchen Cleveland in Mississippi, wo ihn eine mitleidige Negerfamilie in ihrem Haus verbarg, bis Gras über die Geschichte zu wachsen begann.

De Garcia berichtete über seine Erlebnisse in einer Zeitschrift, welche der mutige und hochverdiente amerikanische Neger Robert S. Abbott herausgibt, derselbe Abbott, der gleichzeitig Verleger der großen Wochenzeitung für Neger „The Chicago Defender“ ist. Die Darstellung de Garcias in dieser Zeitschrift ist unwidersprochen geblieben; an ihrer Richtigkeit ist nicht zu zweifeln.

De Garcia schließt seinen Bericht mit den Worten: „Daß das, was ich erzählt habe, sich noch irgendwo auf der Erde sonst ereignen könnte als im Staate Mississippi der USA bezweifle ich aufrichtig.“

Dieser Zweifel erscheint allerdings unberechtigt, es gibt noch überall in der Welt Stellen, selbst in der glorreichen Heimat der Zivilisation, Europa, wo ähnliches passieren kann und passiert.

★

Das oberste Gericht des Staates Alabama hielt als Berufungsgericht die Verurteilung von sieben der acht Scottsboro-Neger wegen Notzucht aufrecht: das Datum der Hinrichtung wurde zunächst in dem Urteil auf den 15. Mai 1932 festgelegt, später zunächst auf den Herbst verschoben.

Die Verurteilung dieser sieben Neger zum Tode wegen Notzucht hat folgende Vorgeschichte: Im März 1931 fuhren in einem offenen Güterwagen zwei weiße Frauen mit sieben weißen Männern von Chattanooga nach Huntsville, Alabama. Mit anderen Worten, die Mädchen und die Männer fuhren, wie es in den Staaten nichts Besonderes ist, als Schwarzfahrer heim. Der offene Güterwagen war zur Hälfte

mit Kies beladen. Vor Gericht sagte eines der beiden Mädchen aus, daß sie den männlichen Mitreisenden keine Beachtung geschenkt hätten. Das andere Mädchen aber erzählte, daß sie sich die Zeit mit faulen Witzen und Gesang allesamt vertrieben hätten, was wesentlich wahrscheinlicher klingt, wenn man sich vorstellt, daß sieben Männer und zwei Mädchen in Männeroveralls vergnügt durch die Gegend gondeln.

Auf der Station Stevenson enterten denselben Güterwaggon 20 oder 30 Neger, die sich ebenfalls per Güterzug auf die Wanderschaft machen wollten. Wenn es auch nur ein offener Güterwagen war, so hielten die weißen Schwarzfahrer doch auf Rassenchre und forderten die Neger grimmig auf, das Lokal zu verlassen.

Im Prozeß war nicht festzustellen, ob die Weißen schließlich freiwillig vor den Negern das Feld räumten oder von den Negern vertrieben wurden. Tatsache ist, daß sie sich bis auf zwei davonmachten und die weißen Mädchen mit den Negern allein ließen. Tatsache ist weiter, daß beim Abspringen einer von ihnen beinahe unter die Räder kam und von zwei Negern wieder hereingezogen wurde. Einer der Weißen lief zur nächsten Station zurück und telefonierte voraus, was sich ereignet hatte.

38 Meilen hinter Stevenson wurde der Zug von Polizeibeamten angehalten. Die Schwarzfahrer, acht Neger und vier Weiße, darunter die zwei Mädchen in Männerkleidern, wurden verhaftet. Die übrigen Neger hatten sich schon vorher, da sie Unrat witterten, aus dem Staube gemacht. In der Zeit zwischen dem Verschwinden der Weißen und der Verhaftung der Neger soll jedes der Mädchen nach ihren späteren Aussagen im Prozeß sechsmal von den Negern vergewaltigt worden sein. Bei der Arretierung befanden sich die Neger nicht in dem Wagen, in dem die weißen Mädchen saßen, sondern waren über den ganzen Zug verteilt. Zunächst sollten die Neger nur wegen Schwarzfahrens verurteilt werden. Als sich aber herausstellte, daß zwei der weißen Schwarzfahrer Mädchen in Männerkleidern waren, wurden

die Mädchen sofort eifrigst befragt, ob sie nicht von den Negern sexuell bedroht worden wären. Die Mädchen stritten dies zunächst ab.

Inzwischen verbreiteten sich in der Umgegend die tollsten Gerüchte. Eine riesige Menschenmenge versammelte sich vor dem Gefängnis in der edlen Absicht, die verhafteten Neger engros zu lynchen. Ärzte, welche die Mädchen untersuchen mußten, stellten fest, daß diese zwar vor kurzem sexuellen Verkehr gehabt hätten; wahrscheinlich jedoch mehrere Stunden vor Antritt der Bahnfahrt.

Immer wildere Gerüchte über mutmaßliche Verbrechen der Neger gingen um; die Erregung stieg unaufhaltsam. Die Stimmung wurde so bedrohlich, daß die Polizei die Neger des Nachts heimlich in Autos packte und in ein festeres Gefängnis nach Gadsden schaffte. Eine Woche später wurden die Angeklagten nach Scottsboro zurückgebracht und ihnen wegen Notzucht der Prozeß gemacht. Über 100 Mann Nationalgarde mit aufgepflanzten Bajonetten, Tränengasbomben und Maschinengewehren bewachten das Gerichtsgebäude, um ein Lynching der Angeklagten zu verhindern. Über 10 000 Menschen hatten sich vor dem Gebäude versammelt, die darauf brannten, die Neger an den nächsten Laternenpfahl zu hängen. Der Gerichtssaal war gepackt voll. Die höchst unzulängliche Verteidigung der Neger kam kaum zu Worte. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit wurde einer nach dem andern zum Tode verurteilt. Nur einer der Angeklagten entging dem Todesurteil und wurde stattdessen zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt — er war nämlich gerade erst 14 Jahre alt geworden — keiner der Angeklagten war übrigens älter als 20 Jahre.

Vielleicht wäre hier kein Todesurteil ausgesprochen worden. Es traf aber ein Telegramm einer New-Yorker kommunistischen Organisation, der International Labor Defense, ein, die dem Richter androhte, daß er persönlich verantwortlich gemacht würde, wenn er die Angeklagten nicht sofort freiließe. Dieses Telegramm brachte die arm-seligen Neger zu allem noch in den Ruf, Kommunisten zu

sein — und wer im tiefsten Amerika die Aussichten für einen Angeklagten hoffnungslos verschlechtern will, braucht nur dafür zu sorgen, daß sich die Kommunisten seiner Sache annehmen —; dann wird er bestimmt verurteilt.

Die National Association for the Advancement of Colored People setzte es durch, daß der Fall noch einmal vor dem höchsten Gericht von Alabama verhandelt wurde. Inzwischen hatten weitere Nachforschungen ergeben, daß die beiden Mädchen keineswegs sehr würdige Vertreterinnen der weißen Rasse wären. Es hatte sich herausgestellt, daß beide schon früher ihre niedrigen Löhne als Arbeiterinnen in einer Baumwollspinnerei durch gelegentliche Prostitution verbessert hatten. Auch setzte sich die Überlegung durch, daß die Neger kaum auf dem Zug geblieben wären und sich ruhig hätten fangen lassen, wenn sie sich wirklich eines Angriffs auf die Mädchen schuldig gemacht hätten. Weiterhin gelang es, hervorragende Anwälte für den Fall zu interessieren.

Die Aussichten für die Neger verbesserten sich zusehends, nachdem sicher geworden war, daß der Fall noch einmal in einer beruhigten Atmosphäre vor einem hohen, unvoreingenommenen Gericht nach sorgfältiger Prüfung des Sachverhalts und mit guter Verteidigung verhandelt werden würde.

Wieder aber erschienen die Kommunisten auf dem Plan, die sich anscheinend davon überzeugt hatten, daß die ganze Sache sich als außerordentlich dankbares Agitationsmittel verwenden ließe. Sie steckten sich hinter den Rechtsanwalt Roddy, welcher der einzige gewesen war, der bei der Verhandlung in Scottsboro die Neger zu verteidigen gewagt hatte. Roddy lehnte es jedoch ab, sich von den Kommunisten als Vertreter gewinnen zu lassen. Prompt überschütteten ihn die kommunistischen Organe mit den tollsten Verdächtigungen: daß er ein Mitglied des Ku-Klux-Klan sei, daß er dafür gesprochen habe, die acht Neger möglichst bald auf den elektrischen Stuhl zu bringen, daß er schon in einer Irrenanstalt gesessen habe und auf den Straßen von Birmingham, Alabama, verrückt geworden sein sollte, daß er

versucht habe, seine Frau mit der Axt totzuschlagen — was alles reiner Unsinn war. Die Kommunisten machten die Mütter der inhaftierten Neger mobil. Bald sah in ihrer Darstellung der Fall so aus, als ob die bösen Kapitalisten nach dem Blute der Angeklagten dürsteten. Alle anderen Organisationen, die sich um die gerechte Behandlung der Neger bemühten, wurden von den Kommunisten böseartig verdächtigt. Die Mütter der Inhaftierten mußten in zahlreichen kommunistischen Versammlungen sprechen, und als schließlich die Mütter unmöglich in jeder von ihnen auftreten konnten, wurden schnell ein paar Ersatzmütter aus dem Boden gestampft. Man hat durchaus den Eindruck, daß es den Kommunisten viel weniger auf die Befreiung der Neger ankam, als vielmehr darauf, den guten Agitationsstoff nach allen Regeln der Kunst auszunützen. Diese Taktik der Kommunisten wurde aus ihren eigenen Reihen, z. B. in der Zeitschrift „Revolutionary Age“ scharf kritisiert.

Der Spektakel, den die Kommunisten aufführten, bewirkte schließlich, daß die Neger auch von dem obersten Gericht des Staates Alabama, wie schon berichtet, wegen Notzucht zum Tode verurteilt wurden. Jetzt kann nur noch das Oberste Gericht der Vereinigten Staaten eingreifen.

Die Aussichten, daß die zum Tode Verurteilten dem elektrischen Stuhl entgehen, sind gering, da die Kommunisten fest entschlossen scheinen, den Fall weiter für ihre Parteipropaganda auszuschlachten. Nach dem Urteil schickte die International Labor Defense an den Oberrichter folgendes Telegramm: „Ihre Bestätigung der Todesurteile gegen unschuldige Scottsboro-Neger ist offene Verhöhnung der Arbeiterklasse, besonders der armen Neger des Südens. Arbeiter aller Welt protestieren gegen dies legale Lynching . . . mit allen Mitteln der Massenorganisationen werden wir . . . gegen diesen Terror ankämpfen . . .“ — Je mehr sie dagegen „ankämpfen“, desto sicherer werden die Neger letzten Endes auf elektrischem Wege ins Jenseits befördert werden.

*

Dies sind nur fünf Beispiele aus der allerletzten Zeit, die man leicht durch Dutzende von Fällen ergänzen könnte. Sie werden immer noch gelyncht, und es geht unter Umständen ungeheuer schnell. Gerät ein Neger auch nur in den Verdacht, sich einer weißen Frau, mag sie auch noch so niedrig stehen, unziemlich genähert zu haben, so ist es das Beste für ihn, schnell sein Testament zu machen.

★

Ursprünglich war die Lynchjustiz durchaus nicht auf die Negerrasse beschränkt; sie ist vielmehr eine alte Errungenschaft des wilden Westens. In den Zeiten des kalifornischen Goldfiebers, an der langsam gegen die Wildnis und die Indianerstämme vorgetriebenen Front der weißen Kolonisten mag diese Art von summarischer Volksgerichtsbarkeit ihren Sinn gehabt haben. Heute werden Lynchings fast nur noch gegen Schwarze angewandt, fast immer unter der Vorgabe, daß die Schwarzen sich an weißen Frauen vergangen hätten.

1884 wurden noch nach der Statistik mehr Weiße (158) als Neger (52) gelyncht.

1885 noch 104 Weiße gegenüber 80 Negern. Das ändert sich aber dann sehr schnell.

1908 stehen z. B. 7 gelynchte Weiße 93 Negern gegenüber,

1913 1 gelynchter Weißer 50 Negern,

1930 1 gelynchter Weißer 20 Negern.

Die Südstaaten, d. h. die ehemaligen Sklavenstaaten der Union sind die eigentliche Heimat der Lynchjustiz an Negern. Allen voran der Staat Mississippi, in welchem von 1882 bis 1930 500 Neger geteert, gefedert und verbrannt, aufgehängt oder totgeschlagen wurden. Dem Staate Mississippi folgt dicht auf den Fersen der Staat

Georgia mit 474 Neger-Lynchings in der angegebenen Zeit

Texas „ 349

Louisiana „ 296

Alabama „ 296

Florida „ 241 und

Kansas „ 230 folgen.

Connecticut, Maine, Massachusetts, New Hampshire, Rhode Island, Vermont, Wisconsin haben Neger-Lynchings nie erlebt.

Die Amerikaner verteidigen die Lynchings mit der Behauptung, daß sie in der Regel die Strafe für Notzuchtsversuche von Schwarzen an Weißen darstellen. Vorurteilslose Untersuchungen haben aber ergeben, daß zwischen 1885 und 1930 nur ein Fünftel der gelynchten Neger wirklich für Notzucht oder versuchte Notzucht ihr Leben am Laternenpfahl beschossen haben. Unter Weißen sind sexuelle Vergehen sicherlich prozentual nicht seltener. Als Gründe für die restlichen 80 v. H. werden Mord, Raub, Diebstahl, Beleidigung von weißen Personen, Bedrohung, Vergiften von Pferden, Schmähbriefe, Glücksspiel, Steinewerfen, Trunkenheit, Streiken, Verbreiten von Skandalgeschichten, Ansiedlung von Neger, unerwünschte politische Betätigung usw. usw. angegeben.

Die Lynchjustiz beweist, daß die Neger in den USA auch heute noch als Menschen minderer Rasse gelten und als solche behandelt werden, obwohl wirklich stichhaltige Gründe dafür nicht mehr angegeben werden können.

★

Die amerikanischen Neger leiden relativ stärker unter der Arbeitslosigkeit als die weiße Bevölkerung. Eine vor kurzem angestellte Untersuchung der National Urban League ergab für eine Reihe von Städten folgende Anteile der Neger an den Arbeitslosenziffern:

	Prozentualer Anteil der Neger an der Gesamtbevölkerung	Prozentualer Anteil der Neger an der Arbeitslosenziffer
Pittsburgh	8 v. H.	38 v. H.
Baltimore	17 v. H.	31,5 v. H.
Buffalo	3 v. H.	25,8 v. H.
Memphis	38 v. H.	75 v. H.
Philadelphia ...	7 v. H.	25 v. H.

Gewöhnlich ist der Neger der letzte, der für eine Arbeit angenommen wird, und der erste, den man hinauswirft, wenn die Arbeit knapp wird.

Die meisten amerikanischen Gewerkschaften schließen Neger von der Mitgliedschaft aus; da eine ganze Reihe besonders der hochqualifizierten handwerklichen Berufe allein Gewerkschaftsmitgliedern zugänglich ist, sind die Neger von diesen Berufen überhaupt ganz und gar ausgeschlossen.

Obwohl die Neger dieselben Steuern zahlen müssen wie die Weißen, wird z. B. für die Erziehung ihrer Kinder bei weitem nicht so viel ausgegeben wie für die Erziehung der weißen Kinder. Nach Mitteilungen des Präsidenten der Julius-Rosenwald-Stiftung, Edwin R. Embree, sind die jährlichen Ausgaben in den Südstaaten im Durchschnitt für die Erziehung eines Negerkindes 12,50 Dollar, für die eines weißen Kindes 44,31 Dollar. Im Staate Georgia z. B. sind die Staatsausgaben für die Erziehung eines Negerkindes 6,38 Dollar, für die eines weißen Kindes 35,42 Dollar. Der Staat Mississippi, der einzige, in dem die Anzahl der Neger die Weißen übersteigt, gibt im Jahresdurchschnitt für die Erziehung eines Negerkindes 5,44 Dollar, für die eines weißen Kindes 45,34 Dollar aus.

★

Zum Schluß noch ein paar Tatsachen, welche die Geringschätzung der Neger in den Staaten kennzeichnen.

In den Südstaaten und auch in den meisten Nordstaaten sind für die Neger in den Straßenbahnen und Omnibussen besondere Abteilungen abgegrenzt, die regelmäßig die schlechtesten und unbequemsten Plätze umfassen.

Ein Neger erhält nur unter den größten Schwierigkeiten eine Schlafwagenkarte, in den Südstaaten eigentlich nur durch die Vermittlung eines befreundeten Weißen. Er ist gezwungen, auch tagelange Fahrten in den unkomfortablen Sitzabteilen zurückzulegen, die für Neger reserviert sind. In den Speisewagen wird für Neger erst serviert, nachdem alle Weißen abgegessen haben.

In keinem Restaurant, in dem Weiße verkehren, erhält ein Neger eine Mahizeit.

Weiße, vor allem in den Südstaaten, nehmen Einladungen

zu Negern nicht an, weil es allgemein für unerträglich gilt, mit Negern am selben Tisch zusammen zu essen, selbst wenn sie Doktoren der Philosophie oder geschickte und bekannte Ärzte sind.

Neger finden in keinem Hospital Aufnahme, in dem gleichzeitig Weiße Aufnahme finden.

Arbeitslose Neger werden von den meisten charitativen Einrichtungen nicht gespeist. (Jedoch nehmen die charitativen Neger-Gesellschaften ohne Unterschied Weiße und Neger an.)

Neger sollen einen unangenehmen Körpergeruch haben. Tatsächlich riechen ungewaschene Neger nicht schlechter als ungewaschene Weiße, und gewaschene Weiße nicht besser als gewaschene Neger.

Wenn die Neger versuchen, sich einer weißen Frau zu nähern, so werden sie schleunigst gelyncht. Wenn Weiße aber schwarze Frauen als Freiwild betrachten, so kräht kein Hahn danach. Es wird geschätzt, daß 80 v. H. aller amerikanischen Neger weißes Blut in ihren Adern haben, nicht weil die Neger sich an weißen Frauen vergreifen, sondern weil sich der Rassenhaß der Weißen bei hübschen Negermädchen anscheinend nicht geltend macht. Es gibt ja „Neger“ in den Staaten, die so „weiß“ sind, daß sie von keinem Weißen unterschieden werden können. Tausende von Negern können so ihrer Rasse untreu werden und sich Zeit ihres Lebens unerkant als Weiße ausgeben, die sie ja faktisch auch sind.

Kein Weißer will neben einem Neger wohnen. Hat sich durch einen Zufall ein Neger in einer bisher weißen Stadtgegend niedergelassen, so müssen die weißen Umwohner ihren bisherigen Wohnsitz aufgeben, selbst wenn ihr Haus von dem Negerhaus durch zehn dicke Wände getrennt ist. Dieses lächerliche Vorurteil hatte z. B. zur Folge, daß früher sehr vornehme Stadtteile Chicagos auf der Südseite, in welchen sich kurz nach dem Kriege Neger niederließen, heute ausschließlich von Negern bewohnt werden.

*

Einer der Hauptgründe, aus denen auch verständige und vorurteilslose Amerikaner die Neger für zweitrangig halten, liegt in folgendem:

Der gebildete weiße Amerikaner kommt gemeinhin nur mit Negern der unteren Schichten, Dienstboten, Schlafwagen-Wärtern, Hausarbeitern usw. in Berührung. Er beurteilt also die ganze Rasse nur nach diesen minderen Vertretern. Gebildete Neger, Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler haben, gerade weil sie sich stets in einer Art Ghetto fühlen, ein sehr starkes Rassenbewußtsein und suchen nur in wenigen Ausnahmefällen die Gesellschaft der Weißen. Beruflich kommen sie mit Weißen auch nicht in Berührung, da kein Weißer zu einem schwarzen Arzt oder Rechtsanwalt, er mag noch so geschickt sein, gehen, kein Weißer auf Neger-Universitäten unter Neger-Professoren studieren wird.

Auf der größten überhaupt existierenden Negerhochschule, dem Tuskegee-Institute, Alabama, besteht sowohl der gesamte Lehrkörper als auch die Studentenschaft nur aus Schwarzen.

Den Negern wird, was uns ein wenig lächerlich vorkommt, die Anrede „Mister“ konstant verweigert. Lieber erhebt man in den USA einen einfachen Neger-Dorfschulmeister zum Professor und einen kleinen Angestellten zum Präsidenten, als daß man ihm die — zweifelhafte — Ehre widerfahren läßt, ihn Mr. Jones oder Mr. Wood anzureden.

Ein beliebter Trick von Schwarzen, sich ohne Schwierigkeiten eine Eisenbahnkarte zu kaufen, ist der, zum Schalter der Station zu gehen, und sich höflich für Mr. soundso Fahrkarten zu erbitten. Der Beamte wird stets annehmen, daß der Schwarze Bedienter eines Weißen ist, da ein Schwarzer ja niemals wagen darf, sich selbst Mister zu titulieren; er wird ihm also die Fahrkarten aushändigen.

Es wird oft bei uns versucht, die feindliche Stimmung der Amerikaner gegenüber der schwarzen amerikanischen Bevölkerung dadurch zu erklären, daß die Schwarzen schneller zunehmen als die Weißen. Dabei bestünde die Gefahr, daß die prozentual ständig größer werdende Negerbevölkerung

die Weißen zurückdrängt. Tatsächlich aber wächst die weiße Bevölkerung der USA schneller als die Negerbevölkerung, der prozentuale Anteil der Neger an der Gesamtbevölkerung der USA geht ständig zurück. Nach den Angaben des Negro Year Book 1931/32 betrug der Überschuß der Geburten über die Todesfälle im Jahre 1926 bei der weißen Bevölkerung 8,5 pro Tausend im Jahr, bei der Negerbevölkerung indessen nur 6,9 pro Tausend im Jahr.

Es ist kaum abzusehen, wie die Schwarzen der USA die gegen sie stehenden Vorurteile endgültig zu Fall bringen werden. Die Wände, die sich zwischen den beiden Rassen auch heute noch aufrichten, sind so hoch und so dick, daß es noch eine lange Zeit dauern wird, bis sie abgetragen sein werden.

5. PROHIBITION

Ein Buch über Amerika zu schreiben, in dem nichts über die Prohibition steht, wäre genau dasselbe wie ein Buch über Indien zu verfassen, in dem Buddha nicht erwähnt wird. Natürlich kann hier das Problem der Prohibition nur kurz gestreift werden. Es soll in der Form eines kleinen Privaterlebnisses zu Wort kommen. —

In den Staaten ist jede Sorte von Alkoholika zu erhalten. Kommt man z. B. in den Südstaaten der Union in ein Hotel, so fragt der Neger, der einem die Koffer aufs Zimmer gebracht hat, den Gast sogleich, ob er Whisky oder Gin als Schlaftrunk haben will. In Chicago oder Detroit sind in ganzen Stadtteilen, in Detroit z. B. in der Gegend um das große Kunstmuseum, in jedem dritten oder vierten Haus mehr oder weniger vornehme Ausschankstätten für alle Arten von Alkoholika. Nirgendwo wird soviel über Bier und Wein und Schnaps gesprochen wie in Amerika; jeder durchschnittliche Bürger hat sein Lager „home-brew“ im Keller, das der Gast sofort kosten muß. Ganz offen gestanden: ich habe in Amerika doppelt und dreifach soviel getrunken, wie ich es jemals in Deutschland tue, denn in den Staaten ist das Trinken zur Ehrensache geworden, gerade weil es verboten ist. Und jeder junge Mann und jede junge Dame, die etwas auf sich hält, muß die Whisky-Flasche in der Hosen- bzw. Handtasche bei sich tragen. In den Staaten kam ich von jeder Abendgesellschaft mehr oder weniger betrunken nach Hause, was mir in Deutschland im allgemeinen nicht passiert.

Die Prohibition erzieht die Bürger der Staaten dazu, die Gesetze zu übertreten. Mit jedem Schluck Alkohol, den man zu sich nimmt, macht man sich strafbar. Der Respekt der heranwachsenden Jugend vor den Gesetzen wird dadurch

nicht gerade erhöht. Es gibt nicht mehr viele objektiv denkende Amerikaner, welche nicht der Überzeugung sind, daß eine Aufhebung oder Abschwächung der Prohibition nur von Segen sein könnte. Der letzte Friedensnobelpreisträger, der berühmte Professor Murray Butler, Präsident der Columbia-Universität, hielt Mitte Mai 1932 auf dem Jahrestreffen des Industrial Conference Board eine Rede, in der er ein Nationalprogramm für die Ver. Staaten entwickelte; der erste seiner Programmpunkte war Abschaffung der Prohibition.

Doch sie wird sehr schwer zu erreichen sein, denn an dem gesetzwidrigen Verkauf der Alkoholika wird ungemein viel verdient. Die Macht derjenigen, welche sich an der Prohibition direkt oder indirekt bereichern, ist längst ungeheuer groß geworden. Es wird viel schwerer sein, die Prohibition wieder zu beseitigen, als es war, sie einzuführen.

★

Längs den Landgrenzen der USA haben sich überall Orte entwickelt, die von dem Alkoholverkauf an die durstigen Amerikaner leben. Denn wenn man auch in den Staaten alles bekommen kann, was das Herz begehrt, so ist es doch verhältnismäßig teuer — ist es aber billig, so läuft man stets Gefahr, am nächsten Morgen mit Methylalkohol vergiftet vollständig tot aufzuwachen.

Einer der amüsantesten Plätze, an dem die Amerikaner über die Stränge bzw. über die Grenze schlagen, ist

Tia Juana,
ein Naturschutzpark für Laster.

Fünfundvierzig englische Landmeilen oder zweiundsiebzig und ein halber Kilometer in der Stunde bilden das Speed-Limit oder die höchste erlaubte Geschwindigkeit für Autos auf den Landstraßen Kaliforniens — und alles wäre sicherlich in bester Ordnung, wenn nicht die Chausseen dieses gesegneten Staates — gesegnet mit Ananas, Baumwolle, Filmdiven, Arbeitslosen, Millionären, Riesenstern-

warten, Erweckungspriestern, Pfirsichen und Sunkist-Apfelsinen — so fabelhaft gut wären. Ach, wie schnell gewöhnt man sich daran, auf diesen breiten, absolut ebenen, herrlich gepflegten, endlosen Zementbändern 45 Meilen in der Stunde nicht als obere, sondern als untere erlaubte Geschwindigkeit anzusehen. Beim Gotte des Verkehrs, man merkt es gar nicht, wenn man brave 60 Meilen (gegen 100 km) oder 70 drauf hat; die Straßen sind phantastisch gut, und es dauert immer eine gute Weile, bis dem Fahrer unheimlich zumute wird, weil die Schilder am Straßenrand zu lächerlich langgezogenen Klecksen werden, und die Telegrafentangen vorbeiflitzen wie die Latten in einem dichten Staketenzaun.

Da kann es einem dann leicht so gehen, wie es mir ging, als ich da unten im alleräußersten Südwestzipfel Kaliforniens und damit der ganzen Vereinigten Staaten von San Diego, Cal., nach Tia Juana in Mexiko fuhr: Gerade hatte ich stolz alles überholt, was — soweit mein Auge reichte — an Autos vor mir herzufahren sich unterfangen hatte, und preschte mit Siegergefühlen bei tiefsingendem Motor in den warmen, hellen Tropennachmittag hinein, als plötzlich haarscharf an meinem linken Kotflügel vorbei, wie aus einer Riesenpistole geschossen, mich ein Motorradfahrer überholte, sich mit brüllenden Zylindern vor mich setzte und mir aus einem großen Schlußlicht rot: „Stop! Stop! Stop!“ entgegenblinkte.

Mir blieb beinahe das Herz stehen vor Schreck: ein speed-cop, ein Verkehrspolizist, der den 45-Stundenmeilen Respekt zu verschaffen hat und dem auf seiner unerhört schnellen Spezialmaschine so leicht niemand ausrücken kann.

Meine Reifen quietschten zum Gotterbarmen, als ich meinen Wagen auf unwahrscheinlich kurze Distanz zum Halten brachte. Ich stand und erwartete mein Strafgericht, das in Gestalt dieses in eine musterhaft geschnittene, eng-anliegende Uniform gekleideten Schnelligkeitswächters langsam auf mich zugerattert kam. Er fuhr an mein Fenster, stellte einen Fuß aufs Trittbrett, legte seinen Ellenbogen zu mir herein, besah interessiert meinen Kartenhalter eigenen

Patents, meine Koffer, mich von oben bis unten und meinte dann nach einer langen Weile trocken und höflich:

„Well, old man, wenn Sie mit 45 fahren wollten, könnten Sie die wunderbare Landschaft viel besser genießen —.“

Ich faßte etwas Mut; der Mann war umgänglicher, als ich gedacht hatte. Er fragte weiter:

„Wo fahren Sie hin?“

„Nach Tia Juana, officer.“

„Nach Tia Juana? Oh, boy, Sie fahren, als ob Sie nicht hinführen, sondern schon zurückkämen!“

Darauf schwieg er sich aus, ohne sich von meiner Seite zu rühren. Die Wagen, die ich vorhin überholt hatte, fegten vorbei, und die Insassen schenkten mir höhnische Blicke. Schließlich konnte der Mann auf meinem Trittbrett nicht anwachsen; ich meinte nach endlosen Minuten:

„Schöner Tag heute, was?“ und sah schüchtern lächelnd ins Auge des Gesetzes. Er lächelte wieder:

„Schöner Tag, ja! — well, go ahead, fahren Sie weiter; aber bitte, bitte, kommen Sie langsamer zurück, als Sie hingefahren sind; sonst gibts womöglich wieder so ein paar häßliche Fettflecke auf der Straße —“

„o-ke, ich werde mir die größte Mühe geben, officer. Leben Sie sowohl als auch!“ und damit brummte ich ungeschoren in einem Tempo ab, als wäre ich die betagte Vorsitzende des Vereins zur Hebung gefallener Jungfrauen. Der Mann schien auf der Strecke zwischen San Diego und Tia Juana ja allerhand gewohnt zu sein. Kein Wunder, daß die mehr oder weniger trockengelegten Amerikaner während der letzten 10 Meilen vor dem lockenden Pilsner und Kulmbacher, Benediktiner, Liebfrauenmilch, Whisky und Henckel-Trocken ins Rasen kamen, wenn sie ihre drei- oder viertausend Kilometer gefahren haben, um sich jenseits der amerikanischen Grenze endlich einmal wieder nach Herzenslust, ungestraft und ohne Gewissensbisse zu betrinken. Tia Juana — wie war ich beneidet worden, wenn ich amerikanischen Bekannten verriet, daß ich vorhätte, demnächst ein paar gehörige Münchner Hofbräu hinter die Binde zu gießen.

Tia Juana — vor der Prohibition jedem Amerikaner ein ebenso unbekanntes wie uninteressantes, schmutziges, verwahrlostes, von allen guten Geistern verlassenes Mexikanerdorf, mit halbverhungerten Eseln und ganz verdursteten Feldern; am Grenzfluß gelegen, der für die längste Zeit des Jahres ausgetrocknet sein leeres Bett an sandigen Uferbänken vorbeiwirbelt, um dann plötzlich mit hochgehenden Schlammfluten alles davonzuspülen, was nicht niet- und nagelfest ist; zwischen runden, trostlos langweiligen Hügelkuppen, die wohl einen Monat hindurch grün, dafür aber 11 Monate lang um so brauner und staubiger das Häuflein Lehmhütten, zerfurchter Wege, nackter, kupferbrauner Mexikanerkinder und biblisch armer Bauern — im Nebenberuf aus Tradition Schmuggler — einkesselten.

Tia Juana — heute genau so eines der Ingredienzien des hundertprozentig amerikanischen Cocktails wie Mr. Ford und Al Capone, Hollywood und Sing-Sing, Manhattan und Yellowstone-Park, Dollars und Mainstreets, Methodisten und „Lindy“ Lindbergh. Noch immer windet sich das trockene Flußbett am Ort vorbei; aber eine komfortable Zementbrücke mit dreiflammigen, pompösen Kandelabern darüber hin ist bald fertiggestellt; statt der niedrigen Lehmhütten reihen sich Bierhäuser, groß wie Bahnhofshallen und dröhnend wie Untergrundstationen an Champagnerkeller, Bratwurst-Glückli an Whisky-Bars, private Klubs an zweideutige Hotels, vollkommen eindeutige Bordells an Souvenirläden, Handels- und astrologische Büros an Polizeistationen; statt der knarrenden Ochsenkarreten geben sich an guten Tagen Tausende von lokomotivenlangen Autos mit Nummernschildern in allen Farben aus sämtlichen Staaten der Union in den ausgedehnten, allerdings noch immer gar nicht oder schlecht gepflasterten Straßen ein Stelldichein; die armen Bauern sind zu Besitzern von Roulette- und Baccarat-Cafés avanciert, und ihre Söhne, mit glänzend pomadisierten, blauschwarzen Scheiteln, Menjou-Schnurrbärtchen und Regenbogenkravatten machen mit leider nicht immer einwandfreien Fingernägeln die Croupiers; die Töchter wandeln auf

französischen Stöckelschuhen, bunt bemalt und bunt behängt wie schlechte Kinoplakate, durch den Staub und Schmutz; und sie selbst oder ihre Eltern müssen es schon sehr ungeschickt angestellt haben, wenn sie sich, anstatt in einem neuen Cadillac oder Buick, eines schönen Tages oder Nachts in einem der vielen je nach der Preislage mehr oder weniger verwahrlosten Häuser vorfinden sollten, deren Zimmer direkte Eingänge von der Straße haben und in denen Mädchen aller Haut- und Haarfarben, aller Rassen, aller Kontinente ihr wenig salonfähiges und wahrscheinlich auch wenig erfreuliches Handwerk betreiben.

Ich hatte mir vorgenommen, außer dem Kulmbacher und ein paar guten Schnäpsen auch die Dichtigkeit der amerikanischen Grenze zu probieren. An der Passierstelle herrschte ein Betrieb wie am Eingang zum Lunapark, wenn Feuerwerk angesagt ist. Rechts wachten ein Dutzend mexikanischer Beamten darüber, daß niemand nach Mexiko, links ebenso viel amerikanische Beamte darüber, daß niemand nach den Staaten widerrechtlich durchschlüpfte. Ich stellte mein Auto diesseits in die Reihen der vielen hundert Wagen ein, deren Besitzer jenseits erfolgreich versuchten, die bösen Zeiten der Prohibition und Depression in eklatanten Räuschen zu vergessen; schloß mich dann den Insassen eines gerade aus San Diego eingetroffenen Riesenautobus an — halbstündiger Verkehr — und machte mich über die Grenze, ohne daß mich einer nach Woher oder Wohin auch nur fragte. Die Beamten hatten so viel damit zu tun, endlose Kolonnen von Pferdewagen, uralten, klapprigen Autos, Lastzügen zu kontrollieren, die in anscheinend nicht abreißender Folge mexikanische Saisonarbeiter — zwangsweise ausgewiesene und freiwillig heimkehrende — antransportierten, daß sie sich um die eleganten Limousinen und wohlgenährten und gekleideten dazugehörigen Amerikaner, die nur des Betrunkens halber gekommen waren, wenig oder gar nicht kümmerten. Fluchend versuchten sie ihren armseligen mexikanischen Landsleuten klarzumachen, daß ein buntes Kopftuch für die Frau daheim oder ein alter gebrauchter Radioapparat zu

verzollen sei; währenddessen lief den bedauernswerten, verstaubten Männern, die in diesem elenden Jahr kaum einen Dollar am Tag bei der Baumwoll- oder Orangenernte hatten verdienen können und zu Tausenden von der kalifornischen Polizei deportiert wurden, das Kühlwasser oder das Öl aus den mißhandelten, greisenhaften Motoren; und wenn sie endlich nach geräuschvollen Auseinandersetzungen mit dem Zoll handelseins geworden waren, sprang ihre Maschine zum Gaudium der dollarschweren Rolls-Royce-Besitzer nicht an, und die Beamten hatten neuen Anlaß zu stimmungsgewaltigen spanischen Schimpfkanonaden. Der Unterschied in der Behandlung der abgehetzten, von langen Fahrten verschmutzten Saisonarbeiter, die in ihre Heimat zurückkehren wollten, und der sich durchaus als Herren der Situation fühlenden Amerikaner, die nur hinübergingen, um ungestört ihre überflüssige Zeit in Whisky zu ersäufen, war bedrückend.

Obwohl es gerade erst 4 Uhr nachmittags war, als ich in Tia Juana langsam einmarschierte, waren sämtliche Tempel des Vergnügens schon in vollem Betrieb. In den riesigen Bierhäusern, die sich in so dichter Folge eins ans andere reihen, daß jeder brave Münchener vor Neid erblassen müßte, tobten schon die Jazz- und Marimbakapellen, die Roulettetische waren dicht umdrängt, und über den klappernden Würfeln flatterten die Dollarnoten hin und her wie lose Blätter im Herbstwind. Die Sonne brannte glühend herab und dörnte die Kehlen, und jedes Auto, das die Straßen entlang fegte, hüllte die ganze Herrlichkeit in dichte Wolken gelben Staubes. In den Nebenstraßen saßen die Priesterinnen der vor die Hunde gekommenen Venus aufgereiht wie Spatzen in der Regenrinne und griffen sich geldgierig jeden Vertreter des stärkeren Geschlechts, der, nicht mehr ganz kapitelfest, vorbeischwankte; nicht mit Unrecht verkauft die Omnibuslinie San Diego-Tia Juana nur Retourbilletts.

Richtig schön wurde es erst abends, als sich die Dollarprinzen und -prinzessinnen unter der Wirkung des hier nicht mit Methylalkohol versetzten Stoffes in ihre einzelnen Bestandteile auflösten. — Ich bereue es noch jetzt, mehr als den

Gegenwert von 2 Reichsmark für ein winziges Glas Kulmbacher ausgegeben zu haben, denn abends wurde ich so oft und so dringlich eingeladen, mitzuhalten, daß ich nur mit der ganzen Kraft meiner europäischen Seele den Verlockungen des Königs Alkohol widerstehen konnte.

Gegen Mitternacht schien sich das löbliche Tia Juana in einen Versammlungsort betrunkenener Bacchanten in Bügelfalten und Wildlederhandschuhen und durchaus nicht weniger blauen Bacchantinnen in Kaiserin-Eugenie-Hütchen und unerhört kurzen Pelzjäckchen verwandelt zu haben. An einer belebten Straßenkreuzung saßen zwei junge Damen der besten Stände Rücken an Rücken mit ausgespreizten Beinen im Staub und weinten. Ein mexikanischer Polizist, der sich ihrer annehmen wollte, wurde von einem Haufen erzürnter Yankees in die Flucht geschlagen. Ich fragte sie: „Ihr Lieben, was weint ihr?“ — „Ja, wir können nicht mehr fahren, und die arme, ängstliche Ma sitzt im Hotel in San Diego und wartet auf uns vergeblich.“ Ich versprach, berstend vor Kavaliereifer, mich sofort auf den Weg zu machen, um die arme Ma zu benachrichtigen.

Wer ohne Paß nach den Staaten will, betrinke sich in Tia Juana und wanke dann über die Grenze — die amerikanischen Grenzbeamten glauben unbesehen jedem, der beschwipst die Grenze passiert, daß er ein waschechter Amerikaner ist; mich ließen sie wenigstens durch, ohne mich auch nur mit einem Wort zu belästigen. Zu betrunken darf man übrigens auch nicht sein, sonst muß man zuvor seinen Rausch dort ausschlafen, wo man ihn sich geholt hat.

Als ich in San Diego ankam, merkte ich Unglücksmensch, daß ich die beiden Mädchen gar nicht nach dem Namen des Hotels, in dem Ma verzweifelt warten sollte, gefragt hatte. Wenn sich kein anderer der beiden Schönen inzwischen angenommen hat, so mögen sie noch in Tia Juana mit verrutschten Eugenie-Hütchen im Sand sitzen und den Mond anweinen.

Soviel über Tia Juana.

★

In eben diesem Juana mußte der mexikanische Standesbeamte in einer öffentlichen Bekanntmachung verfügen, daß er standesamtliche Trauungen von amerikanischen Staatsbürgern in Bars, Bierhallen und Tanzdielen nicht mehr vornehmen könnte, weil dies mit der Würde der Zeremonie und dem Ansehen der mexikanischen Regierung nicht vereinbar sei.

★

In San Francisco habe ich in der Zeit zwischen zehn und zwölf Uhr nachts mehr Betrunkene auf den Straßen gezählt — zumeist Matrosen der Kriegsmarine — als ich je in Berlin in so kurzer Zeit beobachtet habe, es sei denn zur „Baumblüte“ in Werder a. d. Havel.

★

In Franklin-Pennsylvania beschloß die Schulbehörde, aus den Lehrbüchern für amerikanische Geschichte alle Stellen auszumerzen, die auf eine „frühere“ Vorliebe der Amerikaner für Alkohol schließen ließen. Als Grund dafür wurde angegeben, daß die Schulbehörde nicht in den Verdacht geraten wolle, Propaganda für die Aufhebung der Prohibition unter den Schulkindern zu treiben.

★

Nach den Angaben des Vereins zur Bekämpfung der Prohibition im Jahre 1930 erzielte die ungesetzliche amerikanische Alkoholindustrie einschließlich des Exporthandels einen jährlichen Umsatz von 2 848 Millionen Dollar (für 1929), wobei ein Großhandelspreis

von 12 ½ cents für einen Liter Bier

„ 60 „ „ „ „ Wein und

„ 3 Dollar „ „ „ „ Schnaps

angesetzt wurde. Da die Industrie erfahrungsgemäß mit etwa 30 v. H. Profit arbeitet, bezifferte sich der Jahresgewinn der illegalen Alkoholproduktion auf rund 950 Millionen Dollar. Das Alkoholgeschäft rangiert seinem Ausmaß nach auf einer Linie mit der amerikanischen Petroleum- und Stahlindustrie,

deren Umsätze in der gleichen Zeit 2900 Millionen Dollar bzw. 3300 Millionen Dollar betragen haben. Die illegale Alkoholindustrie ist also heute zu einer führenden Großindustrie Amerikas geworden.

Der Jahresumsatz der illegalen Alkoholindustrie ist größer als der Umsatz der legalen Alkoholindustrie in den Jahren vor dem Kriege. Im Jahre 1914 betrug der Jahresumsatz in alkoholischen Getränken einschließlich der Steuern nur 1800 Millionen Dollar. Daß die Prohibitionsgesetzgebung also die Amerikaner zu Abstinenzler gemacht hätte, kann nach diesen Zahlen wirklich nicht mit gutem Recht behauptet werden.

Zwar hat ohne Zweifel die starke Steigerung der Alkoholpreise während der Prohibition zum Anwachsen der Ausgaben für Alkohol beigetragen. Doch sicherlich ist auch der absolute Konsum in den Zeiten der Prohibition gestiegen.

★

Das Prohibitionsamt in Washington schätzt, daß im Fiskaljahre 1929/30 3½ Milliarden Liter Alkohol, also pro Kopf der Bevölkerung nahezu 30 Liter in den USA getrunken wurden.

★

Schon 1930 wurde angegeben, daß in den ersten zehn Jahren der Prohibition 230.000 Amerikaner wegen Übertretung der Alkoholbestimmungen zu Gefängnisstrafen verurteilt worden sind, daß mehr als 1200 Personen im Zusammenhang mit der Alkoholgesetzgebung erschossen oder ermordet worden sind; die Zahl der infolge des Genusses minderwertigen Alkohols Erkrankten wurde 1930 auf 33.000 geschätzt.

★

Vor der Einführung des Alkoholverbotes, im Jahre 1918 z. B., hatte der amerikanische Staat eine Jahreseinnahme von 443.840.000 Dollar aus der Alkoholsteuer (nach Angaben

der „Fortune“. New-York, 1932). Die Angaben über die Kosten der Durchführung der Prohibition schwanken. Manche geben zirka 50 Millionen Dollar an, manche 200 Millionen pro Jahr an, andere 400 bis 500 Millionen Dollar pro Jahr. Nach Angaben, die aus Kreisen stammen, die der Alkoholindustrie nahestehen, betrugen die Kosten für die Durchführung der Prohibition sogar über 1000 Millionen Dollar. Bei einer Wiederaufhebung des Alkoholverbotes könnte natürlich der amerikanische Staat bei den schlechten Zeiten die Steuern auf Alkohol bedeutend erhöhen. Der Staatshaushalt der USA wies für 1931/32 ein Defizit von über 2000 Millionen Dollar auf. Ganz abgesehen davon, welche Kostenangaben für die Durchführung der Prohibition richtig sind — es läßt sich mit gutem Recht behaupten, daß ein gewaltiger Teil des Defizits im amerikanischen Staatshaushalt allein durch die Alkoholsteuer zu beseitigen wäre, die nach einer Aufhebung der Prohibition erhoben werden könnte. Stattdessen wurde bei der neuen Steuergesetzgebung 1932 eine Steuer auf alkoholfreie Getränke eingeführt. Alkoholika können ja nicht besteuert werden, da sie für den Staat offiziell nicht existieren.

★

Vor der Prohibition gab es in New-York 20.000 Schnapsbuden, die Zahl der heute in New-York existierenden Speakeasies wird auf 50.000 geschätzt.

6. SCHULDEN UND ABRÜSTUNG

Das eigentliche hundertprozentige Amerika erstreckt sich vom Appalachengebirge im Osten bis zum Pazifischen Ozean im Westen.

Die Verbrecher jenseits der Appalachen an der atlantischen Küste, in New-York, in der Wallstreet, in Boston, die all das schöne amerikanische Geld nach Europa verließen, die den braven Bürgern in Kentucky und in Idaho, in Oregon und in Kansas europäische Anleihen aufschwatzten, seien allesamt keine richtigen Amerikaner; die im Osten wußten viel zuviel von Europa, schätzten es viel zu hoch, wären mit einem Wort halbe Europäer, die Amerika verrieten: das haben sie mir hundertmal erklärt, die Spießbürger in Arizona und Alabama, Indiana und Michigan, die ehrenwerten Hundertprozentler, die den Senator Borah wählten, der aus Idaho stammt, und den Senator Johnson, den ärgsten Gegner des Hoover-Moratoriums, der aus Kalifornien kommt.

Zuweilen, wenn man das Glück hat, irgendwo im dunkelsten Inneramerika eine deutsche Zeitung aufzutreiben, stellt man stets von neuem mit schmerzlicher Bewunderung fest, wie sorgfältig und unterrichtet unsere Blätter amerikanische innen- und außenpolitische Ereignisse kommentieren, während die amerikanischen Provinzzeitungen mit einer geradezu entwaffnenden Ahnungslosigkeit alle europäischen, insbesondere deutschen Ereignisse in kurzen, halbrichtigen Notizen auf der sechzehnten Seite abtun.

Gewiß, in New-York und in einigen anderen Großstädten gibt es ein paar Zeitungen, die Bescheid wissen; aber was will das angesichts dieses ungeheuren Landes, das fast einen ganzen Kontinent für sich in Anspruch nimmt, schon heißen. (Denn auch die Großstadtzeitungen werden außerhalb ihres

Bezirks nur wenig gelesen; auch sie sind nur „Lokalblätter“, wenn auch das „Lokal“ sehr groß ist.)

New-York ist nicht Amerika, der ganze Osten nicht; das politische Gesicht dieses Landes wird von den Millionen namenloser Bürger des Südens, des Mittelwestens und fernen Westens bestimmt, von denen wir nur wenig mehr wissen als sie von uns. Nach der Stimmung dieser grauen Wählermassen richtet sich letzten Endes die amerikanische Politik; wer sich ihr entgegenstellt, leidet früher oder später Schiffbruch; so scheiterte Wilson; Coolidge machte schlechte Erfahrungen, und Hoovers Schifflein wird an diesen Klippen wohl auch zerschellen.

Über das offizielle Amerika, über Wallstreet, über New-York erfahren wir mehr als genug.

Was aber spricht man im Innern dieses Riesenlandes, an den Ecken der vielen tausend Mainstreets, was druckt man in den zahllosen Morgen- und Abendposten von Mobile, Florida, oder Garden City, Kansas, oder Flagstaff, Arizona über Deutschland, über Europa?

Die Frage läßt sich in zwei Worten beantworten: ungeheuer wenig! Noch immer weiß der Durchschnittsamerikaner im Innern nicht mehr von Deutschland als wir etwa von Persien oder Beludschistan, und hat auch gar kein Verlangen danach, mehr zu erfahren. Zudem geht gerade in diesen schlechten Zeiten eine Propagandawelle nach der anderen über das Land, die dem wenig urteilsfähigen und unkritischen Durchschnittsbürger einhämmert, alles Elend im Lande der auf immer hingeschwundenen Prosperity sei davon gekommen, daß man sich allzusehr mit dem alten, verrückten, kranken Europa eingelassen habe. In jeder Wochenschau im Kino, mag man nun 10 cents oder 1 Dollar Eintritt bezahlt haben, erscheint zwischen den Fußballspielen, Flottenmanövern und Schönheitskonkurrenzen ein bald trockener, bald wohlbeleibter Senator, Gouverneur oder Professor auf der sprechenden Leinwand, der zumeist sehr aufgeregt den Leuten auseinandersetzt, daß natürlich nicht Amerika, sondern Europa an der Depression schuld wäre; daß natürlich

alle Kriegsschulden bezahlt werden müßten; und daß der Präsident nichts Besseres tun könnte, als so schnell wie möglich alle Beziehungen zum giftigen Europa abzurechnen. Große amerikanische Magazine mit Millionenauflagen machen sehr geschickt Stimmung gegen Deutschland, dem sie vorwerfen, daß es die geliehenen amerikanischen Gelder in kostspielige Bauten verpulvert, daß es die amerikanischen Geldgeber geneppt und übers Ohr gehauen hätte. Die Wirkung eines einzigen solchen Artikels, z. B. in der „Saturday Evening Post“, ist phantastisch. Deutsche Journalisten kann der blasse Neid packen, wenn sie erleben müssen, daß allen Versuchen, die Lage Deutschlands zu erklären, dieser eine Artikel ebenso an der pazifischen Küste wie am Golf von Mexiko, im Felsengebirge wie in den Ebenen Indianas vorwurfsvoll entgegengehalten wird.

Die Zeitungen verbreiten mit Begeisterung Aufstellungen dunkler Statistiker, die berechnet haben wollen, daß alle Kriegsschulden der Alliierten an Amerika bezahlt werden könnten, wenn nur jeder Engländer einmal im Monat weniger ins Kino ginge, jeder Franzose eine Flasche Wein weniger tränke, jeder Italiener etwas weniger Kaffee schlürfte. Kindliche Berechnungen wie diese lassen sich so leicht kolportieren, gehen glatt ein und hinterlassen bei jedem Leser den Eindruck, die ganze Schuldenfrage wäre eine höchst simpel zu regelnde Angelegenheit.

Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß die breite, graue Masse des amerikanischen Volkes, soweit es nicht auf dem Umweg über Wallstreet geschäftlich an Europa interessiert ist, die Einmischung Amerikas in europäische Angelegenheiten in schnell wachsender Erbitterung ablehnt, die Geschäfte der Bankiers des Ostens für halben Staatsverrat ansieht, und so ausschließlich wie möglich die gesamte wirtschaftliche Kraft Amerikas in Amerika verwendet wissen will. Immer wieder hört man die Phrasen: je schneller wir uns von Europa lösen, selbst wenn es uns noch einmal Geld kostet, um so besser für uns. Wenn ihr da drüben im verrückten Europa eure Schulden nicht bezahlen könnt, so ist

deswegen noch kein Grund vorhanden, daß wir sie euch erlassen. — Mit diesen zwei Sätzen scheint mir die Stimmung der amerikanischen Wählermassen, abgesehen vielleicht nur von denen des Europa zugewandten Ostens der USA am besten und treffendsten umschrieben zu sein. Die unzähligen Zeitungen des Hearst-Konzerns bearbeiten ihr Publikum energisch in diesem Sinne. Mr. Hearst selbst stellt sich in Artikeln und Radioreden in den Dienst der guten hundertprozentigen amerikanischen Sache, und Hoover muß es sich gefallen lassen, daß man ihn höhnisch einen „Wilsoniten“ nennt.

Als der besonders gut informierte Senator Glass Mitte April 1932 erklärte, daß es unter den gegebenen Umständen durchaus im Interesse der USA liegen könnte, mit Europa eine Neuregelung der Schuldenfrage anzubahnen, rief er im Senat allgemeinen und sehr entrüsteten Widerspruch hervor. Kein Mitglied der Regierung darf es wagen, die eventuellen Vorteile einer Bereinigung der Schuldverhältnisse auch nur zu diskutieren, ohne daß ihm vorgeworfen wird, es bedächte die Not Europas mehr als die Amerikas.

★

Nach drei Dingen wird man mit entwaffnender Regelmäßigkeit von Amerikanern aller Schichten und aller Berufe immer wieder gefragt, von der kanadischen bis zur mexikanischen Grenze, von Louisiana bis nach Michigan. Schon diese drei Fragen beweisen, wie schief Deutschland von der großen Masse des amerikanischen Volkes gesehen wird. Spaßeshalber habe ich gezählt, wie oft mir diese drei Fragen allein in Texas, wo ich mich etwa zehn Tage aufhielt, gestellt wurden; nicht weniger als von 57 Personen, darunter ebensowohl Landstreicher, die ich für ein Stück mitnahm, wie — Universitätsprofessoren (woraus gleichzeitig zu ersehen ist, was sich in Amerika alles Universitätsprofessor nennt):

Erste Frage: Wird der Kaiser jemals nach Deutschland zurückkehren? (In meiner Verzweiflung dachte ich schon daran, jedem Frager einen gedruckten Antwortbogen

auszuhändigen; in den hätte ich als Antwort auf diese Frage drucken lassen: „Wenn wir keine anderen Sorgen hätten als diese, Himmel, ginge es uns dann gut!“)

Zweite Frage: Will Deutschland die Kriegsschulden bezahlen? (Auch darauf kann man noch leicht eine Antwort finden: Ob Deutschland bezahlen will, darüber läßt sich ja eventuell reden; ob es aber bezahlen kann, steht auf einem ganz anderen Blatt. Doch diese Antwort befriedigt fast nie; noch immer begegnet man kopfschüttelnd diesem ein wenig komischen Respekt vor deutscher Leistungsfähigkeit; sicherlich hätten wir längst wieder ein tolles Gas oder die Kunst, Gold zu machen, entdeckt; wir wollten bloß nichts davon verlauten lassen. Das ist zwar sehr schmeichelhaft für uns; im Augenblick wäre uns mehr damit gedient, für dümmer gehalten zu werden.)

Dritte Frage: What about that man called Hitler? Was ist das mit dem Mann namens Hitler?

Ja, was? Die Frage soll mir einer richtig beantworten. Ich gehe jede Wette darauf ein, daß, fragt man einen Feld-, Wald- und Wiesen-Amerikaner nach den beiden berühmtesten Deutschen der Gegenwart, er Einstein und Hitler nennen wird. „Welch seltsam unnatürlich Brüderpaar!“ Vielleicht haben beide eine so gute amerikanische Presse, weil sie amerikanischen Gehirnen so vollkommen unverständlich sind.

★

Es will mir scheinen — eine Ansicht, die ich von vielen wohlunterrichteten Amerikanern habe aussprechen hören —, als ob die lebhafteste Propaganda dafür, sich nicht mehr um Europa zu kümmern und keinen cent der Schulden der ehemaligen Verbündeten zu streichen, die amerikanische Öffentlichkeit von dem ständig dringender werdenden Problem einer öffentlichen Unterstützung der Arbeitslosen abwenden soll. Irgendwer muß zu finden sein, der dafür in die Wüste geschickt wird, daß 20 Millionen Amerikaner entweder gar keine Arbeit mehr haben oder in stark verkürzter

Arbeitszeit unzureichend beschäftigt werden. Rechnet man die Angehörigen dazu, so ergibt sich, daß jeder dritte Amerikaner Not leidet, ja, daß Millionen am Verhungern sind.

Es ist so viel leichter, ein fernes Europa für all das Elend und die schlechten Geschäfte verantwortlich zu machen, als vor der eigenen Tür zu kehren. Trotzdem ist man allgemein Deutschland gegenüber wohlwollend gestimmt, während Frankreich alle Sympathien verloren hat und in den Ruf eines böswilligen Unruhestifters geraten ist.

Wer da glaubt, daß das amerikanische Wählerpublikum, das von internationalen Zusammenhängen wenig weiß, in abschbarer Zeit sich mit einer Schuldenstreichung einverstanden erklären wird, ist ein kühner Optimist. Es sei denn, daß die Finanzmachthaber des Ostens mit der Regierung über die öffentliche Meinung hinweg erneut sich mit den Kriegsschulden befassen, um wenigstens einen Teil der privaten Leihgelder zu retten. Wahrscheinlich aber wird man vor den simplen und kurzsichtigen Überlegungen der Leute aus dem Mittelwesten klein begeben müssen; vor allem, weil die Präsidentenwahlen vor der Tür stehen; keine Partei, kein Anwärter auf den höchsten Regierungsposten wird die Wähler (und Steuerzahler) damit vor den Kopf stoßen, die höchst unpopuläre Schuldenstreichung zu empfehlen. Es kann als sicher gelten, daß die USA vor den Präsidentenwahlen keine entscheidenden Schritte in der Schuldenfrage unternehmen werden.

★

Die schlechte Finanzlage bestimmt auch weitgehend die Haltung der Amerikaner gegenüber der Abrüstung, ist doch der Wehretat der Vereinigten Staaten der höchste aller Staaten dieses geduldigen Erdballs (750 Millionen Dollar). Was läge da näher, als Einsparungen am Wehretat zu versuchen. Aber schon hat Hoover dies für unmöglich erklärt (Anfang April 1932); man möchte die Vormachtstellung zur See und zu Lande, die man nach dem Kriege errungen hat,

nur ungern wieder aufgeben und drängt deshalb auf allgemeine Abrüstung: bei einer Verminderung aller Rüstungen in gleichem Verhältnis würde Amerika eventuell am Wehr-
etat ein paar hundert Millionen einsparen können, ohne den militärischen Primat unter den Weltmächten aufgeben zu müssen.



Sieht man von dieser finanziellen Seite der Abrüstungsfrage ab, so erscheint die Haltung des amerikanischen Durchschnittsbürgers gegenüber einer Minderung von Heer und Marine eigentümlich zwiespältig. Auch hier zeigt es sich, daß es falsch ist, die Vereinigten Staaten als ein homogenes Ganzes anzusehen.

Der ganze Mittelwesten zwischen den Appalachen und dem Felsengebirge will von Rüstungen wenig wissen; was gehen ihn die Kriege oder Kriegsgefahren anderer Landesteile oder gar anderer Kontinente an; im Norden schützen ihn die großen Seen, und das befreundete, durch eine ungeschützte Grenze abgetrennte, dünnbevölkerte, vetterlich verwandte Kanada scheint mehr ein zugehöriges Grenzland gegen die unwirtlichen Wildnisse des Nordens als ein fremdes Staatswesen zu sein; im Westen und Osten schirmen den weitgeschwungenen Kessel die Gebirge und im Süden die Sumpfwildnisse Louisianas, Mississippis und Floridas und der Golf von Mexiko. Dieser in sich ruhende Block der mittelwestlichen Staaten hält sich auf alle Fälle für weit vom Schuß, und die furchtlosen Bürger von Duluth, St. Louis oder Kansas City sehen nicht ein, warum sie einen cent für die schimmernde Wehr ausgeben sollen, wenn ihnen nach menschlichem Ermessen doch nichts passieren kann. Hier im Mittelwesten schlägt das wahre Herz Amerikas, jenes Amerikas, das uns Völker im fernen Europa weder schätzt noch kennt, noch kennen will und an sich selbst vollaufgenug hat, denn es ist „God's own country“. Jede Beschäftigung mit außeramerikanischen Dingen hält es für einen Sündenfall, der sich früher oder später rächen muß.

Obendrein hat es für militärische Schneidigkeit, Kling-Klang-Gloria und Parademärsche aus guter alter westlicher Pionier-Tradition und demokratischer Hemdsärmel-Seligkeit verdammt wenig übrig. Die Leute des Mittelwestens bis tief in die Rocky Mountains hinein halten im Grunde ihres Herzens (nicht immer nur dort; es macht ihnen unter Umständen einen Heidenspaß, armselige Europäer wie mich damit vertraulich anzurempeln) die kleinen europäischen „Groß“-Staaten, die sich bis an die Zähne gegeneinander bewaffnen, dauernd auf der Lauer liegen und partout den moralischen Mahnungen des soviel besseren Amerika nicht folgen wollen, für ungezogene, unvernünftige Querulanten, die man am besten ihrem Unstern und Untergang überließe. Fragt man sie dann schüchtern, ob sie es sich etwa gefallen ließen, wenn die Kanadier auf den Einfall kämen, einen Streifen amerikanischen Bodens vom Lake Ontario nach Boston z. B. zu okkupieren, um sich einen direkten Zugang von der Provinz Ontario zur See zu schaffen — ein amerikanischer „Polnischer Korridor“ —, so sehen sie den Fragesteller an, als zweifelten sie an seinem Verstande: natürlich würden sie das nicht zulassen, sondern sofort Kanada mit Krieg überziehen. Sagt man darauf vieldeutig: „Na also!“, so heben sie den Europäer doch wieder schnell aus dem Sattel mit der kühlen Bemerkung, daß kein Kanadier so übermütig wäre — —. Nein, kein Amerikaner glaubt, daß Kriege aus imperialistischen Gelüsten zu verantworten wären, wobei er allerdings übersieht, daß seit dem spanisch-amerikanischen Krieg die Staaten sich in recht offenkundige imperialistische Unternehmungen eingelassen haben. Aber mit all diesen Kriegen war der Mittelwesten nicht einverstanden; sie dienten den finanziellen oder industriellen Interessen des immer am eigentlichen Amerika Verrat übenden Ostens, den man vielfach noch heftiger als Europa ablehnt. Ein kluger Mann aus einer alten Iowa-Familie drückte mir das einmal folgendermaßen aus: „New-York ist der größte Sündenfall Amerikas, und wenn Washington nicht im Osten sondern am Mississippi oder Missouri läge, so hätten sich die Staaten sehr wahrscheinlich

weder auf das Abenteuer des Weltkrieges noch überhaupt auf irgendwelche außeramerikanischen Unternehmungen eingelassen, und sicher würden wir nur den zehnten Teil der Aufwendungen für Heer und Marine zulassen, die heute dafür ausgegeben werden.“ — Zu alledem ist kaum irgendwo sonst die Ablehnung des Krieges aus religiösen, moralischen, weltanschaulichen Gründen so aufrichtig wie im Mittelwesten. Der buchstabengläubige, eigentümlich trockene, keineswegs immer flache, eifernde Protestantismus der Leute des Mittelwestens ersehnt den „Frieden auf Erden“ in der Tat ohne Hintergedanken, und nur Spötter werden einwerfen, daß niemand irgendwo auf der Welt einfacher und ungefährlicher den Frieden propagieren kann als gerade die Leute des Mittelwestens.

So will das Kernland der USA, der Mittelwesten, die Abrüstung aufrichtig aus territorialen, traditionellen und moralischen Gründen.

Die andern großen Landschaften der Vereinigten Staaten stehen der Frage der Abrüstung nicht so eindeutig gegenüber. Die alten Staaten des Ostens und Südostens mit ihren engeren kommerziellen und kulturellen Verbindungen zu Europa haben im Falle eines Krieges manches zu verlieren. Auch empfindet man hier stärker und stolzer als tiefer im Innern die Vormachtstellung, welche die Staaten sich durch den Krieg erobert haben. Im Osten liegen die Zentren der Industrie, und die amerikanische Stahlindustrie ist keineswegs wesentlich friedliebender als die Stahlindustrien anderer Herren Länder.

Hier durchschaut man die hoffnungslos verwickelten Zustände Europas eher, wundert sich also auch nicht so sehr über das tägliche Brot des „alten Landes“, die Kriege. Zudem halten die schwer anzugleichenden europäischen Einwanderermassen in den Großstädten und Industriegebieten des Ostens die Erinnerungen an die bitteren Zwistigkeiten der Mutterländer auch in der neuen Heimat noch lange wach.

Die Mexiko unmittelbar benachbarten Staaten der Union, Texas, New Mexiko, Arizona und der Süden Kaliforniens,

sind die einzigen, die mit guten Gründen eine allzu weitgehende Abrüstung des Landheeres fürchten. Das Verhältnis zwischen Mexiko und den USA war und ist seit den Tagen, in denen die ersten Planwagen der Pioniere von Iowa und Kansas nach Süden und Südwesten zogen, gespannt. Man erinnert sich gut mancher Einfälle mexikanischer Streitkräfte, mögen sie nun regulär oder irregulär gewesen sein, auf amerikanisches Gebiet. Noch reden die Mexikaner zuweilen von den „verlorenen Provinzen“ im Norden, und erst im letzten Jahrzehnt haben die geschicktesten Diplomaten der USA alle Hände voll zu tun gehabt, um kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den beiden benachbarten aber so verschiedenen Staaten zu vermeiden, die aus „Meinungsverschiedenheiten“ zwischen der mexikanischen Regierung und amerikanischen Öl-Interessenten zu entstehen drohten.

Die überzeugtesten Feinde der Abrüstung fand ich indessen in den Staaten, die ihr Antlitz dem Pazifik zukehren: in Kalifornien, Oregon, Washington. Weltmeere sind heute nicht mehr Hindernisse — sie sind ja fast zu Brücken des Angriffs geworden — und am andern Ende der Brücke steht das unverständliche, gefährliche Japan auf dem Sprunge, das man — worüber sich niemand etwas vormacht — tief gekränkt und beleidigt hat; dort brodelte der in den tiefsten Tiefen aufgewühlte Orient, dort schweben die Philippinen und Hawai in Gefahr, von Japan überrumpelt zu werden.

So sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus allgemeinen finanziellen und einer Reihe von speziellen Gründen grundsätzlich einer allgemeinen Abrüstung keineswegs abgeneigt. Sie werden jedoch einer Beschränkung der Seerüstungen nur zustimmen, wenn die andern Seemächte im gleichen Verhältnis abrüsten, denn ihre Vormachtstellung zur See können und werden sie nicht aufgeben wollen. Da die Vereinigten Staaten zu Lande nur mit dem militärisch schwachen Mexiko zu rechnen haben, können und werden sie die Forderungen der Landabrüstung ungefährdet erfüllen.

7. DIE ARBEITSLOSEN

Niemand weiß, wie viele es sind.

Niemand weiß, wovon sie leben.

Niemand weiß, wo sie wohnen.

Niemand weiß, ob sie jemals noch etwas verdienen werden.

Glaubt es wirklich noch jemand, daß alle Amerikaner reiche Leute sind? Glaubt wirklich noch jemand, daß Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist? Meint man immer noch, daß Wolkenkratzer und auf sechs Amerikaner je ein Automobil die Leute glücklich machen?

Statistiken über die Anzahl der Arbeitslosen existieren nicht. Der Staat hat ein Interesse daran, die Zahl der Arbeitslosen möglichst gering anzunehmen, er vermutet, daß sie zwischen sechs und acht Millionen läge. Die Kommunisten reden von 15 Millionen, sicherlich liegt die Wahrheit näher an 15 als an 6 Millionen. Kenner der Verhältnisse, denen man ein unvoreingenommenes Urteil zutrauen kann, schätzen 12 bis 13 Millionen, und das wird wohl richtig sein.

Wie viele Deutsche traf ich nicht, die vor zwei oder drei Jahren nach den Staaten ausgewandert waren, in der Hoffnung, schnell wohlhabende Leute zu werden. Jetzt wünschten sie sich sehnsüchtig nach Deutschland zurück, wo ihnen wenigstens ein Anspruch auf Arbeitslosen-Unterstützung zustünde.

Als ich noch glaubte, daß es schwer sein würde, die Situation unter den Arbeitslosen von innen her kennenzulernen, habe ich meine Notizbücher mit endlosen Angaben über die Schicksale von Arbeitslosen angefüllt, mit denen ich in Seattle und San Francisco, Los Angeles oder El Paso zusammentraf, mit denen ich lange Stunden über Land fuhr, mit denen ich in irgendeinem schmutzigen Café oder in irgendeinem trostlosen Lagerschuppen einen leeren Abend verredete.

Später gab ich es auf, mir noch Notizen zu machen. Die Schicksale ähneln sich wie ein Ei dem andern. Wenn man fünfzig kennt, kennt man alle. Ich will aus meinen Notizen wahllos eine Reihe von Berichten herausgreifen, die vielleicht besser als lange theoretische Klassifikationen einen Eindruck davon geben, wie die Arbeitslosigkeit von den Arbeitslosen selbst erlebt und dargestellt wird.

Um einen unmittelbaren Eindruck von diesen Berichten zu geben, übersetze ich möglichst wörtlich die englischen Notizen, welche ich mir bei den Gesprächen mit den einzelnen Menschen machte, ohne etwas dazu- oder davonzutun.

Arbeitslose berichten

Joe Spence, San Francisco, California:

„Ich bin sechs Monate ohne Arbeit, seit dem letzten Juli. Ich bin diesen Sommer über im ganzen Tal rundum gewesen. In der Obsternte habe ich einmal 10 Dollar gemacht, seitdem habe ich mich auf den Straßen von Kalifornien umhergetrieben, so gut wie ich mich durchschlagen konnte. Alle die Kleider, die ich an habe, habe ich mir mehr oder weniger zusammengeklaut. Schließlich bin ich doch in die Suppenschlange gekommen. Drei Stunden muß man stehen, um eine Schale Grütze zu kriegen. Am Nachmittag dieselbe Geschichte, bloß gibt's leider nicht so viel Stew, wie es vorher Grütze gegeben hat. Ich schlafe in einem leeren Hause, aber ich werde mich hüten, dir zu erzählen, wo, sonst ist es bald überfüllt. Ich glaube, das ist alles, was ich zu erzählen habe.“

Sergej Romanow, San Francisco, California:

„Sechs Monate suche ich jetzt nach Arbeit. Ich suche immer noch. Habe keinen Schimmer mehr, ob ich überhaupt jemals noch welche kriegen werde. Wenn ich auf einen Platz komme, sagt der Vormann, komm morgen wieder. Und wenn ich morgen hinkomme, sagt er wieder dasselbe. Alles bloß Versprechungen. Einen Schlafplatz habe ich nicht.“

Pat Dougherty, Los Angeles, California:

„1931 habe ich im ganzen fünf Tage Arbeit gehabt. Endlich sah ich einmal eine Annonce für verheiratete Leute, die ihre Namen angeben sollten, um in den Ölgebieten Arbeit zu finden. Das sah ich Montag morgen. Um 8.30 war ich schon da, mittags um 2.30 kam ich endlich ran. Sie fragten mich alle möglichen Fragen und sagten schließlich, daß sie mich in drei Wochen benachrichtigen würden. Die drei Wochen sind inzwischen schon sechs Monate lang geworden. Ich bin bloß deswegen noch nicht verhungert, weil meine Frau noch Arbeit hat. Wenn sie arbeitet, bekommt sie 21 Dollar in der Woche. Diese Woche ist gerade ihre Schicht, zu Hause zu bleiben. Nächste Woche wird sie wieder eine Woche Arbeit haben.“

Mc Cormick, San Francisco, California:

„Ich bin älter als die meisten, die keine Arbeit haben und hier rumlungern. Jetzt bin ich ein Landstreicher. Ein alter Mann, der längst die Hoffnung aufgegeben hat, noch einmal Arbeit zu finden. Ich bemühe mich nicht mehr um Arbeit, weil ich schon über das Alter hinaus bin, wo ich überhaupt noch dafür in Frage komme. Wie viele Jahre ich eigentlich schon auf der Arbeitsjagd bin, weiß ich gar nicht mehr genau. Doch habe ich seitdem immer gearbeitet, wenn ich nur irgend was kriegen konnte. In den Bergwerken, beim Straßenbau und im Walde. Jetzt stehe ich natürlich, alter Kerl wie ich bin, in der Suppenschlange. Ich bin das, was die jungen Kerls, die immer noch denken, sie werden eines schönen Tages reich werden, auch in absehbarer Zeit sein werden: alt, verhungert, zerlumpt und lausig. Aber das kann ich dir sagen: Ich bin in den letzten zwei Wochen von San Francisco nach San José und nach Point Reyes durch das ganze Land gewesen und habe überall junge, starke, arbeitswillige Kerls gefunden, die ebenso verkommen waren wie ich. Ich werde dir sagen, was der Blödsinn ist: ich bin alt, ich kann nicht mehr viel machen, und die jungen Kerls boxen mich weg, wenn ich irgendwo Arbeit annehmen will; aber

warum leben die Jungen wie die Hunde, sterben wie die Ratten, ohne ein Wort zu sagen? Und das in dem sogenannten reichen Amerika, bloß um ein paar Dollars zu machen. Ich kann immer noch arbeiten. Vor drei Wochen erst hatte ich einen Platz, wo ich um 5 Uhr morgens aufstehen mußte und bis 6 Uhr nachts arbeiten mußte. Und ich habe das durchgehalten, meistens 12 Stunden am Tag, für 1 Dollar. Warum lassen wir uns das gefallen, warum betteln wir bei anderen Leuten an den Hintertüren? Wenn die jungen Kerls erst mal gesehen haben, daß sie keine Aussicht mehr haben, hoch zu kommen, werden sie sich vielleicht besinnen. Dann möchte ich nicht an der Stelle derer stehen, die uns aus den Fabriken rausschmeißen, weil sie bessere Maschinen erfunden haben, die wieder so und so viele überflüssig machen.“

Tom Moody, Seattle, Washington:

„Ich bin ungefähr ein Jahr arbeitslos. Ich bin Bergwerksarbeiter, aber die Bergwerke sind alle geschlossen. Neulich war ich wieder einmal in Grassvalley, um nach Arbeit in dem Bergwerk zu fragen. Ich kenne da einen Schicht-Boss, der mir immer alles mögliche versprach. Er hat auch mit dem Vor-
mann gesprochen, aber es hat nichts genützt. Ich fuhr nach Salt-Lake-City, um von dort nach Paule-City zu gehen. Ich habe da auch überall mit Haufen von Männern gesprochen, die mir aus allen Himmelsrichtungen begegneten; aber da in der Gegend hatten überhaupt nur verheiratete Leute ein bißchen Aussicht, etwas Arbeit zu finden. Dann bin ich im ganzen Westen herum gewesen, nirgendwo Arbeit, kam schließlich hierher. Ich gebe mir jetzt keine Mühe mehr, will bloß noch einen Platz zum Schlafen. Doch das ist ja heute auch schon ein Vorrecht von den Reichen, ich komme nicht mehr viel zum Schlafen. Natürlich bin ich auch in der Suppenschlange, aber bestimmt nicht, weil es mir Spaß macht. Manchmal spreche ich mit den Jungens da; manche denken, daß die Stadt doch eigentlich verdammt viel tut, wenn sie ihnen Suppe zu essen gibt. Aber das ist Blödsinn; manchmal habe ich schon drei Stunden lang gestanden, dann war die

Suppe gerade ausgegangen, und ich bekam nichts mehr. Und in den städtischen Schlafhäusern habe ich überhaupt noch nie einen Platz gefunden. Wenn man drei Stunden auf die Suppe hat warten müssen, dann haben die andern vor den Schlafhäusern schon drei Stunden lang angestanden, und wenn man dann von der Suppe zum Schlafsaal kommt, ist er längst überfüllt. Ich werde dir was sagen: die Sache wird so lange gehen, bis wir eines schönen Tages aufstehen werden und mit Gewalt vorgehen.“

Charles Doyle, Phönix, Arizona:

„Ich bin Stahlarbeiter. In den letzten dreißig Jahren habe ich in den Stahlfabriken gearbeitet; vor drei Jahren haben sie mich rausgeschmissen, und seitdem habe ich keine Arbeit mehr gefunden. Das Geld, das ich mir gespart hatte, habe ich längst aufgegessen. Gestern schlief ich in einem Werftschuppen. Natürlich bin ich in der Suppenschlange, in „Hoovers Café“, wie die Jungens das nennen. Sehr zufrieden bin ich damit nicht. Wenn wir das selber in die Hand nehmen würden, würden wir besser was zu essen kriegen. Nach Arbeit sehe ich mich nicht mehr um. Ich bin zu dem Beschluß gekommen, daß die Welt zu Ende ist und die Arbeit getan. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Meine Frau ist wenigstens gestorben, und meine zwei Söhne sind auch schon arbeitslos, so bin ich bloß noch allein.“

Fred Archer, Santa Fé, New Mexiko:

„In den letzten 18 Monaten habe ich gerade sechs Wochen Arbeit gehabt. Ich war Minenarbeiter. Eine Zeitlang hatte ich auch eine kleine Farm. Aber während des Krieges, als die Löhne gut waren, habe ich das alles verkauft, weil ich als Arbeiter viel mehr verdienen konnte. Als die gute Konjunktur zu Ende ging, hatte ich auch wirklich einen Haufen Geld gespart, wovon ich mir wieder eine Farm kaufte. Es ging eine Weile ganz gut, bis sie so wenig für den Weizen zahlten, daß man davon nicht leben und nicht sterben konnte; da haben mich dann die Steuern aufgefressen. Dann habe ich

manchmal an der Keddy-Eisenbahn Arbeit gehabt, jetzt bin ich längst in der Suppenschlange und werde wohl nie wieder rauskommen. Meinst du, daß wir da ewig drinbleiben werden und ewig Suppe fressen? Bestimmt nicht, kann ich dir sagen!“

J. M. Hafner, San Francisco, California:

„Ich bin verheiratet und habe ein Kind. 1927 wanderte ich von Frankreich ein. Zuerst habe ich ganz schöne Arbeit gehabt, beim Bau eines großen Gebäudes für die amerikanische Regierung. Dann fingen sie an, uns zu entlassen, und so ist das bis heute geblieben. Obwohl ich gelernter Polier bin, habe ich niemals richtig feste Arbeit finden können. Jetzt ist es schon ganz ausgeschlossen, irgendwo was zu kriegen. Doch kann ich nicht wie die meisten andern unter freiem Himmel schlafen, wegen meiner Frau und dem Kind. Ich miete mich in irgendeinem privaten Haus ein und erzähle den Leuten, daß ich nächste Woche bezahlen werde. Manchmal lassen sich die Wirte bewegen, sechs bis sieben Wochen oder noch länger zu warten, bevor sie uns rauswerfen. Dann probiere ich das auf einem andern Platz wieder. Einmal habe ich auf diese Weise 22 Wochen im italienischen Viertel gewohnt. Meine Frau ist schon ganz wahnsinnig von diesen ewigen Betrügereien, und ich weiß nicht, wie lange das noch so gehen soll.“

Harold Nauss, El Paso, Texas:

„Ich bin aus Tacoma, Washington, 22 Jahre alt. Ich habe noch drei Brüder und eine Schwester. Zwei Brüder arbeiten jetzt in Tacoma. Sie kriegten 2,75 Dollar für den Tag, sind aber jetzt auf 2,50 Dollar runter und arbeiten längst bloß noch drei Tage in der Woche. Vier Leute sollen von 15 Dollar in der Woche leben, das ist verdammt schwer. Als ich in Tacoma war, sagten sie mir, ich sollte doch in den 4L. eintreten, so eine Art Arbeiterklub. Sie sagten, daß man in Tacoma nur Arbeit bekommen könne, wenn man zu den 4L. gehöre. Große Lust hatte ich nicht, aber da ich Arbeit haben wollte, trat ich ein. Ich bezahlte 3 Dollar Eintritt, und ich

bekam auch eine Chance in einer Leimfabrik. Aber ich hatte bald raus, was das mit dem Arbeiterklub war. Die Mitglieder mußten bezahlen, und die Vereinsbeamten fuhren in großen Autos rum, noch schöneren als die von den Sekretären von den amerikanischen Gewerkschaften. Aber nach drei Wochen war die Arbeit in der Leimfabrik schon zu Ende. Ich bin dann von Tacoma bis nach Los Angeles zu Fuß gegangen und habe überall versucht, Arbeit zu finden. Bin dann wieder nach San Francisco gegangen, alles vergeblich. Dann ging ich von San Francisco weg nach Salinas. Auf der kurzen Strecke habe ich bald hundert getroffen, denen es genau so ging wie mir; die meisten sahen aus, als ob sie nicht mehr regelmäßig essen — regelmäßig, damit meine ich alle Tage, nicht etwa alle Mahlzeiten. Kein Auto hat mich jemals mitgenommen. Ich glaube, die hatten Angst, daß sie ihre Karre verlaust kriegen. Die American Automobil Association sagt ihnen ja, daß sie keinen auf der Landstraße aufnehmen sollen, weil so vielen unterwegs der Schädel eingeschlagen wird. Dann faßte ich einen Zug, der von Salinas nach Süden ging, außer mir waren noch zwanzig blinde Passagiere drauf, aber in Santa Barbara haben die Bullen uns runtergeworfen. Dann machte ich mich auf die Wanderschaft in die Texas-Baumwollgebiete, aber für Baumwollpflücken haben sie da nur 50 cents am Tag gezahlt, für Erbsenpflücken 75 cents, und zu diesen Preisen, wofür man noch sein Essen kaufen soll, haben sie doppelt und dreifach Leute gehabt, die sich gegenseitig totschlügen, bloß um das Vergnügen zu haben, für andere Leute Baumwolle oder Salat zu pflücken. Aber je länger das so dauert, desto mehr denkt man daran, daß man sich zusammenschließen muß und losgehen.“

John Bonavito, Los Angeles, California:

„Ich kam 1912 in die Staaten und ging in die Kohlenfelder von Pennsylvanien, wurde Mitglied der Gewerkschaft. Damals haben sie 37 cents für die Tonne Kohle gezahlt. Schon nach fünf, sechs Monaten sagten uns die Delegaten der Gewerkschaft, daß wir streiken sollten. Nach dem Streik, in

dem wir alle unsere Ersparnisse aufgefressen hatten, mußten wir zu denselben Bedingungen weiterarbeiten. Bis 1928 habe ich so Kohlen gegraben. Dann wurde ich entlassen. Eine ganze Weile hielten mich meine Ersparnisse über Wasser, dann nahmen sich meine alten Freunde meiner an, und so kam meine Familie und ich eine ganz schöne Zeit noch hin. Dann dachte ich mir: du fährst einmal nach der Westküste, vielleicht kannst du da wieder ständige Arbeit finden. Ich nahm den Weg über Detroit, Rackwood — in einem halben Jahr habe ich ganze 13 Tage Arbeit gehabt. An manchen Stellen habe ich 24 Stunden angestanden, um eine Arbeit zu finden. Von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr am nächsten Morgen, aber keine Arbeit, keine Picke, keine Schaufel. Ich kam nach Colorado, schmutzig, hungrig, kein Geld in der Tasche. Das war 1930. In einer kleinen Stadt sah ich zwei Mäntel in einem Automobil liegen; ich nahm einen und verhandelte ihn für 3 Dollar, um mir was zu essen zu kaufen, um mich endlich wieder ein bißchen zu reinigen. Es blieb sogar so viel übrig, daß ich endlich mal wieder in einem Bett schlafen konnte. Am nächsten Morgen wollte ich wieder aus der Stadt hinaus. Den zweiten Mantel trug ich überm Arm. Das war ein schöner, guter Mantel, und ich dachte mir, wenn es kalt wird, brauche ich nicht so zu frieren wie im letzten Jahr. Doch am Rande der Stadt hielt mich ein Polizist an und fragte mich, wohin ich ginge. Ich sagte: „Nach Frisco.“ Dann fragte er: „Wo hast du den Mantel her?“ Ich sagte: „Den habe ich für 3 Dollar gekauft.“ Sie nahmen mich mit auf die Polizeiwache, man untersuchte mich von oben bis unten. Ich hatte ein Rasiermesser bei mir; sie fragten mich, wozu. Ich sagte: „Manchmal, wenn ich Seife finde, rasiere ich mich, und manchmal, wenn ich Brot habe, kann ich's damit schneiden.“ Die Polizisten meinten, ich hätte böse Sachen vor, und legten mich für fünf Tage ins Loch. Dann wurde ich vor einen Richter geführt, der verdonnerte mich zu einem Jahr Gefängnis. Warum eigentlich, weiß ich heute noch nicht. Vom Gefängnis aus mußte ich dann neun Stunden am Tag arbeiten. Für einen Teller Grütze

und einen Teller Kartoffeln am Tag. Drei Monate habe ich z. B. in Cannon City gearbeitet, dann kam ich auf eine große Farm, wo ich zehn bis zwölf Stunden am Tag arbeiten mußte. Als der ganze Schwindel vorüber war, gaben sie mir den Anzug, den ich an habe, 5 Dollar obendrein, und als die 5 Dollar ausgegeben waren, war ich geradeso bankrott, wie ich es vorher gewesen war. Schließlich kam ich zu Fuß nach San Francisco, jeden Tag auf der Arbeitssuche — keine Arbeit. Ich bin hungrig. Läuse habe ich auch schon. Ich schlafe immer draußen, ganz gleich, was für Wetter ist. Ich bin längst amerikanischer Bürger, voll von Läusen, hungrig. Bis auf die beiden Mäntel bin ich ein anständiger Bürger gewesen, soviel ich weiß.“

Louis Troich, Seattle, Washington:

„Vier Jahre bin ich im Krieg gewesen. Aber was nutzt mir das alles. Der Dank der Nation —. Ich bin längst zu dem Entschluß gekommen, daß es keine andere Chance mehr für uns gibt, als endlich die Schulter ins Rad zu stemmen und die verfluchte Bande den Abhang hinunter zu schmeißen. Ich habe nichts mehr zu verlieren und alle die anderen auch nicht. Wenn wir alle unsere Kraft zusammentun und uns organisieren, sind wir stärker als die ganze dick gefütterte Polizistenbande, die bloß von den Unternehmern bezahlt wird. Wie lange sollen wir noch hungern: in diesem Lande gibt es den größten Reichtum, Millionen von bushels Weizen, Kartoffeln, Milch, Fisch, alles, was du haben willst, und alles verkommt, bloß weil man es den Arbeitslosen nicht geben will. Wir müssen kämpfen, Mensch, wir müssen kämpfen, und gewinnen werden wir auch, weil das Recht auf unserer Seite ist.“

Leo Regnel, San Diego, California:

„Ich bin verheiratet und habe drei Kinder, aber meine Familie wohnt in Butte, Montana. Jahrelang habe ich da in den Bergwerken gearbeitet, aber in den letzten Monaten habe ich im ganzen 34 Tage Arbeit finden können. Die Verhei-

rateten in Butte hatten damals zehn, dreißig, höchstens vierzig Tage Arbeit. Aber die jungen Kerls wurden uns immer vorgezogen, weil sie für weniger Geld arbeiten konnten. Schließlich haben wir für einen Dollar am Tag gearbeitet. Aber für einen Dollar am Tag kann man keine Familie von fünf Köpfen erhalten. Ich kam dann nach Las Vegas. Wie die Arbeitsbedingungen da sind, weiß man ja. Die Männer arbeiten in einem Loch von 54 Fuß Breite, sie fallen um wie die Fliegen. 5000 Männer sind es, von denen die meisten nicht einmal eine einzige Mahlzeit am Tag verdienen können. Einmal habe ich da zwölf Eier bei einem Farmer gestohlen, um sie nach Haus zu schicken, aber sie haben mich dafür mächtig verknackt. All das, was ich gespart habe, ist längst ausgegeben. Meine Schwester hat uns lange Zeit erhalten, aber jetzt ist ihr Mann auch arbeitslos geworden. Nun habe ich mich von meiner Familie ganz getrennt, weil das Rote Kreuz und kirchliche Organisationen für die Kinder besser sorgen, wenn der Vater nicht mehr da ist, als wenn er noch da ist. Dann sagen sie immer, der Vater kann für seine Familie sorgen, aber heute kann kein Vater mehr für seine Familie sorgen.“

E. Madsen, San Francisco, California:

„Ich werde dir mal erzählen, wie ich geschlafen habe, seit ich nach San Francisco gekommen bin. Die erste Nacht schlief ich in einem Güterwagen. Um Mitternacht etwa kroch ich hinein und schlief eine Stunde. Dann legte ich mich auf die andere Seite, um auch die mal ein bißchen zu wärmen, und schlief noch eine Stunde. Dann mußte ich auf und raus und um drei Häuserblocks herumlaufen, um mich wieder ein bißchen aufzuwärmen. Dann wurde der Bahnhof aufgemacht, und ich konnte mich da drin ein bißchen ausruhen. In der nächsten Nacht ging ich zu einem von den Plätzen, von denen mir die Jungens erzählt hatten. In das Gerichtsgebäude in der Kearney-Street. Zwischen 7.30 und 8 Uhr muß man da sein. Als ich in die Vorhalle kam, saß da schon ein großer Haufen von Männern. Um 8 Uhr riefen sie

uns auf und fragten uns nach unseren Namen, woher wir wären usw. Dann brachte uns der Fahrstuhl in das achte Stockwerk. Fünfzehn von uns ließen sie in einer Zelle, 10 : 12 Fuß groß, schlafen, wo eigentlich nur zwei Pritschen für Untersuchungsgefangene drin standen. Wir legten uns einer an den andern auf die glatte Erde, aber fünfzehn waren viel zuviel in der Zelle, und wir mußten in zwei Schichten liegen. Um 5 Uhr morgens mußten wir wieder raus. Dann wurde uns gesagt, daß man im Keller des Justizpalastes schlafen könne, das habe ich dann auch eine Weile getan. Aber schließlich wurde das verboten, weil die Beamten immer hinterher sauber machen mußten. Dann fand ich einen überdachten Lichthof, in den man hineinklettern mußte, aber das merkte der Portier und schloß den Lichthof zu. Schließlich machte ich mit ein paar anderen ein leeres Haus ausfindig, und wir hatten da ganz schöne Räume. Aber eines Nachts kam so eine Art Wachmann und trieb uns hinaus. Die nächste Nacht war alles zugengelockt; zwei von uns hatten noch ihren Mantel in dem Haus gelassen, den sie nicht hatten mitnehmen können, weil der Wachmann uns so schnell hinausgeworfen hatte. Dann kroch ich wieder mal in einen Eisenbahnwagen, ohne zu merken, daß es ein Kühlwagen war; als ich aufwachte, war ich beinahe erfroren. Dann hatte ich lange Zeit keinen Schlafplatz, weil mir immer die Polizei dazwischentkam. Schließlich fand ich einen Wasserbehälter auf einem leeren Grundstück; solange es nicht regnet, sitzt man da ganz schön drin. Wenn's regnet, sitzt man in einer Badewanne; als Schlafzimmer ist das ja nicht gerade sehr besonders. Mit Zeitungspapier und alten Linoleumstücken habe ich mir da ein ganz schönes Bett gemacht. Aber eines Nachts hatte der Eigentümer die Polizei auf uns gehetzt — ich hatte inzwischen in dem Wassertank Zuzug bekommen. Die Polizisten brachten uns auf die Wache und fragten uns nach Gott weiß was. Dann fragten sie uns, ob wir Lust hätten, ins Gefängnis gesteckt zu werden. Wir sagten: „Ja, große.“ Da ließen sie uns wieder laufen, den Gefallen wollten sie uns nicht tun. Nun schlafen wir wieder in dem Wassertank, wer weiß, wann

sie uns das nächste Mal hinauswerfen. Morgens stelle ich mich an die Suppenschlange, und wenn ich endlich meine Suppe habe, ist es bald wieder Zeit, sich für das Abendessen anzustellen. Ich glaube, ich werde nächstens furchtbar fromm werden, denn die eine Sekte gibt ein ganz gutes Abendessen. Schlimm, was? Aber was soll man tun in den schlechten Zeiten, man kommt sogar auf die Wiedertäufer. Nun, ewig wird das nicht so weitergehen; eines Tages wird schon einer kommen, der uns anführt, uns unser Recht mit Gewalt zu verschaffen.“

Harry Logan, Tucson, Arizona:

„Ich bin verheiratet. Zwei Jahre habe ich schon keine Arbeit mehr. Ausgenommen im Frühling 1931, wo ich in den Baumwollfeldern gearbeitet habe. Meine Frau und meine zwei Kinder sind jetzt nach Los Angeles gezogen, weil eins von den Kindern da 12 Dollar in der Woche verdienen kann. Davon leben sie. Ich bin längst in der Suppenschlange. Manchmal schlafe ich in Güterwagen, manchmal in einem leeren Haus. Eine Weile habe ich in der Müllabfuhr für die Stadt gearbeitet. Jeden Tag wühlten da fünfzig oder mehr Menschen in dem Müll herum, um alles auszugraben, was sich noch essen ließ. Alte Brotstücke, Kohlblätter, Fleischabfälle, und was man sonst noch Eßbares finden konnte. Aber das Beste nahmen sich ja die Müllarbeiter noch vorher raus, um es zu verkaufen. Und ich kann dir sagen, daß in vielen Städten viele, viele Familien sich bloß davon ernähren, was sie auf den Müllabladestellen finden.“

Verzweiflung in den Braunkohlengebieten

In den Kohlenfeldern von West-Virginia und Kentucky sind wenigstens 25.000 Kinder nicht weit vom Verhungern. Tausende können die Schule nicht besuchen, weil es unmöglich ist, barfuß durch den Schnee zur Schule zu gehen. Viele Familien, die von den Hauswirten aus ihren Wohnungen

vertrieben wurden, leben in Zelten. Tausende von kleinen Kindern haben noch nie Milch kennengelernt. Die Quäker und andere charitative Gesellschaften bemühen sich um die Notleidenden, aber das Geld ist knapp in diesen furchtbaren Zeiten.*)

Schlimmer als die Not ist der Terror in den Braunkohlengebieten. Eine Untersuchung der Zustände durch zwei von der Staatsregierung beauftragte Rechtsanwälte im Harlan-Bezirk, Kentucky, ergab, daß die Besitzer der Kohlengruben mit einer unerhörten Brutalität durch die lokalen Polizeikräfte die Versuche der Minenarbeiter unterdrücken, sich gegen Hungerlöhne und unmögliche Arbeitsbedingungen aufzulehnen. Der offizielle Bericht stellt unter Beweis, daß Minenarbeiter, die sich nicht unterwerfen wollten, gepeitscht, geschlagen und gequält worden sind. Sie sind, ohne daß Anklage gegen sie erhoben wurde, ins Gefängnis gesteckt und dort durch den „dritten Grad“ geschickt worden, der z. B. darin besteht, daß man die Arretierten mit einem Schraubenschlüssel über die Schienenbeine und über die Nierengegend schlägt, sie an ihren Hosenträgern aufhängt und so lange hängen läßt, bis sie ihr Bewußtsein verlieren. Andere Minenarbeiter sind nicht einmal arretiert worden; sie wurden von Polizisten und Privatwachleuten der Braunkohलगruben irgendwohin hinausgefahren und dort so lange geschlagen, bis sie zu allem bereit waren, was man von ihnen verlangte. Wenn das alles nichts nutzte, so wurden die Arbeiter wegen Mordes oder verbrecherischen Syndikalismus angeklagt. Der Bericht gibt Dutzende von solchen Fällen an.

Ein anderer Fall, der besondere Aufregung verursachte, ist folgender: Im Harlan-Bezirk wohnte eine Familie, Harry Appleman, die nicht zu den Bergarbeitern gehörte. Diese Leute entschlossen sich angesichts der furchtbaren Verhält-

*) Die in diesem Abschnitt mitgeteilten Tatsachen beruhen auf eigenen Erkundigungen, auf den Angaben des Buches der Dreiserschen Kommission „Harlan Miners speak“ New-York 1932 und Veröffentlichungen in „The Nation“ und „The New Republic“.

nisse unter den umwohnenden Bergarbeiterfamilien, erspartes Geld, für das sie sich ursprünglich ein neues Automobil hatten kaufen wollen, für die hungernden Arbeiter zu verwenden. Sie kauften eine Waggonladung Kohl, um ihn an die Arbeitslosen zu verteilen. Appleman wurde daraufhin wegen verbrecherischen Syndikalismus angeklagt. Als Frau Appleman sich erregt nach den Gründen für diese Anklage erkundigte, sagte ihr der Anwalt der Black Mountain Coal Corporation, daß ihr Mann sich nicht sehr beliebt gemacht hätte, weil er mit Kohl die Kinder der Bergarbeiter hätte füttern wollen, was der Gesellschaft nicht genehm sei. Offenbar halten die Kohlengesellschaften Hunger für die beste Waffe im „Klassenkampf“.

Eine Kommission von bekannten amerikanischen Intellektuellen, darunter z. B. Theodor Dreiser, hat die Kohlenfelder von Ost-Kentucky besucht. Diese Kommission berichtet, daß das Rote Kreuz seine Hauptaufgabe scheinbar darin sah, in den Harlan- und Bell-Bezirken den Streikbruch zu organisieren. Im Winter 1930/31 wurden die Löhne der Bergwerksarbeiter so herabgesetzt, daß die Familien davon nicht mehr leben konnten und das Rote Kreuz eingreifen mußte. Als die verzweifelten Arbeiter zu streiken begannen, zog sich das Rote Kreuz aus den Streikgebieten zurück. Das Komitee berichtet weiter: Wenn ein verhungelter Arbeiter benachbarter Gebiete um Unterstützung bat, so wurde ihm gesagt, daß er sofort Arbeit in einem bestreikten anderen Bergwerk haben könne. Man versprach ihm sogar, ihn zu unterstützen, falls der Lohn nicht zum Unterhalt der Familie ausreichte. Nahm er diese Arbeit, die ihn zum Streikbrecher gemacht hätte, nicht an, so erhielt er fortan keinen Pfennig Unterstützung mehr.

Als in Los Angeles eine große Sympathie-Kundgebung für die streikenden Kentuckyarbeiter abgehalten werden sollte, wurden die 15.000 Menschen, die sich in einem großen Saal versammelt hatten, von der Polizei mit Gummiknüppeln und Gasbomben auseinandergetrieben. Die Polizei ging so brutal vor, daß sich kirchliche Organisationen bei dem

Bürgermeister beschwerten. Der Bürgermeister wies diese Beschwerde zurück, weil er keinen Grund hätte, eine Organisation zu verteidigen, die offenbar regierungsfeindlich sei. Er wurde aber eines besseren belehrt, als die Mehrheit im Stadtrat sich gegen ihn erklärte. Wie muß die Polizei sich benommen haben, um konservative kirchliche Behörden so weit in Harnisch zu bringen, daß sie sich für nach Kommunismus riechende Versammlungen einsetzten.

Die Lebens- und Wohnverhältnisse in den Dörfern der Braunkohlenarbeiter sind entsetzlich. Die Arbeiter hausen in halbverfallenen Hütten. Es gibt kein Licht, kein Wasser, kein Essen, keine Kleider.

Die Untersuchungskommission berichtet folgenden typischen Fall von den elenden Verhältnissen, unter denen die Masse der Arbeiter lebt: In der Wohnung dieses Arbeiters, einer ehemaligen Garage, klafften breite Risse in den Außenwänden, ein paar umgedrehte Blechkanister und ein paar alte Kisten bildeten die ganze Einrichtung. In der Küche standen ein wackliger Ofen und ein Tisch aus zwei Brettern auf Kisten, im Schlafzimmer ein uraltes Bett, das von dicken Stricken kaum zusammengehalten wurde. Darin schliefen Mutter, Vater und zwei Kinder. Die Kleider konnten nicht mehr gewaschen werden, weil kein Geld da war, Seife zu kaufen. Mit dem Fett, aus welchem sie sich früher selbst Seife bereitet hatten, kochten sie jetzt ihr dürftiges Essen. Der Mann war entlassen worden, weil er an einer Versammlung der radikalen National Miners Union teilgenommen hatte. Außerdem wurden ihm die Möbel fortgenommen, auf welche er noch einige Ratenzahlungen zu leisten hatte. Der Möbelhändler war zu dieser Maßnahme durch den Beauftragten der Bergwerksgesellschaft veranlaßt worden. Man überließ die Familie ohne Haus, Möbel oder Geld ihrem Schicksal. Schließlich kam sie in jener verlassenen Garage unter. Die Frau fand für eine Weile Arbeit in der Notstandsküche, welche für die Arbeitslosen von der „Workers International Relief“ eingerichtet worden war. Am 30. Juli 1931 brach eine Schar von angetrunkenen Polizisten in die Küche

ein, tötete zwei Leute und verwundete einen dritten. Am folgenden Tage wurde dem Arbeiter nachgestellt, er mußte für sein Leben fürchten und floh für eine Weile nach Tennessee. Er wurde auf die schwarze Liste der Unternehmer gesetzt, weil seine Frau für die Workers International Relief gekocht hatte. Er konnte nur noch in den kleinsten und schlechtesten Bergwerken Arbeit finden, wo die Arbeiter nur mit sogenannten Gutscheinen an Stelle von Geld bezahlt wurden und außerdem noch monatelang auf ihren Lohn warten mußten. Jeden Morgen holte die Frau des Bergwerksarbeiters einen Gutschein vom Minenbüro, um in den Geschäften das Notdürftigste zu kaufen. Zuweilen verdienten zwei Männer am Tag nicht mehr als 1 Dollar. Die Bergwerksarbeiter sind längst außerstande, ihren Kindern Milch zu kaufen; sie betrachten Milch als eine Art von Arznei, die den Kindern nur in ganz verzweifelten Fällen gewährt werden kann.

Jeder, der die verzweifelte Sache der Bergarbeiter zu seiner eigenen macht, verschwindet in kurzer Zeit im Gefängnis und kann sicher sein, wegen Atheismus, verbrecherischen Syndikalismus oder sonstiger konstruierter „Verbrechen“ verurteilt zu werden.

Die Tatsache, daß die von den Gesellschaften bezahlten Löhne weit unterhalb des dürftigsten Existenzminimums liegen, wird von den Beamten in den Bezirken selbst nicht bestritten. Ebenso wenig die Tatsache, daß das Rote Kreuz als Streikbruchorganisation auftritt, ebenso wenig die Tatsache, daß jeder Arbeiter endgültig sein Testament machen kann, wenn er wagt, in eine Gewerkschaft einzutreten, und ebenso wenig, daß die Braunkohlenarbeiter von „weniger leben können, als irgendwelche Leute sonst in der Welt“.

Als die National Miners Union die Braunkohlenarbeiter zu einer großen Versammlung einberief, um endlich zu versuchen, eine starke Organisation zu bilden, wurden zwei Kompagnien Nationalgarde in das Braunkohlengebiet geschickt, um die berechtigten Forderungen der Arbeiter zu unterdrücken. Anfang 1932 wurden in New-York für die

hungernden Kentuckyarbeiter Nahrungsmittel und Kleider gesammelt, eine Anzahl von Lastautos damit beladen und in die Notgebiete geschickt. An der Staatsgrenze wurden die Autos angehalten und ihre Führer und Begleiter wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses arretiert und wieder über ihre Staatsgrenze abgeschoben. Ob die gesammelten Nahrungsmittel und Kleider die Bedürftigen je erreichten, ist nicht bekannt.

Im März 1932 machten sich zweihundert Universitätsstudenten auf, um die Zustände in den Braunkohlengebieten von Kentucky vorurteilslos und unmittelbar zu untersuchen. Bewaffnete Polizisten ließen sie nicht einmal über die Kentuckygrenze; sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Es ist ebenso unverständlich wie ungewöhnlich, Angehörigen eines amerikanischen Staates den Eintritt zu anderen amerikanischen Staaten mit mehr oder weniger sanfter Gewalt unmöglich zu machen. Die Grubenbesitzer mit der Polizei auf der einen Seite und die Minenarbeiter auf der anderen Seite liegen in einer Art von stillem Bürgerkrieg gegeneinander, in dem alle Mittel recht sind: man läßt die Arbeiterfamilien mit ihren Kindern nicht nur verhungern, sondern hält anscheinend auch alle ihnen von außen gespendeten Nahrungsmittel oder Kleidungsstücke zurück. Das Rote Kreuz weigert sich, die Minenarbeiter zu unterstützen, wenn sie streiken. Aber selbst der normale Lohn der Minenarbeiter ist nicht hoch genug, ihnen den Lebensunterhalt zu gewährleisten.

★

Soviel über die Zustände in den Braunkohlengebieten in Kentucky und West-Virginia.

Ein paar Ziffern rund um die Arbeitslosigkeit

Das meiste von dem, was bei uns seit Jahren über Amerika erzählt wird, gehört ins Reich der frommen Sage. Es folgen eine Reihe von Zahlen ohne systematische Absicht.

Man kann nur Stichproben mitteilen, denn zusammenfassende Statistiken über Unterstützungssätze usw. gibt es nicht.

Man schätzt, daß es in den USA etwa 33 Millionen Arbeiter gibt. Selbst in den Zeiten der Hochkonjunktur, als bei uns dicke Bücher über das „Wirtschaftswunder“ Amerika erschienen, betrug der Lohn der großen Masse amerikanischer Arbeiter wenig über 25 Dollar in der Woche.

Nach den Berechnungen von Nationalökonomern der Universität New-York betrug im Jahre 1926, also mitten in der Prosperität, das mittlere Jahreseinkommen eines vollbeschäftigten amerikanischen Arbeiters 1799 Dollar, in der Woche also 34,59 Dollar. Wenn man das Einkommen der höchstbezahlten Arbeiter (10 v. H. der Gesamtzahl) bei der Berechnung des Durchschnittseinkommens nicht mit berücksichtigt, so ergab sich für 1926 nur ein Durchschnittseinkommen von 1341 Dollar, also für die Woche 25,79 Dollar.

★

Für 1930 gab das United States Bureau of Labor Statistics (U.S. Amt für Arbeitsstatistik) als untere Grenze der Unterhaltungskosten einer Familie im Jahre 2024 Dollar (in den billigen Gegenden) bzw. 2468 Dollar (in den teuersten Gegenden, z. B. in San Francisco) an. Auf die Woche umgerechnet ergeben sich 38,92 bzw. 47,46 Dollar. Gemessen an den Angaben der amerikanischen Staatsbehörden also verdiente selbst in den glorreichen legendären Zeiten der Prosperity die Masse der amerikanischen Arbeiter ein gut Teil weniger, als das theoretische, offizielle Unterhaltsminimum für eine Familie betrug.

Charitative Organisationen, die gewiß nicht gewohnt sind, die Lebenskosten einer Familie zu hoch anzusetzen, gaben für den Winter 1931/32 als den untersten möglichen Wochenetat einer Familie in New-York 25 Dollar an. Also schon in der Prosperität, als ja das Preisniveau noch wesentlich höher lag als 1931/32, befand sich der weitaus größte Teil der amerikanischen Arbeiterschaft an der unteren möglichen Grenze der Lebenshaltung. Es ist ihm also entgegen der bei uns land-

läufigen Meinung auch in den Prosperitätsjahren nicht möglich gewesen, in wesentlichem Umfang Ersparnisse zu machen.

★

Als Beleg dafür, daß auch beschäftigte und gut bezahlte amerikanische Arbeiter trotz der uns sehr hoch erscheinenden Wochenlöhne keine allzu großen Sprünge machen können, teile ich Zahlen mit, die mir von der Chrysler Industrial Association, Detroit, der Unterstützungs- und Hilfsorganisation der Arbeiterschaft des Chrysler-Konzerns, zur Verfügung gestellt worden sind. Unter den vielen mir genannten Fällen wählte ich einen besonders typischen aus. Der Arbeiter G. W. F., verheiratet, drei Kinder, erhält einen Wochenlohn von 30,61 Dollar bzw. einen Monatslohn von 132,64 Dollar.

Die Visiting House Keeper Association der genannten Hilfsorganisation gibt für eine Familie von fünf Köpfen als Minimumbudget in Detroit folgende Zahlen an:

Essen und Trinken	46,74 \$
Kleider, Schuhe, Wäsche usw.	26,53 \$
Miete	36,50 \$
Gebrauchsgegenstände	8,04 \$
Licht und Heizung	12,51 \$

(Die Winterheizungskosten auf die einzelnen Monate umgelegt)

Sonstiges	7,58 \$
---------------------	---------

Zusammen im Monat also: 137,90 \$

Wenn also keine besonderen Zwischenfälle eintreten, niemand krank wird oder keine größere Anschaffungen notwendig werden, so kann ein nach unseren Begriffen noch sehr gut bezahlter Detroiter Arbeiter mit seinem Lohn gerade knapp auskommen. Berücksichtigt man aber, daß, wie in dem vorliegenden Fall, der Arbeiter im ganzen Jahr 1931 nur 24 Wochen Arbeit gehabt hat, so hat also das Durchschnittsmonatseinkommen praktisch weniger als die Hälfte von 132,64 Dollar betragen.

★

Um das wahre Durchschnittseinkommen des amerikanischen Arbeiters für 1931/32 zu berechnen, muß man die Arbeitslosen und die Kurzarbeiter ebenso mit berücksichtigen wie die voll beschäftigten Arbeiter, weil ja der einzelne Mensch sich dauernd bald in der einen, bald in der anderen Gruppe befindet. Der Berechnung zugrunde gelegt werden soll ein sehr hoch gerechneter Wochenlohn von 30 Dollar (denn auch die voll Arbeitslosen erhalten ja bis zu einer gewissen Grenze Unterstützungen). Wie später noch zu begründen sein wird, gab es an der Wende 1931/32 allermindestens 11 Millionen voll Arbeitslose (wahrscheinlich sogar 12 bis 13 Millionen), dazu kommen weitere 11 Millionen Kurzarbeiter (drei Tage in der Woche als Regel angenommen) und weitere 11 Millionen voll beschäftigte Arbeiter. Die 11 Millionen voll beschäftigten Arbeiter verdienen

also330.000.000 \$
in der Woche. Die 11 Millionen halb beschäftigten Arbeiter165.000.000 \$
die Arbeitslosen verdienen	0 \$
insgesamt also	<u>.495.000.000 \$</u>

Auf den einzelnen amerikanischen Arbeiter entfällt also ein Betrag von 15 Dollar als Durchschnittswochenlohn, mit anderen Worten: das Durchschnittseinkommen des amerikanischen Arbeiters 1931/32 lag also mindestens 40 v. H. unterhalb des Existenzminimums.

★

The New York Association for Improving the Conditions of the Poor gibt an, daß sechs von zehn New-Yorker Kindern an starker Unterernährung leiden und sich langsam dem Verhungern nähern. Selbst in dem noch guten Jahr 1929 waren nach den Angaben dieser Gesellschaft 18,7 v. H. aller untersuchten Kinder stark unterernährt. 1930 erhöhte sich der Anteil auf 25,9 v. H., 1931 wie gesagt auf 60 v. H.

Das Welfare Council of New-York-City gibt an, daß in der Stadt New-York 250.000 Familien hungern, von denen

nur 100.000 Familien in irgendeiner Form eine Unterstützung erhalten. Die Anzahl der bedürftigen Personen wird auf eine Million angegeben. Anfang April 1932 teilte Frank J. Taylor, der Leiter der öffentlichen Wohlfahrt von New-York, dem Bürgermeister Walker mit, daß nach der Meinung städtischer und privater Hilfsorganisationen „Hunderte und Tausende von New-Yorker Bürgern während des Sommers und des Herbstes 1932 verhungern werden, falls die Stadt keine Gelder zur Unterstützung der Bedürftigen flüssig macht“. Der Brief fährt fort, daß es niemals in der ganzen Geschichte der Stadt New-York „soviel Armut und Elend gegeben hat, das der öffentlichen Wohlfahrt zur Last fällt. Niemals haben so viele Familien das Ende all ihrer Hilfsmittel erreicht. Niemals sind so viele aus ihren Wohnungen ausgewiesen worden, niemals hat es so viele durch Unterernährung verursachte Krankheiten gegeben, ja niemals hat eine solche Hungersnot geherrscht wie jetzt.“ Die Stadt New-York und das Emergency Unemployment Relief Committee haben im Winter 1931 etwa 30.500.000 Dollar zur Unterstützung Notleidender gesammelt und bis Ende April 1932 annähernd ausgegeben. (Auf jeden Bedürftigen entfielen also für den ganzen Winter ganze 30 Dollar!) Sehr fett können die Bedürftigen dabei nicht geworden sein. Nach den Berechnungen von Frank J. Taylor müßten bis zum 1. Juni weitere 20 Millionen Dollar verfügbar sein, um bis zum November 1932 das größte Elend zu lindern.

In Chicago waren die im Jahre 1931 gesammelten Gelder im Februar 1932 verbraucht. Nach vielem Hin und Her wurden weitere 15 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt. Die Wohlfahrts-Verwaltung für Groß-Chicago gibt gegenwärtig 3 Millionen Dollar aus. Die 15 Millionen werden also, falls die Bedürftigkeit nicht abnimmt, höchstens bis zum Juli 1932 reichen. Es besteht keine Aussicht, daß Chicago noch einmal in diesem Jahre vom Staat Zuschüsse erhält. Nimmt man als Existenz-Minimum einer Familie pro Woche die von der Charity Organization Society errechneten 25 Dollar an, so wären zum Unterhalt der Arbeitslosen in

Groß-Chicago für 1932 insgesamt 130 Millionen Dollar erforderlich; vorläufig sind nur die erwähnten 15 vorhanden.

Die Stadtverwaltung von Chicago ist schon seit langer Zeit praktisch zahlungsunfähig. Dies liegt an früheren riesigen Unterschlagungen einer einflußreichen Clique von Politikern und außerdem heute an einem unverblünten Steuerstreik der reichsten Bürger der Stadt. Im Mai 1932 waren erst 68 v. H. der Steuern für 1929 wirklich bezahlt. Die reichen Wohngegenden von Chicago und Umgegend erreichten viel niedrigere Prozentsätze als dieser Durchschnittssatz: Winnetka nur 43 v. H., Wilmette nur 38 v. H., Kenilworth 32 v. H., Glencoe nur 28 v. H. Das nimmt nicht wunder, wenn man hört, daß die reichsten Chicagoer Bürger aus ihrer Grundbesitzsteuer für 1929 Beträge schuldig sind wie 25.142 Dollar (MacChesney), 56.303 Dollar (Bass), 36.003 Dollar (Wolbach), 15.938 Dollar (High), was der Bürgermeister Cermak von Chicago vor kurzem veröffentlicht hat. R. McCormick, Verleger und Hauptbesitzer der Chicagoer „Tribune“ gibt sein Mobiliar-Vermögen mit 25.250 Dollar an, worauf er ganze 1515 Dollar Steuern bezahlt; der mehrfache Millionär Strawn, Vorstand der U. S. Handelskammer, bezahlt 120 Dollar Steuern auf sein Mobiliar-Vermögen, Louis Florsheim, Vorstand der großen Florsheim-Schuh-Gesellschaft bezahlt 90 Dollar usw. usw.

★

In Moline, Illinois hatte nach einem Bericht des Illinois-Department of Labor die Beschäftigung vom 15. Dezember 1929 bis zum 15. November 1931 um 74,4 v. H. abgenommen. In der gleichen Zeit waren die insgesamt ausgezahlten Löhne um 84,5 v. H. gefallen. Der durchschnittliche Wochenlohn betrug Dezember 1930 noch 24,71 Dollar, im Dezember 1931 war er auf 18,22 Dollar gesunken, im Februar 1932 schon auf 16,10 Dollar.

★

Das Städtchen Donora, Washington County, südlich von Pittsburgh, hat eine Bevölkerung von etwa 14.000 Menschen.

Das größte Werk in der Stadt, die American Steel and Wire Company, eine Tochtergesellschaft der U. S. Steel, beschäftigt in normalen Zeiten 4 500 Leute. Von diesen arbeiteten Anfang 1932 noch 277 regelmäßig, weitere 2 500 verrichteten Notstandsarbeiten für 3,50 Dollar in der Woche. Wovon die übrigen mehr als 2 000 Arbeiter und ihre Familien leben, ist unbekannt. Im Februar 1932 stiftete die Gesellschaft 2 000 Dollar, im März 4 000 Dollar für ihre früheren, jetzt arbeitslosen Angestellten. Nach Angaben von Wohlfahrtsbeamten aus Donora erhält eine bedürftige Familie im Durchschnitt 7,42 Dollar im Monat. Im Oktober 1931 waren 7 000 Dollar gesammelt worden, die im März 1932 verbraucht waren. In diesem selben Städtchen hat Anfang 1932 die Gesellschaft eine neue Produktionsanlage fertiggestellt, die 6 Millionen Dollar Kosten verursacht hat. Während früher die Werke 4 500 Arbeiter beschäftigten, wird die neue Anlage trotz mehrfach gesteigerter Produktionsmenge nur noch 3 000 Arbeitern Beschäftigung geben.

*

In Philadelphia mußten im Dezember 1930 nach den Angaben des dortigen Unemployment Relief Committee über 6 000 Familien unterstützt werden,

im April 1931	waren es schon über 24.000
„ September	„ 28.000
„ November	„ 35.000
„ Dezember	„ 47.000
„ Januar 1932	„ 55.000
Anfang März 1932	„ 57.000.

Jede dieser vollkommen mittellosen Familien bekommt im Durchschnitt in der Woche als einzige Unterstützung Anweisungen auf Lebensmittel im Werte von etwa 4 Dollar, wovon eine Familie von durchschnittlich fünf Köpfen sich voll unterhalten muß.

Nach Angaben einer Philadelphiaer Zeitung haben 1 800 Polizisten Spezialunterricht in der Unterdrückung von

Arbeitslosenunruhen und im Gebrauch der Gaswaffe erhalten. Die Zeitung gibt an, daß diese 1800 Polizisten „ihre Geschicklichkeit in jedem Moment beweisen können, daß sie auf alles gerüstet seien, besonders in harten Zeiten“. Die Stadtverwaltung von Philadelphia ist nahe an der Zahlungsunfähigkeit.

★

Besonders schlimm sind die Verhältnisse in und um Pittsburgh in Pennsylvania, der Heimat der amerikanischen Schwerindustrie.

Im Fayette County, südlich von Pittsburgh, erhielten bedürftige Personen im Durchschnitt nur 27 Cents pro Woche.

In Youngstown, Ohio, nordwestlich von Pittsburgh, erhält jede bedürftige Familie 1,50 Dollar für die Woche, doch haben zahlreiche Stichproben ergeben, daß eine große Anzahl von Familien von vier und fünf Köpfen mit nur einem Dollar in der Woche auskommen müssen.

In Johnstown, Cambria County, östlich von Pittsburgh, wo 87 Banken bankrott gegangen sind (nur die von Mellon kontrollierten Banken blieben bestehen), sind 19.000 Kohlen- und Stahlarbeiter mittellos. Hier erhalten Ehepaare 3 Dollar in der Woche und 50 cents für jedes Kind extra. Johnstown ist der Sitz der Bethlehem-Steel-Werke, 75 bis 90 v. H. der Arbeitslosen sind frühere Bethlehem-Steel-Arbeiter, die Bethlehem Steel Company hat nur 25.000 Dollar zu dem Unterstützungsfonds der Arbeitslosen zugeschossen. Der Zuschuß der Gesellschaft reicht also nicht einmal aus, um die Arbeitslosen eine halbe Woche lang zu unterhalten. Der Präsident der Bethlehem Steel Works, Charles Schwab, einer der reichsten Leute Amerikas, hat, soweit bekannt, bisher nichts zur Unterstützung der Arbeitslosen in Johnstown beigetragen.

In Monessen, Westmoreland County, südlich von Pittsburgh, einer Stadt von 20.000 Einwohnern, bewegen sich die Unterstützungssätze für eine Familie zwischen fünf und zehn Dollar im Monat. Diese werden in der Form von Anweisungen auf Lebensmittel ausgezahlt. Außerdem erhalten die Arbeits-

losen zuweilen von einigen ortsansässigen Firmen Kohlen und gebrauchte Kleider. Anfang 1932 wurden in Monessen 400 Familien unterstützt, was pro Monat 1500 Dollar Kosten verursachte. Im letzten Herbst wurden 10.000 Dollar gesammelt, die jedoch nicht alle für die Arbeitslosen verwandt worden sind. Das Geld war Anfang 1932 aufgebraucht, weitere 6000 Dollar sollten gesammelt werden. Die American Sheet and Tinplate Company, eine Tochtergesellschaft der U. S. Steel, steuerte nichts zu der Sammlung bei. Andere in der Stadt ansässige Unternehmen gaben 1500 Dollar und 100 Tonnen Kohlen, 500 und 600 Dollar. Es wird bald unmöglich sein, noch weitere Beträge zu sammeln; wovon die Arbeitslosen dann leben sollen, ist buchstäblich ein Rätsel.

★

In Benton, Illinois, südöstlich von St. Louis, einem Kohlenbezirk, von dem aus u. a. Chicago versorgt wird, erhielt Mauritz A. Hallgren (dessen sehr instruktiver Artikelreihe in „The Nation“ eine Reihe von den hier wiedergegebenen Angaben entnommen ist) von einem Mitglied der Wohlfahrtsbehörde über die lokalen Verhältnisse folgende Auskunft:

„Wenigstens 2000 Kinder haben seit einem Jahr keine Milch mehr gesehen. Benton hat etwa 10.000 Einwohner, 400 Familien werden versorgt, die Durchschnittsausgaben für eine Familie in der Woche sind 1,30 Dollar. Familien von Kriegsteilnehmern, die durch das Rote Kreuz unterstützt werden, erhalten drei Dollar für die Woche. April 1932 waren 600 Tuberkulosekranke gemeldet. Alle Unterstützungsfonds sind leer, Sammlungen für die Bedürftigen ergeben von Woche zu Woche weniger.“

In Orient, Illinois, bei Benton, wo das größte Bergwerk der Welt gelegen ist, sind 40 v. H. der Bergarbeiter voll arbeitslos, der Rest wird nur an drei Tagen der Woche beschäftigt. In Orient gibt es überhaupt keine Organisation zur Unterstützung von Mittellosen.

In Coello, einem Dorf von 1350 Einwohner hatten zwei

Leute Arbeit. Hier gibt es 112 mittellose Familien. Im November 1931 hat der Staat Illinois 700 Dollar gestiftet, die in zehn Wochen verbraucht waren. Ab und zu kommt das Rote Kreuz oder eine andere Hilfsorganisation in den Ort und verteilt Lebensmittel, die ein paar Tage reichen. Im wesentlichen werden die Einwohner von zwei Geschäften unterhalten, von denen das eine dem Bürgermeister gehört. Die Bewohner der Stadt schulden den beiden Geschäften 4000 bzw. 8000 Dollar, die selbstverständlich nicht einzukassieren sind. Ähnlich wie in diesem Ort liegen die Verhältnisse in allen anderen Städtchen und Dörfern im Williamson County.

★

In Rock Island, Illinois, westlich von Chicago an der Grenze zwischen Illinois und Iowa, fiel 1931 gegen 1930 die Beschäftigungsziffer um 43,6 v. H., die insgesamt gezahlten Löhne fielen sogar um 52 v. H. Der Durchschnittswochenlohn betrug 1930 im Dezember 25,67 Dollar, im Dezember 1931 betrug er 20,93 Dollar (— 18,5 v. H.)

In Rock Island und den Nachbarstädten Davenport, Moline und Silvis ist die Unterstützung der Arbeitslosen vorbildlich organisiert, helfen große Gesellschaften wie die International Harvester Co durch „auf Lager“ Arbeit; trotzdem sind die Gemeinden am Ende ihrer Kraft und eine Weiterführung der öffentlichen Wohlfahrt erscheint aufs schwerste gefährdet, da neue Mittel immer schwerer aufzutreiben sind.

Im Herbst 1931 erging ein Aufruf in den Gebieten der Stahlindustrie von Pittsburgh und des Allegheny County, 6 Millionen Dollar für die Arbeitslosen zu sammeln. Nach Angaben der Wohlfahrtsbeamten wären mindestens 15 Millionen Dollar für diesen Welfare Fund nötig gewesen. Die von Mellon kontrollierten Pittsburgher Gesellschaften steuerten 440.000 Dollar bei, die Philadelphia Company stiftete 125.000 Dollar, Westing House 200.000 Dollar. Die U. S. Steel Corporation stiftete 100.000 Dollar.

Sieht man sich den Abschluß der U. S. Steel für das Jahr 1931 an, so wird die Tatsache, daß die Gesellschaft ganze

100.000 Dollar zur Unterstützung der Arbeitslosen gestiftet hat, recht unverständlich. Auf die Aktien der U. S. Steel wurden für das Jahr 1931

25.200.000 \$ Vorzugsdividenden und

36.900.000 \$ Stammdividenden

62.100.000 \$ ausgezahlt. (Im Vorjahr 25.200.000 \$

bzw. 60.300.000 \$

85.500.000 \$

Da die Bilanz des Konzerns eigentlich mit einem Verlust von 6,3 Millionen Dollar abschloß (wenn man die außerordentlichen einmaligen Einnahmen im Jahre 1931 nicht berücksichtigt), so mußten die Dividenden von den aus den früheren Jahren vorhandenen Überschüssen bezahlt werden. Nach dem Abzug dieser Dividendenzahlungen verbleibt dem Konzern immer noch ein in Reserve stehendes Überschußkapital von 421.800.000 Dollar. Als Reservefonds wird außerdem noch ein Kapital von 91.700.000 Dollar ausgewiesen. Angesichts der ausgeschütteten Dividenden von insgesamt 62,1 Millionen Dollar, angesichts des nach der Ausschüttung noch vorhandenen Überschusses von 421,8 Millionen Dollar erscheint der Betrag von 0,1 Millionen Dollar, welchen der Konzern zur Unterstützung der Arbeitslosen in Pittsburgh beigetragen hat, lächerlich gering.

Man muß weiter berücksichtigen, daß die U. S. Steel im Jahre 1931 an Löhnen nur noch 266.900.000 Dollar gegenüber 391.300.000 Dollar im Jahre 1930 ausgeworfen hat. Zum 15. Mai 1932 haben die U. S. Steel Löhne und Gehälter weiter um 15 v. H. herabgesetzt.

Im Durchschnitt beschäftigt wurden 203.674 Personen im Jahre 1931 gegen 211.055 im Vorjahr. Diese Zahl gibt insofern aber ein falsches Bild, als von den 203.674 als beschäftigt angegebenen Personen im Durchschnitt nur noch 53.619 Personen voll beschäftigt wurden, der Rest in Kurzarbeit (zwei bis drei Tage in der Woche).

1932 haben die United States Steel ihre vierteljährlichen Dividendenzahlungen übrigens eingestellt.

Der Schlußtermin für die Sammlung zum Welfarefund in Pittsburgh und Umgegend mußte mehrere Male hinausgeschoben werden, da die veranschlagten sechs Millionen Dollar nicht zusammenkommen wollten. Schließlich blieb der ohnehin nahezu bankrotten Stadtverwaltung nichts weiter übrig, als 500.000 Dollar zuzuschießen, um den Betrag von sechs Millionen vollzumachen.

★

Der Preis für Brot stieg von 1913 bis 1927 um 35 v. H. In den Jahren von 1922 bis 1929 betrug der Durchschnittspreis für Brot 9,1 cents. 1931/32 kostete ein Pfund Brot immer noch gegen 9 cents. Abgesehen von Detroit, wo die Brotpreise von 9 auf 8 cents zurückgingen und einigen anderen abgelegenen Plätzen, haben sich die Brotpreise seit den Tagen der Prosperität kaum verändert. Nach Angaben des United States Bureau of Labor Statistics ist in einigen Städten der Brotpreis sogar leicht erhöht worden. Verglichen mit den Jahren der Prosperität erhält der Farmer für seinen Weizen nur noch ein Viertel bis ein Drittel der Prosperitätspreise, der Brotpreis blieb indessen seit den Tagen der Prosperität so gut wie unverändert.

Die großen Brotkonzerne verkaufen Brot und Brötchen an Heer und Marine für 4 bis 5 cents das Pfund. In abgelegenen kleinen Städten verkaufen unabhängige Bäcker das Brot für 5 bis 6 cents das Pfund. Offenbar können sowohl die großen Konzerne als auch die kleinen Bäcker bei diesen Preisen, die etwa 50 bis 70 v. H. der sonst üblichen ausmachen, gut existieren.

Die Purity Bakeries Corporation beschäftigt in 54 Großbäckereien etwa 5500 Arbeiter, die Continental Baking Corporation in 99 Großbäckereien in 72 Städten 12.000 Arbeiter, die General Baking Company beschäftigt 6700 Arbeiter in 60 Großbäckereien. Die Anzahl der Arbeiter in diesen Betrieben geht ständig zurück, da die Brotbäckerei in steigendem Maße maschinisiert wird. 30 bis 40 v. H. der noch vor wenigen Jahren beschäftigten Arbeiter sind heut

durch Maschinen ersetzt. In der Zeit von 1926 bis 1931 sind die Löhne in den verschiedenen Bäckerei-Konzernen zwei- bis sechsmal heruntergesetzt worden. Die Löhne für Bäckereiarbeiter betrugen 1931/32 nur noch etwa 55 bis 70 v. H. der Löhne von 1924/25.

★

1931 sind 2 290 amerikanische Banken bankrott gegangen. Dadurch sind insgesamt 1.759.448.000 Dollar teils ganz, teils zum Teil verloren gegangen, teils auf unabsehbare Zeit den Konteninhabern entzogen. Der weitaus größte Teil dieser 1,76 Milliarden setzt sich aus den Spareinlagen kleiner Leute zusammen, da die zusammengebrochenen Banken vorwiegend kleinere Provinz- und Stadtbanken waren.

★

Es sei versucht, die Anzahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten auf Grund haltbarer Daten zu errechnen.

Wie schon oben gesagt, gibt es in den Vereinigten Staaten 33 Millionen Gehalts- und Lohnempfänger. Nach den Angaben der American Federation of Labor, die auf den Ziffern der U. S. Census of Unemployment beruhen, betrug im Jahre 1928 die Arbeitslosenziffer unter der Industriearbeiterschaft 2.700.000. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Gesamtarbeitslosenzahl für dieses Jahr mit 4.000.000 ansetzt, da auch unter den landwirtschaftlichen Arbeitern, den städtischen Angestellten, den Baumwoll-, Weizen- und anderen Farmern in ähnlichem Umfang Beschäftigungslosigkeit herrschte. Von den 33 Millionen beschäftigten Arbeitern hatten also 1928 noch 29 Millionen Arbeit; bis Ende 1931 hat sich diese Zahl nach Angaben des U. S. Department of Labor um weitere 28 v. H. gesenkt, d. h. um weitere 8.120.000. Zu diesen rund 8 Millionen treten die 1928 schon arbeitslos gewesenen 4 Millionen. Will man jetzt die Zahl der Arbeitslosen für den Beginn des Jahres 1932 feststellen, so muß man noch die etwa 500.000 jungen Menschen berücksichtigen, die in jedem Jahr von den Schulen auf dem Arbeitsmarkt

erscheinen. Also selbst nach vorsichtigen Schätzungen kann als wahrscheinliche Ziffer für die Arbeitslosigkeit in den USA für den Frühling 1932 12 bis 13 Millionen angegeben werden.

Nach Angaben der A. F. o. L. ist die Zahl der Kurzarbeiter ungefähr gleich der Zahl der Arbeitslosen. Nimmt man weiter an, daß auf jeden Arbeitsfähigen nur eine Person kommt, die er außer sich unterhalten muß, so ergibt sich, daß im Frühjahr 1932 sicher 40 bis 50 Millionen Menschen in den USA mehr oder weniger notleidend waren, d. h. jeder dritte Amerikaner, wenn die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten mit 122.000.000 Einwohnern angenommen wird.

★

Obwohl die Zahl der Arbeitslosen ständig steigt, erhöhen manche Industrien die Zahl der von den Arbeitern täglich verlangten Arbeitsstunden. Es gibt in der Textilindustrie z. B. in wachsendem Umfang Betriebe, in welchen die Arbeitszeit 10 bis 12 Stunden am Tag beträgt.

★

Um der Überproduktion in Baumwolle zu steuern, empfahl die Bundes-Farm-Behörde, in den Baumwollfeldern bei der vorjährigen vorzüglichen Ernte jede dritte Reihe von Baumwollpflanzen nicht zu pflücken, um so ein Drittel der gesamten Ernte durch Vernichtung vom Markt fernzuhalten. Wenn die Farmer dieser Empfehlung gefolgt wären — sie haben es nur in wenigen Fällen getan, weil der einzelne, vor allem der Pächter, gerade bei niedrigen Baumwollpreisen eine möglichst große Ernte erzielen muß, um existieren zu können — so wären 4 Millionen Ballen Baumwolle vernichtet worden.

★

Viele Farmer in Kanada und in den Staaten haben ihren Weizen nicht abgemäht, weil es sich nicht lohnte. Während Tausende von Arbeitslosen in den nahebei gelegenen Städt-

chen zweimal am Tag stundenlang um eine dürftige Mahlzeit aus der Suppenküche anstehen mußten.

★

In der Okanagan-Valley, dem fruchtbaren Obstgebiet im Süden British Columbias wurde Ende 1931 ein großer Teil der schönen großen roten Okanagan-Äpfel nicht mehr verpackt, sondern lose wie Kartoffeln in Eisenbahnwaggons geschüttet, weil die Verpackung sich nur noch für ganz besonders hochwertige Äpfel lohnte. Da die meisten dieser nicht gut genug verpackten Äpfel sich nicht verkaufen ließen, mußten die in Waggons abgefahrenen Äpfel nach zwei bis drei Wochen weggeworfen werden.

★

Es folgen eine Reihe von Angaben, die aus Kreisen der Workers International Relief stammen. Da dies eine radikal links gerichtete Organisation ist, so gebe ich die folgenden Angaben nur unter Vorbehalt wieder, obwohl ich nach Stichproben keinen Grund habe, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln.

Die Behörden des Staates New-York mußten die Lokalbehörden auffordern, die Verunreinigung der Flüsse durch Milch zu verhindern, da die Fische an der ins Wasser geschütteten Milch stürben. Wenn schon der Preis für Milch gehalten werden soll, so braucht ja dies gerade nicht auf Kosten der Fischerei-Besitzer zu geschehen. (In der Stadt New-York sind von 10 Kindern 6 gefährlich unterernährt.)

★

In Katchikan Bay in Alaska wurden 40.000 Büchsen Lachs vernichtet.

★

In Oakland, California schüttete man 100.000 Gallonen Milch, etwa 450.000 Liter, ins Wasser.

★

In Kalifornien spielte der Rotary-Club mit 60.000 frischen Eiern Baseball, um den Eiermarkt zu entlasten.

★

Im Herbst 1931 brannten im Staat Oklahoma auf staatlichen Weizenfeldern riesige Weizenmengen nieder. Man schätzt, daß 100—125.000 bushels Weizen vernichtet worden sind. Sind die

staatlichen Weizenfelder von den umliegenden Privatfarmern angezündet worden? Oder geschah es auf einen Wink im Namen der allmächtigen Gottheit Marktpreis?

★

Repräsentantenhaus und Senat der USA lehnen nach wie vor jede Art von Arbeitslosen-Unterstützung ab.

„Café Hoover“

Eines der vielen Märchen über Amerika, die bei uns eifrig kolportiert werden, ist folgendes: Junge Leute, die zwar wenig Geld besitzen, dafür aber um so heftiger von der Lust zu reisen geplagt werden, stellen sich an einer Landstraße auf, deren Richtung mit der ihrer Wünsche übereinstimmt. Kommt dann ein Auto gefahren, so heben besagte junge Leute die Hand und zeigen mit dem Daumen dorthin, wohin sie gehen wollen. Niemals, so heißt es dann in den bei uns umlaufenden Geschichten weiter, wird der Autofahrer, wenn er in seinem Auto noch Platz hat, vorbeisausen; er wird anhalten und den „hitch-hiker“ so weit mitnehmen, als er selbst fährt. Vor Jahren mag das vielleicht einmal wahr gewesen sein, heute sehen sich die ungezählten Wanderburschen, denen ich auf meiner Fahrt längs der Pazifischen Küste von der kanadischen Grenze im Norden bis zur mexikanischen im Süden begegnete, nicht einmal mehr um, wenn ein Auto hinter ihnen herkommt und sie überholt. Die armen Teufel wissen, daß keiner der Kerls, die da in ihren mehr oder weniger schönen „cars“ vorbeirasseln, stoppen wird, um sie mitzunehmen. Ich glaube beinahe, daß nur Ausländer manchmal noch anhalten, um die zumeist völlig gepäcklosen Wanderer einzuladen, ihnen für die nächsten 200 Meilen Gesellschaft zu leisten, Ausländer, die noch fromm an die in ihrer Heimat erzählten Legenden vom kameradschaftlichen Amerika glauben. Ich gehörte noch zu diesen gutgläubigen Fremden; so hatte ich denn von Vancouver bis nach San Diego für die ganzen 2500 Kilometer mehr Gesellschaft als

mir lieb war, und mein braver, kleiner Ford mußte auf der ganzen Strecke doppelte Bemannung tragen.

Nun, ich bereue es nicht, denn wenn so eine Meile nach der andern hintereinem davonfliegt, kommt man bald ins Erzählen. Und die Männer erzählen gern; es sind immer dieselben eintönigen Geschichten von unzähligen, erfolglosen Versuchen, Arbeit zu finden. Fast alle, die mich da auf den langen Fahrten in Washington, Oregon und Kalifornien begleiteten, waren von weither, viele hatten den ganzen riesigen Kontinent schon ein paarmal durchmessen. Nun hofften sie alle auf den Süden Kaliforniens, wo — auch eine solche Legende, die nur halb wahr ist — der ganze Reichtum Amerikas sich aufs Altenteil setzt, mit nichts weiter mehr beschäftigt, als damit, Geld auszugeben. Mag sein, und ich glaube gern, daß es stimmt, was mir ein Polizist in Santa Barbara (100 Meilen nördlich von Los Angeles), der mich wegen zu schnellen Fahrens angehalten hatte, dann aber ungestraft laufen ließ, stolz auseinandersetzte: „Well, boy, hier um Santa Barbara sind mehr Millionen Dollar versammelt als um eure ganze 5 Millionen-Stadt Berlin, wenn Santa Barbara auch nur 30.000 Einwohner hat; unser Rathaus hat allein zwei Millionen Dollar gekostet!“ Danach sah es auch aus; das Gefängnis schien der Alhambra in Granada oder sonst einer besternten Baedeker-Berühmtheit nachgeahmt zu sein. Von einem Ausblick bei Santa Barbara sieht man, soweit das Auge reicht, die gerundeten Hügelwellen mit stillen, sanften Parks und kleinen, kostbaren Landschlößchen bedeckt wie in einer romantischen Traumlandschaft. Doch die Romantik und der Traum vergeht schnell, wenn man sich von kundigen Eingeborenen berichten läßt, wie all die Schloßbesitzer ihr Geld gemacht haben. Dieser da wäre Einkäufer für eine große Stadt in Pennsylvanien gewesen — er muß, seinem spanischen Schloß nach zu urteilen, wesentlich erfolgreicher eingekauft haben, als die Herren Sklarek. Jener dort im Tal, wo die Springbrunnen glitzern (Springbrunnen sind eine kostspielige Angelegenheit in der wasserarmen Gegend), war Zwischenhändler für Därme in Chicago — wer denkt da

nicht an Upton Sinclair. Ein Dritter hat das halbe Neger-Ghetto in einer Stadt der Südstaaten besessen, ein Vierter hat verschuldete Farmer in Oklahoma um ihre ölführenden Äcker geprellt, ein Fünfter hat in Alkohol gehandelt, ein Sechster in Baumwolle spekuliert, und so fort. Der einzige nach unseren Begriffen Saubere scheint ein Japaner zu sein, der den umwohnenden Geldsäcken für sehr inhaltschwere Dollarschecks die zauberhaften Gärten anlegt und selbst dabei ein halber Millionär geworden ist.

Ja, so sieht es in Santa Barbara aus und so in Hollywood, in Pasadena, in Santa Monica und in Long Beach; aber niemals und nirgendwo habe ich soviel Elend, Hunger, Verkommenheit, Jammer auf kleinem Raum versammelt gesehen, wie in den Armenbezirken von Los Angeles, welches das Geschäftszentrum all dieser seiner Vorstädte ist. (Hollywood ist von Los Angeles nicht weiter entfernt als der Reichskanzler- vom Potsdamer Platz in Berlin.) Nirgendwo bin ich so dringlich und so häufig des Abends um eine Mahlzeit angebettelt worden, wie in Los Angeles. Während sich die Fürsten des Films über viele Meilen durch private Rohrleitungen Seewasser in ihre Schwimmbassins in die Berge pumpen lassen, lagen Tausende von mexikanischen Arbeitern zwei Kilometer davon entfernt in den Schuppen bei den Bahnhöfen, von Polizei bewacht und warteten darauf, über die Grenze abgeschoben zu werden. Sie sind als Saisonarbeiter zur Baumwoll- und Obsternte in die Staaten gekommen; aber die Löhne waren so niedrig, das Angebot von einheimischen Arbeitern so übergroß, daß sie nicht einmal das Geld zur Rückfahrt verdienen konnten.

50 v. H. der Männer auf den Landstraßen, 50 v. H. der Männer in den abendlichen und nächtlichen Elendsquartieren von Seattle, San Francisco oder Los Angeles waren älter als 40, weitere 20 v. H. älter als 50 Jahre alt, viele über 60. Sie haben die Hoffnung auf Arbeit längst und endgültig aufgegeben. Manche haben Kinder in New-York oder Buffalo, aber das ist unerreichbar fern. Wer nicht mit vierzig Jahren sein Schäfchen im Trocknen hat oder sich zum

Spezialisten für irgendeine hochbezahlte Arbeit ausbildete, ist verloren, wird ausgebootet. Viele kamen aus den Grubenbezirken des Ostens oder aus der Textilindustrie; denn hier waren die Löhne stets, auch in den schon sagenhaften Zeiten der Prosperität so niedrig, daß von Ersparnissen oder gar dem berühmten „Auto für den Arbeiter“ nicht die Rede sein konnte. In San Francisco traf ich außerdem zahlreiche verarmte, bankrottgegangene Farmer aus dem mittleren Westen.

Die Arbeitslosen preisen sich glücklich, wenn sie eine Essenkarte fürs „Café Hoover“ erhalten; so nennen sie die in den meisten Städten eingerichteten Armenküchen, in denen die besonders Bedürftigen, wenn sie das seltene Glück haben, in dem Staat, in dem sie sich gerade befinden, geboren zu sein, oder eine längere Zeit gelebt zu haben, zweimal am Tage nach stundenlangem Anstehen eine warme Mahlzeit erhalten. Jeder Staat hat andere Bestimmungen; aber alle sind darauf zugeschnitten, möglichst viele Hilfesuchenden von vornherein auszuschließen.

An manchen Abenden gibt die Heilsarmee Konzerte an irgendeiner dunklen Straßenecke. Sie sind schlecht und kosten nichts, und die Arbeitslosen stehen zu Hunderten herum und hören zu; viele meinen, die Heilsarmee solle lieber spielen, wenn man stundenlang am „Café Hoover“ anstehen müsse, das würde einem die Zeit besser vertreiben; man müsse sich schon sowieso den Tag über die Beine in den Leib stehen, wozu auch noch die Nacht über.

Ich gab es auf, mir noch Notizen zu diesen „amerikanischen Biographien“ zu machen, nachdem ich zwei Notizbücher mit kurzen Steckbriefen über all die Leute, die mir in San Francisco über den Weg liefen, vollgeschrieben hatte; ein paar davon habe ich mitgeteilt. Sie wandeln in den mannigfaltigsten Variationen immer nur zwei Themen ab: „Was esse ich? Wo schlafe ich?“

Die Alten haben es überall am schwersten; es ist eine sonderbare Erscheinung, daß auf den Landstraßen ein junger Mann viel schneller und leichter als ein alter eine Freifahrt erwischt; den jungen gibt man eher eine Chance, die alten

haben ohnehin ausgespielt. Oftmals wollte ich alte Leute mitnehmen; man schießt ihnen immer 50, 60 Meter voraus, ehe man den Wagen zum Stehen bringt; aber sie kamen niemals nachgelaufen, reagierten gar nicht auf den wartenden Wagen, glaubten es einfach nicht mehr, daß jemand sie noch mitnehmen wollte.

Vorläufig blieb und bleibt es noch immer den Städtischen und Bezirksbehörden, vor allem aber der privaten Wohltätigkeit überlassen, für die Bedürftigen zu sorgen. Doch ist der Arbeitslosigkeit längst nicht mehr mit privater Wohltätigkeit beizukommen, darüber sind sich alle objektiven Beurteiler einig.

Mit großem Eifer wurden Sammlungen betrieben. Die Zeitungen sind zuweilen unerbittlich; können es sein, weil die öffentliche Meinung sie unterstützt. In Dallas, der zweitgrößten Stadt im Staate Texas, in der ich mich damals gerade aufhielt, hatten hundert der reichsten Einwohner nach Meinung der Öffentlichkeit nicht genug gespendet. Darauf erschien überraschend eine Liste dieser hundert Namen in den Zeitungen von Dallas mit genauer Angabe, mit wieviel jeder einzelne von ihnen in den Sammellisten verzeichnet stünde und wieviel die betreffende Persönlichkeit oder Gesellschaft nach Meinung der Zeitung hätte zeichnen müssen: Beträge zwischen 500 und 10.000 Dollars. Ich vermute, daß jeder dieser einhundert Leute es nicht zum zweitenmal wagen wird, sich einer Aufforderung zur Zeichnung hoher Sammelbeträge zu entziehen.

Ein mit den Verhältnissen sehr vertrauter städtischer Beamter in San Francisco verriet mir allerdings, daß nach seinen traurigen Erfahrungen von diesen Sammlungen in manchen Städten bis zu 50 v. H. für Propagandakosten, Administration, Gehälter „and something else, you know“, draufginge. Es erscheint mir unglaublich; immerhin, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten mag manches möglich sein.

Man spricht soviel davon, daß unter den amerikanischen Arbeitern, selbst wenn es ihnen schlecht geht, radikale links-

gerichtete politische Propaganda erfolglos sei. Doch in den Staaten, in denen ich bisher Erfahrungen sammeln konnte, ist die sozialistische und kommunistische Propaganda nicht nur unter den Arbeitslosen, sondern auch unter den Arbeitern alles andere als erfolglos; darüber in einem späteren Kapitel mehr.

„Wie sie sich durchschlagen“

Die Frage, wie es den amerikanischen Arbeitslosen geht, wie und wovon sie leben, ist schwieriger zu beantworten als die Frage nach ihrer Anzahl. Die Staaten sind ja fast ein ganzer Kontinent für sich, der den vielgestaltigen Raum zwischen zwei Weltmeeren erfüllt, der im Süden tief in die Tropen reicht und im Norden sechs Monate fast Winter hat; in jedem Landesteil sind die Bedingungen andere. Da es keine allgemeine, einheitliche Organisation gegen die Not gibt, gibt es auch keine allgemeingültigen Berichte und Kenntnisse von der Not; denn diese selbst ist, wie fast überall sonst, stumm. Am ehesten vielleicht kommt man den Tatsachen auf die Spur, wenn man kreuz und quer, von Norden nach Süden, Osten und Westen von einem Staat in den anderen fährt, und aus tausend Einzeleindrücken sich ein Gesamtbild zusammensetzt; auf diese Weise habe ich es versucht.

In den gutzahlenden Industrien, etwa der Autoindustrie Detroit's oder der Ölindustrie in Texas oder Oklahoma, konnten sich die Arbeiter in den guten Jahren Ersparnisse zurücklegen oder Lebensversicherungen abschließen, die in Notzeiten fast bis zum vollen bereits eingezahlten Prämienbetrag beleihbar sind. Sind die Ersparnisse oder die Versicherungsdarlehen aufgezehrt, so beginnt man, beim Kaufmann zu borgen; das wird in einem uns unvorstellbaren Maße durchgeführt. „Kredite sind keine Schulden“, sagt der Amerikaner; solange jemand arbeitsfähig ist, solange noch irgendeine Aussicht besteht, daß er schließlich doch noch

einmal all das „Angeschriebene“ wird abzahlen können, erhält der Kunde in den Geschäften Vorschuß. In manchen kleinen Industriestädtchen geht diese Kreditwilligkeit so weit, daß der Großteil der Einwohnerschaft von den paar größeren Geschäften, die mit ihren Kunden auf bessere Zeiten hoffen, unterhalten wird. Das ist natürlich nur solange möglich, wie die Geschäfte selbst noch Vermögen haben, oder ihrerseits wieder bei den Lokalbanken Kredit erhalten, die wieder bei den Groß- und Staatsbanken borgen müssen.

Die Anfang 1932 von Staats wegen geschaffene Kreditausweitung von 1,5 bis 2 Milliarden Dollar bildet auf dem geschilderten Umweg auch eine Art von Arbeitslosenunterstützung, wenn sie auch vor allem neues Blut in die brachliegenden Industrien pumpen soll.

★

Übrigens beruht die Annahme, die Wirtschaft heute dadurch zu beleben, daß man der Industrie und dem Handel neue Kredite zuführt, wohl auf einem Trugschluß.

Wenn man den Produzenten weitherzig billige Kredite eröffnet, so werden sie in normalen Zeiten angeregt, die Kredite entweder zu einer Steigerung der Produktion oder zu einer Erweiterung des Produktionsapparates zu verwenden. Das hätte heute die höchst unerwünschte Folge, den schon vorhandene Überschuß an Waren nur noch zu vergrößern.

Außerdem fehlt es eigentlich nicht an Kredit in den USA, sondern an kreditwürdigen Unternehmern; soweit sie aber kreditwürdig sind, haben sie gar keine Lust, etwas zu unternehmen. So haben die zwei Milliarden Dollar, die man in die amerikanische Wirtschaft pumpen wollte, nichts genutzt. Die Banken haben die Gelder nicht zur Ausweitung ihrer Kreditwirtschaft benutzt, sondern zur Abzahlung ihrer Schulden bei den Bundes-Reserve-Banken. Die Industriefirmen wieder verwenden die Kredite, um ihre Bankschulden abzutragen. Keiner aber versucht, neue Mittel zu investieren, was allein die Wirtschaft „an-

kurbeln“ könnte. Die Kreditausweitung wird nur dazu benutzt, die Liquidität zu erhöhen oder kurzfristige Schulden in langfristige umzuwandeln. Darin bestand aber keineswegs der Zweck der ganzen Maßnahme.

Jede Wirtschaftspolitik müßte doch eigentlich darauf gerichtet sein, den riesigen Warenlagern Abfluß zu verschaffen. Dadurch würde den Produzenten wieder Geld zufließen, sie würden flüssiger werden; die heute stillstehenden Fabriken würden von selbst wieder in Schwung kommen. Der Sinn der Krise liegt ja nicht in der Unzulänglichkeit der Produktion und des Produktionsapparates, sondern in der mangelnden Aufnahmefähigkeit der Konsumenten, die — weil sie arbeitslos geworden sind — nichts mehr kaufen können. Nicht die Industrie muß „angekurbelt“ werden, Neues zu produzieren, sondern die Mittellosen müssen „angekurbelt“ werden, Neues zu kaufen. Jede Hilfeleistung des Staates müßte also sinngemäß nicht bei der Produktion, sondern bei der Konsumtion einsetzen. Die vom amerikanischen Staat vorgenommene Kreditausweitung hätte daher wahrscheinlich einen ungleich größeren Erfolg, wenn man mit ihrer Hilfe die Arbeitslosen direkt oder indirekt unterstützte. Das gesamte den Arbeitslosen zufließende Kapital wäre ja auf schnellstem Wege über den Handel zu den Produzenten gelangt, da der Warenhunger bei den Arbeitslosen größer ist als bei allen anderen Staatsbürgern. Hätte man also die Kreditausweitung, sei es auf dem Wege einer Arbeitslosenunterstützung oder sonstwie, in die Konsumtion fließen lassen, so hätte dies wahrscheinlich auf der Stelle eine gewaltige Verminderung der an sich außerordentlich billigen Warenlager zur Folge gehabt. Kredite in ungeheurem Ausmaß statt dessen in die Produktion zu stecken, bedeutet nichts weiter als eine noch stärkere Verstopfung des wirtschaftlichen Blutkreislaufes.

★

Eines schönen Tages schließlich kann aber auch der geschickteste Arbeitslose nicht mehr anschreiben lassen, mag

er auch dem Kaufmann ein noch so wehleidiges Gesicht machen. Dann beginnt der Ausverkauf; das Klavier folgt dem Radio, die Möbel dem Eisschrank, und zuletzt muß auch das geliebte Auto dran glauben; inzwischen sind vielleicht schon ein, zwei Jahre vergangen; die Kleider sind abgerissen, die Unterstützungen der Gewerkschaft hören auf, teils, weil man die Beiträge nicht mehr aufbringt, teils, weil auch die Mittel vieler Gewerkschaften schon erschöpft sind. Wer Glück und Verwandte auf dem Lande hat, zieht hinaus. Die noch vor wenigen Jahren zu beobachtende Abwanderung vom Lande in die Städte hat auch in den Staaten längst der umgekehrten Bewegung Platz gemacht. Wer sich in keinen Nothafen irgendwo im fernen Nebraska oder Idaho zurückziehen kann, bei dem klopft bald das nackte Elend an.

Unzählige Männer lassen ihre Familien zurück und gehen auf die Wanderschaft. Für Frauen und Kinder, die von ihren Ernährern verlassen sind, finden sich eher wohltätige Organisationen, die sie über Wasser halten, als für solche Familien, bei denen der Vater aushält; das klingt sonderbar, aber es muß stimmen; immer wieder wurde es mir von Männern erzählt, die sich schmerzlich nach Frau und Kindern heimsehnten.

Hunderttausende von arbeitslosen Männern sind auf allen Landstraßen Nordamerikas, den Frachtzügen, entlang der Schienenstränge unterwegs; fünf, sechs zusammen kaufen sich für 20 Dollar einen alten Ford und rattern von Stadt zu Stadt, von Staat zu Staat, auf der immer vergeblichen Jagd nach Arbeit.

In vielen Staaten des Südwestens war im vergangenen Herbst die Invasion von Arbeitsuchenden aus den nordöstlichen Industriegebieten so groß, daß in vielen kleinen Landstädtchen den Arbeitsuchenden umsonst Benzin für ihre gebrechlichen Autos verabfolgt wurde, um sie so schnell wie möglich wieder loszuwerden. Als ich durch die Wüsten Arizonas und New-Mexikos fuhr, war des Nachts die Straße und der Horizont besäumt mit roten Punkten: all den Lagerfeuern der Wanderer, die auf der Suche nach Arbeit gen

Kalifornien zogen, wo die Winter warm sind und die Leute reich — und schließlich gab es dort mehr Arbeitslose als im ganzen Westen.

★

Wenn es nun auch keinen gesetzlichen Anspruch auf Unterstützung gibt, so geschieht doch in vielen Städten ein groß Teil aus privaten Mitteln. Alle möglichen Vereine und Organisationen haben Suppenküchen oder Obdachlosen-Asyle eingerichtet und versuchen dem Elend zu steuern, so gut es geht. Alles in allem geht es nicht sehr gut. Unter der Negerbevölkerung Chicagos z. B., unter der die Unterstützung der Mittellosen besonders gut organisiert ist, erhält nach den eigenen Angaben der Organisation doch nur jeder Dritte von all denen, die es nötig hätten, eine, vielleicht auch zwei Mahlzeiten am Tage, wenn er Glück hat und sich früh genug anstellt. Viele werden von Verwandten und Freunden durchgefüttert; in manchen Stadtteilen Detroit's kommen auf einen, der Arbeit hat, drei, die er durchfüttert. — So wird nach vielen Stichproben geschätzt. Viele holen sich ihre Mahlzeiten dort, wo Küchenabfälle verladen oder weggeschüttet werden. Viele werden fromm und lassen sich von kirchlichen Gesellschaften füttern. Manche stehlen, und Zahllose betteln. Niemals und nirgendwo bin ich so oft und so hartnäckig angebettelt worden wie in den Mittel- und Großstädten des „reichsten“ Landes der Welt. Für 10 cents kann man sich schon ein Bett für die Nacht mieten, und wer selbst die 10 cents nicht erschwingen kann, für den gibt es überall unzählige leerstehende, unbenutzte Häuser, in denen man sein Lager aufschlagen kann, oder Eisenbahnwagen, Ladeschuppen, Lagerkeller und die „Dschungeln“, jene in allen größeren amerikanischen Städten existierenden Stadtteile, in denen sich die Arbeitslosen aus Kistendeckeln, alten Autoteilen, Säcken und sonstigem Abfall primitive Unterkünfte gebaut haben.

Wie die Verhältnisse wirklich sind, dazu noch ein paar Beispiele. Die Zeitung „Record“ in Philadelphia, wo wenigstens

300.000 Menschen arbeitslos sind, ließ die Verhältnisse in den ärmeren Stadtbezirken untersuchen. Es ergab sich, daß die kleinen Ladenbesitzer in der Gegend den größten Teil zur Unterstützung ihrer arbeitslosen Nachbarn beitrugen. Dort gehen Bäcker oder Fleischer bankrott, obwohl sie in ihren Büchern Forderungen an einzelne ihrer Kunden bis zu 500 Dollar ausweisen können. Ein Ladeninhaber, als man ihn nach einer Forderung von 200 Dollar gegen einen seiner Kunden fragte, antwortete: „Elf Kinder sind da im Haus, sie haben keine Schuhe, keine Hosen, im ganzen Haus gibt's keinen Stuhl, kein Bett; wenn man da hineingeht, ist weinen alles, was man tun kann. Was soll ich machen, soll ich sie verhungern lassen?“

M. A. Hallgren berichtet in der schon einmal erwähnten Artikelreihe in „The Nation“ unter vielen andern zwei Fälle aus Pittsburgh.

Der Arbeiter A. Avanti hat eine Frau und fünf kleine Kinder, ein sechstes ist unterwegs. Avanti hat für die Carnegie Steel Company, eine Tochtergesellschaft der US Steel Corporation, seit 1919 gearbeitet. 1931 hindurch hat er jedoch nur vier Tage im Monat Arbeit gehabt. Jeden Tag, manchmal morgens und abends, geht er in das Werk, um sicher zu sein, durchschnittlich einmal in der Woche Arbeit zu haben. Wird er wirklich unter den vielen Arbeitsuchenden ausgewählt, so erhält er für acht Stunden harter Arbeit 3,60 Dollar. Die Verfassung seiner Wohnung und seiner Kinder bewies höchst überzeugend die Unzulänglichkeit dieses Lohnes. Aber die Gesellschaft „hilft ihren Arbeitern“. Avanti hat nämlich von Weihnachten bis Ende März Lebensmittel für im ganzen sieben Dollar erhalten. Im Januar 1932, als die Löhne heruntergingen und gleichzeitig der Umfang der verfügbaren Arbeit weiter sank, erhöhte die Homestead Steel Works Employees Insurance und Safety Association (eine Werk-Versicherung) ihre Monatsprämien von 1 Dollar auf 1,25 Dollar. Avanti konnte diese Erhöhung nicht mitmachen. Anfang März erhielt er einen Brief, in welchem es hieß:

„Die Prämien Ihrer Versicherung für Februar und März sind noch unbezahlt; sie können nicht länger von uns ausgelegt werden. Sie wollen deshalb die Versicherungs-Prämien bis zum 10. März einzahlen, oder die Versicherung wird ohne weitere Benachrichtigung aufgehoben.“

Avanti konnte natürlich das Geld nicht aufbringen, er hatte ja nicht einmal genug Geld, um für die Kinder Milch zu kaufen. Sein Name wurde gestrichen.

Der zweite Fall, den M. A. Hallgren berichtet:

John Dravos lebt mit seiner Familie von acht Köpfen in dem Elendsviertel in der Nähe des Shenley-Parks, ziemlich in Rufweite von den Besitzungen der reichsten Bürger Pittsburghs. Dravos hat seit 1902 für eine unabhängige Stahlfirma geschafft. 1931 hat er im allgemeinen nicht mehr als einen Tag in zwei Wochen gearbeitet. Er bekommt durchschnittlich jeden zweiten Sonnabendabend 14,88 Dollar ausgezahlt, er muß also mit 7,44 Dollar in der Woche seine Frau und sechs Kinder unterhalten. Das Gewicht der jüngeren Kinder ist unternormal; krankhafte gelbe Flecken auf ihren Gesichtern erzählen die Geschichte vieler durchhungerter Monate. Der Welfare-Fund des Allegheny County lehnt ab, John Dravos zu unterstützen, da er „noch Arbeit“ hat. Wenn er auf das Büro der Wohlfahrtseinrichtungen der Gesellschaft kommt, so lacht man ihm ins Gesicht und bedeutet ihm, daß er imstande sein müsse, mit fünf Dollar in der Woche auszukommen. Fünf Dollar sind nicht einmal ausreichend, um genügend Essen für acht hungrige Leute zu kaufen, viel weniger kann er damit noch Gas, Licht, Wasser, Heizung usw. bezahlen. Als Dravos gefragt wurde, warum er nicht aufbegehrte, zuckte er nur mit den Schultern.

Wozu die Beispiele häufen! Die Verhältnisse der aus der Versicherung in Deutschland ausgesteuerten Arbeitslosen sind ebenso schrecklich wie die der amerikanischen „Ausgesteuerten“. Was diese Menschen am schwersten bedrückt, ist eigentlich nicht so sehr die unmittelbare physische Not ihres Zustandes, sondern vielmehr die entsetzliche Hoffnungslosigkeit.

Ich fragte höhere Beamte von Ford in Detroit, warum man es zuließe, daß jeden Tag Hunderte, wenn nicht Tausende vonstellungsuchenden Arbeitern vor dem Personalbüro anstünden. Darauf meinte einer lächelnd, warum man sich die Mühe und Kosten machen sollte, zu annoncieren oder über Arbeiter Buch zu führen, die man im Bedarfsfall auffordern könne, zur Arbeit zu kommen, wenn doch jeden Tag Hunderte von Stellungsuchenden vor der Tür stehen. Als die Detrouiter Arbeitslosen gegen solche Behandlung im März 1932 protestieren wollten und einen Demonstrationszug zu den Fordfabriken in Dearborn veranstalteten, wurden sie von der Polizei mit Maschinengewehren empfangen. Fünf wurden getötet, 51 verletzt.

*

Man kann viel ertragen, wenn man weiß, daß das Elend einmal vorübergehen wird. Es ist aber nicht die geringste Hoffnung dafür vorhanden, und so wird die wachsende Not langsam zu einer politischen Gefahr.

8. KOMMUNISMUS IN AMERIKA

Wenn ich in irgendwelchen schmutzigen Cafeterias in der Dritten Straße in San Francisco oder in einer dunklen Nebenstraße der Madison-Avenue in Chicago mit Männern zusammen saß, die gerade aus dem Gefängnis gekommen waren, wohin man in diesem Lande der sogenannten Freiheit ungeheuer leicht gerät, wenn man sich politisch mißliebig macht, so war ich immer wieder überrascht von der konzessionslosen Entschlossenheit, mit der jeder dieser abgerissenen, dauernd gehetzten Leute bereit war, die ganze Existenz für seine Überzeugung in die Waagschale zu werfen.

Ich bin mir durchaus klar darüber, daß mich dieses Kapitel in Widerspruch zu den meisten Berichterstatlern und Kennern amerikanischer Verhältnisse setzen wird; um so sorgfältiger will ich mich nur an das halten, was ich selbst unmittelbar gesehen und erlebt habe. Wenn man sich in den Kleidern eines Landstreichers ebenso wohl fühlt wie im Smoking, hört man schon allerhand, was man selbst in den klügsten Gesprächen mit Professoren der Nationalökonomie und Bankdirektoren kaum erfahren kann.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß mit steigender Not der Zulauf zum Kommunismus mit reißender Geschwindigkeit wächst. Sei es nun in Vancouver, Br. Columbia oder in New-Orleans, Louisiana, in Los Angeles oder Chicago, überall kam im Winter 1931/32 die extrem links gerichtete politische Bewegung mit Riesenschritten voran. Wohlverstanden sind nicht alle, die in der Bewegung arbeiten und sich zu ihr rechnen, eingeschriebene Mitglieder der Partei. Das können sich nur diejenigen leisten, die direkt oder indirekt von der Partei ihren Lebensunterhalt beziehen oder sonstwie wirtschaftlich unabhängig sind. Denn wer zur Partei gehört, kann nicht damit rechnen, jemals wieder eine Anstellung zu

erhalten. Die fünfzehn- bis zwanzigtausend eingeschriebenen Mitglieder der kommunistischen Partei stellen lediglich das „Offizierskorps“ des amerikanischen Kommunismus dar. Die große Armee der kommunistisch gesinnten Menschen darf sich nicht als solche ausgeben, sie rekrutiert sich aus den Mitgliedern von revolutionären oppositionellen Gewerkschaften, Bergmannsverbänden, Stahlarbeiterverbänden, proletarischen Hilfsorganisationen usw. Die Zahl der in solchen revolutionären Verbänden zusammengeschlossenen amerikanischen Arbeiter geht in die Millionen. Die wichtigste unter diesen Verbänden ist die Trade Union Unity League. Je stärker die American Federation of Labor, welche mit der Zeit so reaktionär geworden ist, daß ihre Tage gezählt erscheinen, an Boden verliert, desto stärker dringen die oppositionellen Gewerkschaften vor. In großen Industrien, wie z. B. der Braunkohlen-, Kohlen- und der Stahlindustrie, werden die oppositionellen, kommunistisch gefärbten Gewerkschaften bald das Heft in den Händen haben, wenn sie es nicht schon haben.

In der Tatsache, daß die Anzahl der eingeschriebenen Parteimitglieder nur relativ gering ist, dafür aber in einer Reihe von Verbänden sich riesige Massen von politisch radikal denkenden Arbeitern verbergen, sehe ich einen Hauptgrund dafür, daß selbst wohlunterrichtete Amerikaner die Existenz einer kommunistischen Bewegung in den Staaten ableugnen. Ich selbst habe an vielen Versammlungen und mehr oder weniger geheimen Zusammenkünften teilgenommen, in denen kaum einer der 100 oder 200 oder 2000 Teilnehmer Parteimitglied war, was sie nicht abhielt, überzeugte und entschlossene Kommunisten zu sein.

So wächst die radikale politische Flut, ohne daß die durchschnittlichen Amerikaner viel davon merken. In San Francisco z. B. hatte ich den Eindruck, als ob den wenigen kommunistischen Führern die Hochflut der neuen Mitglieder über dem Kopf zusammenschlüge. Jeden Abend herrschte Mangel an Agitationsrednern, und vom frühen Morgen an waren die Leiter im Schweiß ihres Angesichts damit

beschäftigt, Dutzende von brauchbar scheinenden, frisch-gewonnenen Mitgliedern zu Versammlungsleitern und Propagandarednern zu drillen. Die ganze Nacht durch wurden in versteckten Kellern Plakate, Flugblätter, Aufrufe gedruckt, und trotzdem waren es nie genug.

In anderen Städten, z. B. in Winnipeg, Manitoba, fand ich die Agitationsarbeit erstaunlich gut organisiert. Jeden Abend wurden nach einem genauen Arbeitsplan an alle wichtigen Straßenecken und Plätze in den Arbeitervierteln Agitationsredner geschickt, die nicht nur auf englisch, sondern auch in vielen europäischen Sprachen, die Vorübergehenden oder Herumlungernden anhielten, um sich versammelten und in fliegenden Meetings für die kommunistische Theorie Anhänger warben. Niemals wurde an derselben Ecke an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in der gleichen Sprache agitiert; hatte man heute die Schweden zu überzeugen gesucht, so kamen am folgenden Abend die Ukrainer zu ihrem Recht; am nächsten Abend konnte man an der gleichen Ecke auf gut berlinisch das Lob Moskaus singen hören, und in der Nacht darauf erhitzte sich ein temperamentvoller Sohn Irlands an dem gleichen Gegenstand.

In allen größeren Städten sind im letzten Jahr kommunistische Zeitungen entstanden, die zum Teil recht gut und geschickt gemacht werden. In Kanada erscheint eine radikale deutschsprachige Zeitung, die „Deutsche Arbeiter-Zeitung“. Ihre Auflage wächst ständig. Sie ist redaktionell sehr auf dem Posten und weiß vor allem aus der Not der deutschen Einwanderer in Kanada für die politische Theorie, die sie vertritt, Kapital zu schlagen. Die verbreitetste kommunistische Zeitung in den USA ist der „Daily Worker“, der zwar alle Augenblicke von der Polizei etwas aufs Dach bekommt, trotzdem aber unverdrossen weitererscheint. Er unterscheidet sich in Ton und Aufmachung nicht wesentlich von deutschen kommunistischen Blättern.

Obwohl die Polizei jede Anzeige radikaler politischer Versammlungen sehr rigoros, um nicht zu sagen brutal, unterdrückt, sind die Versammlungsräume regelmäßig zum

Bersten überfüllt. In Los Angeles und in einigen Städten des Südens ließ man an manchen Abenden viele Dutzende von Arbeitslosen auftreten, die — wahllos von der Straße aufgelesen — zumeist recht ungeschickt, von ihren traurigen Erfahrungen sprachen. Die in endlosen Variationen zu Worte kommende Ratlosigkeit und Hoffnungslosigkeit all dieser völlig mittellosen Männer bildete gerade in ihrer grauen Monotonie ein zwar billiges, aber wirksames Mittel kommunistischer Agitation; denn immer wieder hieß es: „In Rußland, Genossen, gibt es keine Arbeitslosigkeit!“ Ich gestehe offen, daß ich schwer mit mir zu kämpfen hatte, um einen klaren Kopf zu behalten.

In allen größeren Städten existieren neben den intellektuell nicht sehr hochstehenden Agitationskursen streng wissenschaftliche und hartes Studium erfordernde Unterrichtsgänge, in denen die zukünftigen Parteisekretäre in alle Feinheiten des wissenschaftlichen Marxismus, der Geschichte des Bolschewismus und der Wirtschaftsstruktur der Vereinigten Staaten eingeweiht werden. Die Lehrer sind in vielen Fällen in Moskau geschult, oft russischer Abstammung. Das Lehrmaterial, überhaupt alles wesentliche, nicht nur für den Tag bestimmte Propagandamaterial kommt vorwiegend aus Deutschland. Unter den Organisatoren der Parteigruppen fand ich überraschend viele Deutsche, die größtenteils erst seit wenigen Jahren in Amerika lebten und gewöhnlich noch ihre deutsche Staatsangehörigkeit besaßen.

Besonderen Erfolg versprechen sich die Kommunisten von der radikal-politischen Propaganda unter den amerikanischen Negern. Während die Neger von den allermeisten amerikanischen Gewerkschaften und anderen weißen Organisationen ausgeschlossen werden, nimmt man sie in den kommunistischen Verbänden mit offenen Armen auf; hier allein begegnen sie nicht den Rassevorurteilen, durch die sie noch immer deklassiert werden. Ostentativ marschieren in den radikalen Demonstrationen Schwarze und Weiße in einer Reihe, ostentativ werden in den von kommunistischen Hilfsorganisationen eingerichteten Suppenküchen Weiße und

Neger zusammen gespeist, was sonst noch immer als fast unmögliche Sache gilt. Unlängst wurden von der Polizei in Chicago drei kommunistische Neger erschossen, die einer aus ihrer Wohnung vertriebenen arbeitslosen Familie beim Rücktransport ihrer Möbel geholfen hatten. Die Begräbnisfeier gestaltete sich zu der größten gemischt weiß-farbigen Demonstration, die die Staaten jemals erlebt haben. Ich glaube nicht, daß die Neger einen sehr aktiven Teil in der kommunistischen Bewegung bilden werden; seit mehr als zwei Generationen kämpfen sie darum, als gute amerikanische Bürger gewürdigt zu werden. Böte sich ihnen die Gelegenheit, ins bürgerliche Lager als Gleichberechtigte abzuschwenken, so würden sie mit fliegenden Fahnen zum Feinde übergehen.

Ihre besten und tatkräftigsten Mitglieder gewinnt die kommunistische Partei aus den Reihen der amerikanischen Gewerkschaften. Die unverständliche Haltung der amerikanischen Gewerkschaften gegenüber dem Problem der Arbeitslosenversicherung (die Gewerkschaften haben zunächst jede Art von Arbeitslosenversicherung abgelehnt und sich erst Anfang 1932 höchst widerwillig und wohl nicht sehr aufrichtig für eine Arbeitslosenversicherung erklärt), Verrat und Bestechlichkeit in den Reihen der Gewerkschaftsführer, die Gewohnheit vieler Gewerkschaften, arbeitslose Mitglieder auszuschließen, wenn sie ihre Beiträge nicht weiterzahlen, die Unfähigkeit anderer Gewerkschaften, trotz früherer hoher Beiträge für ihre verdienstlosen Mitglieder zu sorgen, haben viele gerade der aktivsten Gewerkschaftsmitglieder in die Arme kommunistischer Organisationen getrieben. Hier bildet sich langsam ein Stamm sehr selbstbewußter und rücksichtslos radikaler Führer.

Die kommunistische Propaganda hätte sicher größeren Erfolg als sie hat, wenn sie sich weniger ausschließlich nur um die Fortschritte der Partei bemühte, als vielmehr versuchte, die Interessen der Arbeiter wirklich wahrzunehmen. Bei Tarifikämpfen z. B., in welchen es darauf ankäme, den Arbeitgebern eine möglichst geschlossene Front der Ver-

treter der Arbeiterschaft entgegenzustellen, lehnen sie es meistens ab, gemeinsam mit den gemäßigten Verbänden zu kämpfen; sie benutzen vielmehr die gemäßigtere Taktik dieser Verbände, um gegen sie Opposition zu machen und ihnen Anhänger wegzufangen. Auch in Einzelfällen, wo es sich darum handelt, die Rechte irgendwelcher ungerecht behandelter Arbeiter wahrzunehmen, hat man oft den Eindruck, daß den Kommunisten weniger daran liegt, das Unrecht aus der Welt zu schaffen, als vielmehr daran, möglichst lange von dem guten Agitationsstoff zu zehren. Immer wieder hörte ich von Leuten, die der kommunistischen Gedankenwelt durchaus nahestehen, daß die allzu schneidige Agitationstaktik der radikalen Verbände ihnen viele Sympathisierende abspenstig mache. Also auch in den Staaten scheint der Parteiegoismus stärker zu sein als die in den Programmen stehende Idee.

Wohl ein dutzendmal hat man versucht, mich davon zu überzeugen, daß die kommunistische Bewegung in Amerika sich in einer ähnlichen Lage befände wie die bolschewistische Partei im zaristischen Rußland vor Krieg und Revolution. Wenn ich auch meine, daß hier der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist, so läßt sich doch eine Reihe von interessanten Parallelen aufweisen: eine kleine Gruppe von finanziellen und politischen Machthabern verweigert jede praktische Anerkennung der Not unter den Arbeitslosen und Kurzarbeitern; eine parteiische Polizei und parteiische Gerichte unterdrücken jede freie politische Meinungsäußerung; wer sich offen zum Kommunismus bekennt, ist seines Lebens nicht sehr sicher; eine kleine, aber entschlossene, theoretisch wie agitatorisch gut durchgebildete Führerschicht spannt ein geschlossenes Netz von Propaganda über das ganze Land; eine mit Riesenschritten fortschreitende Verarmung der unteren Schichten schafft langsam eine Armee der Verzweifelten; obwohl die Finanzleute und Industriellen die Macht praktisch in Händen halten, herrscht unter ihnen, wenn auch nicht zugegeben, vollständige Ratlosigkeit, wie der verwirrten wirtschaftlichen Situation auf den althergebrachten Wegen des Kapitalismus beizukommen wäre. All das ist

richtig. Und trotzdem sind die Chancen für einen kommunistischen Erfolg gering, ist nur wenig Aussicht vorhanden, daß aus dem zweifellos errungenen Konjunkturgewinn ein dauerndes Wachstum wird, wenn etwa ein wohlwollendes Geschick morgen den Schlußpunkt hinter die Depression setzte. Vorläufig ist der durchschnittliche amerikanische Arbeiter immer noch bereit, für einen gutbezahlten Job seine sämtlichen politischen Überzeugungen an den Nagel zu hängen. Erweist sich aber die gegenwärtige Krise als chronisch, so darf man auf Überraschungen gefaßt sein; vor allem dann — und das ist der springende Punkt —, wenn die Farmer in den Weizen-, Obst- und Baumwollgebieten in gleicher Weise verelenden, wie ein großer Prozentsatz der amerikanischen Industriearbeiterschaft bereits verelendet ist. Erst dann, wenn die Farmer hinter die Industriearbeiter treten, wächst die Aussicht der radikalen politischen Bewegung auf Erfolg. In Arkansas, Montana, Indiana, Pennsylvania hat es in diesem Jahr schon mehr als einmal Aufruhr unter den Weizenfarmern gegeben, weil die Farmer bei den niedrigen Getreide- und Viehpreisen verhungerten.

Aber immer noch ist der amerikanische Farmer, aufs Ganze gesehen, ein Individualist in Reinkultur; und solange das bleibt — wie lange noch? —, sehe ich für den amerikanischen Kommunismus keine Chance.

9. DIE KRANKEN GEWERKSCHAFTEN

Let us pray for the unemployed“ — „Laßt uns für die Arbeitslosen beten!“ Diese Aufforderung gehörte zu den ersten Worten des Wahlbischofs von Yukon, der mit einem kurzen Gottesdienst die letzte Tagung (5. bis 15. Oktober 1931) der amerikanischen Gewerkschaften im Festsaal des größten und vornehmsten Hotels der Stadt Vancouver, British Columbia, eröffnete.

Auf der ganzen weiten Fahrt rund um den amerikanischen Kontinent habe ich nirgendwo einen Ort getroffen, an dem der Pfarrer seinen Gottesdienst nicht hätte mit diesen Worten beginnen können: „Laßt uns für die Arbeitslosen beten!“ Als ich an der Jahresversammlung der „American Federation of Labor“ als Gast teilnahm, wozu ich eingeladen war, hörte ich wieder als erste die mir schon allzu vertrauten Worte — ich hatte mich etwas verspätet und betrat den Saal leise etwa 10 Minuten nach Beginn —: „Let us pray for the unemployed.“

Wohl nahmen Diskussionen über taktische Fragen und Beschlüsse über Streitfälle aus der Praxis des gewerkschaftlichen Lebens den Hauptteil der Verhandlungen in Anspruch. Niemals aber wurde die Kontroverse über diese Dinge so leidenschaftlich wie die Auseinandersetzungen über so grundsätzliche Probleme wie Fünftagewoche, Sechstundentag, Arbeitslosenversicherung, Weltabrüstung oder Notstandsarbeiten.

Green, der Präsident der gesamten Gewerkschaften, rief die großen Bankiers, die Industrieherrn, die mächtigen Kaufleute, alle „Führer der Wirtschaft“ auf, die Vorschläge zu nennen, die aus der Not der Zeit einen Ausweg wiesen. Die Mittel, die sie immer wieder empfehlen, seien ärmlich, langweilten schon in der Regelmäßigkeit ihrer Wiederholung, seien nichts weiter als der kaum verhüllte Versuch, aus der

Verwirrung der wirtschaftlichen Verhältnisse Kapital für die eigene Tasche zu schlagen; sie wüßten nichts weiter zu empfehlen als fortschreitende Senkung der Löhne von Arbeitern, Angestellten und Beamten, was einer fortschreitenden Zerstörung der Kaufkraft und Kauflust der Massen gleichkäme. „Zuerst der Mensch, danach die Dividende!“ Wenn bei der heutigen Arbeitszeit die vorhandene Arbeit nicht allen Menschen Beschäftigung gewähre, so sei die Arbeitszeit so weit zu verringern, daß die Ausgeschalteten wieder in den Arbeitsprozeß eingefügt werden. Man sollte also zunächst die Fünftagewoche und den Sechsstundenarbeitstag einführen. Doch wäre der Zweck einer solchen Maßnahme von vornherein verfehlt, wenn die Verringerung der Arbeitszeit mit entsprechender Lohnverringerung einherginge: in der Gesamtkaufkraft der Massen, welche bei der erreichten Über-rationalisierung und Überstandardisierung der Industrien allein imstande seien, die produzierten Güter aufzunehmen, würde sich dann ja nichts ändern. Alle Arbeitenden müßten vielmehr für die verkürzte Arbeit ebensoviel erhalten wie jetzt für die länger dauernde. Die Mittel hierzu wären für den Anfang durch Ermäßigung oder Streichung der Dividenden, durch Zusammenlegung der zinstragenden Kapitalien, durch Zuschüsse aus den Privatvermögen der Gesellschafter und durch Erhöhung der Einkommen- und Erbschaftssteuern auf die großen Vermögen zu beschaffen. Auf dem Umweg über die wachsende Kaufkraft der Massen, die dadurch ansteigende Beschäftigung der Fabriken würden die zunächst aufgegebenen Gewinne zu den Gesellschaften zurückkehren. Der Lebensstandard der arbeitenden oder nicht mehr arbeitenden Massen könne nicht weiter gesenkt werden. Verzweiflung und Hunger seien die Quellen aller Revolutionen; die Zeit sei nicht mehr ferne, in der es wahrhaftig weiser sein werde, auf unsichere Geldgewinne zu verzichten, als Kopf und Kragen zu riskieren.

Trotz aller Leidenschaftlichkeit im Ausdruck und Inhalt dieser und weiterer Reden und Resolutionen war es außerordentlich aufschlußreich, zu beobachten, daß eigentlich nie

versucht wurde, den Rahmen kapitalistischer Wirtschaftsauffassung zu sprengen. Bei manchen theoretischen Auseinandersetzungen konnte man meinen, sich in einem Klub auf die kapitalistische Doktrin eingeschworener Gelehrter zu befinden, dem letzten Hort individualistischer Wirtschaftsauffassung. Die Industriellen, so hieß es, wünschten die Befreiung von allen Beschränkungen der individualistischen Wirtschaft durch Gesetz und Behörden. Niemand würde sie darum tadeln, wenn sie die folgenschwersten Bindungen der freien Wirtschaft — für die sie allein die Verantwortung trügen — zuvor zunichte machten: die Einrichtung der Kartelle und Trusts, welche die freie Konkurrenz beseitigt und die Funktion des Preises als Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage unmöglich gemacht hätten.

★

Für den nicht unmittelbar beteiligten Beobachter bildete dies den — nur scheinbar widerspruchsvollen — Hintergrund der Verhandlungen: die Kapitallosen warfen den Kapitalisten Verrat am Kapitalismus vor und fühlten sich selbst, bewußt oder unbewußt, als Verteidiger des kapitalistischen Gedankens. Tatsächlich sind in den amerikanischen Gewerkschaften nur die oberen Zehntausend der amerikanischen Arbeiterschaft vereinigt. Diejenigen der amerikanischen Arbeiter, von deren hohen Löhnen bei uns so viel gefabelt wurde und wird. Diese haben natürlich kein größeres Interesse, als möglichst lange ein System zu unterhalten, das ihnen eine komfortable Existenz ermöglicht. Die Feinde dieser hochbezahlten Gewerkschaftsmitglieder sind nicht die Kapitalisten, sondern die sich zu billigen Löhnen anbietenden Einwanderer und Neger und die große graue Masse der proletarisierten amerikanischen Arbeiter.

★

Besonders heftig war der Streit um Zustimmung oder Ablehnung einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Höchst widerwillig ging man an die Beratung dieses Gegenstandes.

Das Resolutionskomitee schlug vor, den Plan einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, welcher Art sie auch immer sein möge, abzulehnen. Am englischen, vor allem aber am deutschen Gesetz zur Versicherung gegen Arbeitslosigkeit wurde versucht, aufzuweisen, daß eine solche Versicherung nicht denkbar ist ohne Mitwirkung oder Kontrolle der Arbeitenden durch die Arbeitgeber. Der Arbeiter verlöre seine Freizügigkeit; er könne nicht mehr fahren, wohin er wolle; könne einen schlechten Arbeitsplatz nicht aus eigenem Willen aufgeben, er müsse auf alle Fälle gute Miene zu jedem bösen Spiel des Arbeitgebers machen, weil er sonst immer in Gefahr geriete, seines Rechtes auf Unterstützung verlustig zu gehen. Er könne gezwungen werden, nach einer gewissen Zeit der Arbeitslosigkeit jede vorhandene Beschäftigung anzunehmen, wobei er — und das gab schließlich den Ausschlag für die Ablehnung des ganzen Gedankens der Versicherung — sehr leicht mit den feierlich übernommenen gewerkschaftlichen Verpflichtungen in Konflikt kommen könne. Diese Verpflichtungen verbieten es ihm, in einem Betriebe Arbeit anzunehmen, der organisierte Arbeiter grundsätzlich nicht beschäftigt. Er wird also, wenn Arbeit nur in solchen Betrieben vorhanden ist, entweder seine Mitgliedschaft zur Gewerkschaft aufgeben müssen oder seines Rechtes auf Arbeitslosenunterstützung verlustig gehen. Es wurde darauf hingewiesen, daß in dieser Hinsicht die Dinge in Deutschland und Großbritannien anders lägen, denn in diesen Ländern sei ein weitaus größerer Prozentsatz der Arbeiter organisiert als in Amerika.

Vor allem aber sei es wichtiger, Wege zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit anzugeben, als um eine Versicherung zu streiten. Die Wege wären — nach wilden Debatten einigte man sich auf diese Vorschläge des Komitees —

1. Einberufung einer Konferenz von Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten.
2. Sofortige allgemeine Einführung der Fünftagewoche und eines verkürzten Arbeitstages.
3. Erhaltung der Höhe und des Aufbaues der Löhne.
4. Garantie für alle

Arbeitenden, daß sie wegen der entsprechenden Erniedrigung der Arbeitszeit ihrer Stellungen sicher seien. 5. Verbot aller Arbeit von Jugendlichen. 6. Stabilisation und Ausgleich vor allem in den Saisonindustrien. 7. Ausarbeitung eines Gesamtwirtschaftsplans auf lange Sicht, der Produktion und Konsumtion vernünftig ausgleicht. In diesen sieben Punkten verkörpern sich die Vorschläge der amerikanischen Gewerkschaften zur Beseitigung der Krise.

Die sich ständig verschärfende Krise und die steigende Not auch unter den Gewerkschaftsmitgliedern (mindestens 30 v. H. von ihnen sind arbeitslos) hat die Gewerkschaften indessen schon kurze Zeit nach der letzten Jahresversammlung in Vancouver gezwungen, ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Gedanken einer Arbeitslosenversicherung aufzugeben. Vor allem gab ihre doktrinäre und reaktionäre Haltung gegenüber dem Gedanken einer Arbeitslosenversicherung den Kommunisten ein außerordentlich wirksames Agitationsmittel in die Hand. Die radikalen Organisationen hatten es leicht, die Arbeitslosen zu sich heranzuziehen, da die Führer der American Federation of Labor genau wie die amerikanischen Staatsbehörden kein genügendes Verständnis für die Not unter den Arbeitslosen aufbrachten. Die Kritik der Gewerkschaftsmitglieder an den Führern war so stark, daß im Januar 1932 die Gewerkschaftsleitung offiziell ihre ablehnende Haltung gegenüber der Arbeitslosigkeit revidieren mußte, was dem Ansehen der Organisation, die erst Mitte November in ihrer repräsentativen Versammlung das Gegenteil beschlossen hatte, nicht gerade dienlich war.

★

Für das Jahr 1930 geben die amerikanischen Gewerkschaften ihre Mitgliederzahl mit 2.961.000 an. Diese Zahl ist wahrscheinlich um ein paar Hunderttausend zu hoch gegriffen, da die Gewerkschaften in einem Umfang, den sie sich selbst nicht zugeben wollen oder können, in den letzten Jahren Mitglieder verloren haben. Die größte der in der A. F. of L. zusammengeschlossenen Gewerkschaften ist der

Verband „United Mine Workers“. Dieser Verband gibt seine Stärke immer noch mit 400.000 Mitgliedern an, obwohl sich Sachkenner ganz darüber klar sind, daß sie höchstens noch 200.000 beträgt. Gerade unter den Grubenarbeitern haben die revolutionären Gewerkschaften ungeheure Fortschritte auf Kosten der alten Organisationen gemacht.

Seit dem Tode von Samuel Gompers läßt die Bedeutung und Stoßkraft der A. F. of L. dauernd nach. Unter der Führung des jetzigen Präsidenten Green hat sie ganz den Charakter einer Klassenkampforganisation verloren. Das Wort „Klassenkampf“ ist in den Kreisen der Gewerkschaftssekretäre nicht weniger unbeliebt als in den amerikanischen Damenklubs. Die Leiter der Gewerkschaften haben es verstanden, sich so hohe Einkünfte zu verschaffen, daß sie ihrer ganzen Mentalität nach viel mehr in die Zirkel der Generaldirektoren als in die von Arbeiterführern gehören. Sie handeln entsprechend. Blättert man in den letzten Jahrgängen der Gewerkschafts-Zeitung, die von Green selbst herausgegeben wird, dem „American Federationist“, so kann man die überraschende Feststellung machen, daß bis zum Mai 1930 der Präsident der amerikanischen Gewerkschaften nichts von einer Arbeitslosigkeit gemerkt hat. Im September 1930 war leider die Depression nicht mehr zu übersehen, doch immer war man genau wie die offiziellen Staatsstellen fest davon überzeugt, daß die guten Zeiten um die nächste Ecke herum warteten. Im Januar 1931 war die A. F. of Labor ihrem offiziellen Organ nach sehr für ein „gutes Verständnis zwischen den Menschen“. Im Februar fand sie einen guten Trost darin, daß die Depression immerhin weltweit wäre, im Herbst 1931 war die Arbeitslosigkeit „kein kleines Problem“, im September 1931 konstatiert Green, daß „das Prinzip des hohen Lohnes fest in das Geschäftssystem der USA eingepflanzt worden sei, und daß die Unternehmer sich darüber klar seien, wie hohe Löhne die beste Sicherheit für eine Dauerprosperität abgäben“. In der gleichen Woche wurden übrigens in den verschiedensten Industrien die Löhne der Arbeiter in großem Ausmaße gesenkt.

Allerdings merken die Führer der amerikanischen Gewerkschaften nichts von den schlechten Zeiten. Der Leiter z. B. einer Kino-Vorführer-Gewerkschaft in New York, deren Mitgliederzahl ungefähr 1300 beträgt, bezieht ein Jahresgehalt von 47.000 Dollar, wozu noch Aufwandsentschädigungen usw. kommen.

Der Präsident der Musikergewerkschaft bezieht nach Angaben des Labor Fact Book 20.000 Dollar im Jahr. Das Haupt der United Mine Workers bezieht 12.000 Dollar im Jahr, wozu noch weitere mehrere tausend Dollar für Auslagen usw. treten. Die Mitglieder dieses Verbandes bilden denjenigen Teil der amerikanischen Arbeiterschaft, der am meisten von der Arbeitslosigkeit betroffen ist. In manchen Gruben sind 50 v. H., in anderen 80 bis 90 v. H. der Arbeiterschaft ohne Einkommen.

Einem solchen Mann wird es schwerfallen, mit revolutionären Gewerkschaften in Konkurrenz zu treten, deren Präsidenten bestimmungsgemäß kein höheres Einkommen haben dürfen, als die Löhne der Arbeiter betragen, welche sie vertreten.

★

Die Bedeutung der A. F. o. L. geht weiterhin aus einem Grundeständig zurück, auf den die Organisation keinen Einfluß hat. Wie schon erwähnt, umfassen die in der A. F. o. L. zusammengeschlossenen Verbände kaum 10 v. H. der gesamten amerikanischen Arbeiterschaft, und zwar vor allem die besonders hoch qualifizierten Arbeiter.

Die A. F. o. L. hat 1930 ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert, sie wurde also in einer Zeit gegründet, als noch die handwerkliche Geschicklichkeit des Arbeiters in hohen Ehren stand. Hieraus erklärt sich, warum bis zum heutigen Tage in den amerikanischen Gewerkschaften im wesentlichen nur die hoch qualifizierten Berufe zusammengeschlossen sind.

Es liegt nun im Zug der Rationalisierung und Mechanisierung des Arbeitsprozesses, daß hoch qualifizierte Facharbeiter in steigendem Maße überflüssig werden. Die Rationalisierung bewirkt eine in ihrem Ausmaß und ihrer

Bedeutung noch gar nicht genügend gewürdigte Degradierung der fähigsten und geschicktesten Teile der Arbeiterschaft. Nur in einem einzigen Industriezweig haben die Facharbeiter ihre Bedeutung aufrechterhalten, ja sogar steigern können: in der Werkzeugmaschinenherstellung. Es versteht sich von selbst, daß bei fortschreitender Rationalisierung des Produktionsprozesses die Maschinen, die an die Stelle der menschlichen handwerklichen Geschicklichkeit treten, immer komplizierter werden. Da es sich immer nur um wenige Einzelmaschinen handelt, läßt sich die Herstellung der Werkzeugmaschinen selbst nicht rationalisieren, hier ist die Handarbeit noch wichtiger geworden als früher. Es ist gewissermaßen so, daß die wenigen noch übriggebliebenen hoch qualifizierten Werkzeugmaschinenfacharbeiter an die Stelle der früher zu Hunderttausenden zählenden Facharbeiter in den verschiedenartigsten Industrien getreten sind. Hier stehen wir einer Erscheinung gegenüber, die später noch etwas ausführlicher behandelt werden muß. Ein kleiner Bruchteil von Arbeitern übernimmt die Funktionen einer bisher um das Mehrfache zahlreicheren Arbeiterschaft von gleichen Arbeitsqualitäten. Das bedeutet, daß der Lohn für die wenigen Übrigbleibenden stark erhöht werden kann, für einen großen Teil der Ausgeschalteten aber kann der Lohn auf das Niveau der Löhne für ungelernte Arbeiter oder Handlanger herabgesetzt werden, der Rest wird überhaupt überflüssig.

Zur Gewerkschaft zu gehören, erfordert ein hohes Einkommen; die Eintrittsgebühr ist sehr hoch, sie beträgt in manchen Fällen über 100 Dollar, desgleichen sind die Beiträge von einer für deutsche Verhältnisse überraschenden Reichlichkeit. Je mehr Arbeiter nun durch die fortschreitende Rationalisierung zu schlecht bezahlten Arbeitern werden, desto enger wird zahlenmäßig der Kreis der in den Gewerkschaften vereinigten Aristokratie der Arbeiterschaft.

★

Viele Gewerkschaften sind heute nichts weiter mehr als ein Racket, d. h. eine Organisation, deren Aufgabe es ist,

in großem Stil Geschäfte auf außergesetzlichem Wege zu machen, wobei alle Mittel vom Mord über Erpressung, Entführung bis brutaler Terrorisierung der Opfer erlaubt sind. Bauunternehmer müssen z. B., bevor sie an die Errichtung irgendeines großen Gebäudes, z. B. eines Wolkenkratzers, gehen, der Gewerkschaft der Stahlarbeiter oder der der Maurer vorweg eine Art von Abstandssumme zahlen, sonst werden sie entweder mitten im Bau bestreikt oder es wird, wenn das nichts hilft, der ganze Rohbau in die Luft gesprengt. Viele Gewerkschaften haben ihre Macht den Unternehmern sowohl wie ihren Mitgliedern gegenüber so befestigt, daß die Gewerkschaftsleiter genau so große Macht in der Wirtschaft erlangt haben wie Konzerndirektoren. Kein Mann findet Arbeit in seinem Beruf, wenn er nicht zur Gewerkschaft gehört, er muß also die hohen Beiträge widerwillig bezahlen. Kein Unternehmer findet Arbeiter, wenn er nicht vorher seinen Zoll an das Racket der Gewerkschaftssekretäre abführt. Die Gewerkschaftsmitglieder sind trotz allem in vielen Fällen mit ihrer korrupten Leitung durchaus einverstanden, weil sie zwar genau wissen, daß die Gewerkschaftssekretäre sich mit den erpreßten Geldern die Taschen füllen, andererseits aber auch ihren Mitgliedern in Form von erhöhten Löhnen oder sonstigen Zuschüssen ein Teil des Raubes zufließt.

Soweit wie sich solche Erscheinungen überhaupt zurückverfolgen lassen, sind die Rackets, die heute in fast allen Teilen des amerikanischen Wirtschaftslebens wie eine fressende Seuche sich eingenistet haben, zuerst überhaupt von den Gewerkschaften erfunden worden.

Ich habe manches Gewerkschaftsmitglied gesprochen, welches traurig zugab, daß es mit den Anschauungen eines anständigen Menschen oftmals sehr schwer zu vereinbaren sei, zu einer Gewerkschaft, dem Racket, wie die Gewerkschaftsmitglieder es selbst in vielen Fällen nennen, zu gehören, daß aber in vielen handwerklichen Berufen gar nichts weiter übrigbleibt, da man als nicht zur Gewerkschaft Gehöriger keine Arbeit finden könne.

*

Um ein unmittelbares Bild davon zu geben, welcher Geist heute in der A. F. o. L. herrscht, sei im folgenden in wörtlicher Übersetzung ein unlängst in „Harper's Monthly Magazine“ veröffentlichter Brief eines Sekretärs einer führenden Gewerkschaft in einer großen Industriestadt an einen Kenner der Verhältnisse, Louis Adamic*, wiedergegeben:

„Ich betrachte Sie als einen Freund der Gewerkschaftsbewegung, so trage ich keine Bedenken, offen an Sie zu schreiben. Während der zehn Jahre meiner Tätigkeit hat sich die Mitgliederzahl der Gewerkschaften ständig verringert, so daß heute nur eine bloße Handvoll übriggeblieben ist.

Die Vertretung der A. F. o. L. in unserem Staate ist diese ganzen zehn Jahre hindurch leblos gewesen. Ihr Sekretär war viele Jahre lang krank, und wenig oder keine Arbeit konnte geleistet werden. Aus Sympathie wurde er Jahr für Jahr wiedergewählt, obwohl man wußte, daß er außerstande war, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Sein Gehalt wurde erhöht, und dann stellte es sich heraus, daß nicht Geld genug in der Kasse war, um ihm die Erhöhung auch auszu zahlen. Ich erwähne dies nur, um Ihnen zu zeigen, wie sorglos und dumm wir unsere Arbeit tun.

Unsere zentrale Stadtgewerkschaft ist seit vielen Jahren tot. Ein Mann namens X. versah das Amt als Geschäftsführer und Sekretär, obgleich jedermann wußte, daß er diesem Posten weder unter dem Gesichtspunkt der Intelligenz noch dem des Mutes gewachsen war. Er war jedoch ein guter „Politiker“, unlängst wurde er Vizepräsident der Gewerkschaft mit einem Jahresgehalt von 12.000 Dollar**.

Aus dem ganzen Staat und den Nachbarstaaten gibt es nichts Erfreuliches zu berichten für jemand, der daran glauben möchte, daß die gegenwärtige Gewerkschaftsbewegung wirklich imstande sein wird, etwas für die Ver-

* Auch eine Anzahl der sonstigen in diesem Kapitel gemachten Angaben stammen von L. Adamic.

** Hierbei muß beachtet werden, daß in Amerika „politician“ nicht Politiker in unserem Sinne bedeutet, sondern einen Mann, der mit Hilfe der Politik für seine eigene Tasche Geschäfte zu machen versteht.

besserung der Arbeitsbedingungen durchzusetzen. Der durchschnittliche Arbeiter ist zu indifferent und abgebrüht oder zu selbstisch; die Gewerkschaftssekretäre haben ziemlich ausgespielt oder sind meistens irgendwie Gewerkschafts-„Politiker“. Es gibt ein paar ausgezeichnete Männer in den Gewerkschaften, aber gerade sie entbehren jeden Einflusses.

Die-Gewerkschaft ist die stärkste Organisation in dieser Stadt. Alles steht zu ihren Gunsten. Sie haben ein Close-Shop-Agreement (d. h. eine Vereinbarung, daß die Unternehmer nur Gewerkschaftsmitglieder anstellen dürfen) und trotzdem, mit einer Mitgliederschaft von 6000, sind sie heute praktisch bankrott. Wie in vielen anderen Gewerkschaften beziehen ihre Verwaltungsbeamten enorme Gehälter, für jede Bagatelle werden Komitees zusammengerufen, die hohe Entschädigungen erhalten. Während sie die Macht hätten, ihren Einfluß in wichtigen Dingen durchzusetzen, sind sie weiter nichts mehr als bloß ein „job-holding-racket“ (d. h. eine mit illegalen Mitteln arbeitende Organisation zur Sicherung von Stellungen). Das ist verdammt entmutigend, aber ich erzähle Ihnen die Wahrheit.

In meiner eigenen Gewerkschaft haben wir sogenannte Organisatoren unterwegs, die ein Gehalt von 3 000 Dollar im Jahr beziehen und ihre „Spesen“ ersetzt bekommen — und Sie sollten sich einmal ihre Spesenrechnungen ansehen. Ein paar dieser Organisatoren sind ordentliche Leute, die meisten von ihnen aber hoffnungslos. Sie sind entweder längst ausgebrannt oder haben niemals für die Bewegung jene Leidenschaft empfunden, die notwendig ist, um andere zu gewinnen und zu begeistern.

Was die zentrale Organisation der A. F. o. L. anbelangt, so sehe ich wenig Ermutigendes. Bei allen ernsthaften Aufgaben tappen sie hilflos umher und verschwenden viel zu viel Zeit mit großmäuligen Protesten. Auf der Jahresversammlung in Boston 1930 war es deprimierend, so viele Dummköpfe versammelt zu sehen, die versuchten weise auszuschaun. Es gab ein paar vorzügliche Leute unter den Delegierten, aber ihr Einfluß war gleich Null. Die ganze Tagung

über war mir sterbensübel, und ich war froh, als sie vorüber war. In der A. F. o. L. ist nur noch wenig Leben übriggeblieben. Ihre hohen Beamten scheinen unfähig zu sein, die großen Probleme von heute zu bewältigen. Sie leben bloß noch von dem Geist der Vergangenheit. Ich kann mir nicht helfen, aber ich muß zu dem Schluß kommen, daß der Einfluß der Gewerkschaften ständig zurückgeht, sowohl an Mitgliederzahl wie an Einkommen, und die Zukunft sieht dunkel aus. Neue Arbeiterbewegungen entstehen nicht über Nacht — —.“

So richtig wie dieser Brief auch die innere Situation der Gewerkschaften kennzeichnet, sein letzter Satz kann mit Fug und Recht bezweifelt werden, denn die radikalen Arbeiterorganisationen reißen nicht nur die von der A. F. o. L. sich enttäuscht abwendenden Arbeiter an sich, sondern haben auch großen Erfolg in den Kreisen derjenigen Arbeiter, die auch niemals vorher zu der A. F. o. L. gehören konnten, da sie niemals „Aristokraten“ der Arbeiterschaft gewesen sind.

10. U N T E R N E H M E R

Ein sehr hervorragender, an erster leitender Stelle eines Automobilkonzerns stehender Industrieller in Detroit formulierte mir seine Stellung zum Arbeitslosenproblem in folgenden Worten:

„Sehen Sie, ich verdiene heute ein paar hunderttausend Dollar im Jahr; vor 30 Jahren hatte ich genau so viel Geld, wie alle die Leute, die heute arbeitslos sind. Alle haben damals die gleichen Chancen gehabt wie ich. Ich habe sie ausgenutzt, die anderen nicht; inwiefern kann ich jetzt dafür verantwortlich gemacht werden, wenn die andern arbeitslos sind? Wenn ich arbeitslos wäre und die andern wären Generaldirektoren, würden sie sicherlich genau so denken, wie ich jetzt denke. Infolgedessen besteht keine Verpflichtung meinerseits, sie vor dem Verhungern zu retten. Soweit ich kann, helfe ich auf dem Wege der Wohltätigkeit, verpflichtet bin ich indessen nicht dazu.

Der konsequente Kapitalismus scheint mir dasjenige Wirtschaftssystem zu sein, welches der menschlichen Natur am besten entspricht; infolgedessen ist es das beste. Als Steinzeitmensch hätte ich meinen Gegner, der mit mir in irgendeiner Hinsicht konkurrierte, mit der Keule zu Boden geschlagen. Heute bringe ich ihn überseit, indem ich seine Produkte unterbiete und ihm an der Börse durch geschickte Aktienmanipulationen sein Vermögen abjage. Der Stärkere überlebt den Schwächeren. Ich werde so lange leben, bis ein Stärkerer mich überwindet. All die Arbeitslosen sind genau so Überwundene wie mein industriell niedergekämpfter Konkurrent. Ich bin für ihre Existenz genau so wenig verantwortlich wie für die des bankrott gegangenen Konkurrenten. Außerdem glauben Sie mir, wenn die Arbeitslosen sich wirklich bemühten, Arbeit zu finden, dann wäre auch

welche da. Es gibt überall genug Beschäftigung und genug Geschäfte, man muß bloß geschickt und wendig genug sein, sie zu finden. Oder glauben Sie etwa, daß Sie und ich verhungern würden, wenn wir morgen plötzlich kein Einkommen und kein Vermögen hätten? Wenn die Arbeitslosen nicht so wählerisch einerseits und schwerfällig andererseits wären, brauchten sie nicht zu hungern, das können Sie mir glauben.

Sie meinen, der Hunger wird zu einer politischen Gefahr — vielleicht: auf dieser Welt ist jeder Tag Gefahr, die Macht ist in den Händen des wirtschaftlich Starken, und dieser wird alle Gefahren überwinden, solange er gewillt ist, sie wirklich anzuwenden.“

Ich meinte darauf, daß dies zwar sehr konsequent gedacht wäre, daß ich aber nur eines nicht verstehe: bringt man nämlich die Besiegten wirtschaftlich oder gar körperlich um, so wird niemand mehr da sein, der Automobile kaufen kann.*

★

Es folgt die wörtliche Übersetzung eines von Henry Ford Ende 1931 schriftlich gewährten Interviews, das mir auf meine Bitte von der Geschäftsleitung in Dearborn bei Detroit übermittelt wurde:

„Mr. Ford sieht die Depression im ganzen als eine heilsame Periode an; er glaubt nämlich, daß sie dem Volke und dem Lande weniger schadet als eine Fortdauer der unechten Prosperität. Er meint, daß die Leute diese Periode eher überleben werden, als sie eine Fortdauer der früheren Periode überlebt hätten. Er stellt in Abrede, daß unsere sogenannte Prosperität in irgendeinem Sinn günstig war, und behauptet, daß sie für das Geschäft und die Moral des Landes großes Unheil gebracht hat. Er sieht die Depression gebrochen, erstens: wenn die Leute aufhören zu glauben, irgend etwas umsonst

* Diese Ansicht wird durch die Geschäftsberichte der Gesellschaft belegt. Diese Geschäftsberichte zeigen zwar noch einen steigenden Gewinn, aber eine Verminderung der Zahl der verkauften Autos. Die Gewinnsteigerung wurde erzielt durch eine Ermäßigung der Produktionskosten. (Verstärkte Rationalisierung, Verminderung der Arbeiterzahl, Herabsetzung der Löhne.)

erhalten zu können, zweitens: wenn die Leute wieder selbständig werden, d. h. wenn sie aufhören, sich auf die Initiative einiger weniger anderer zu verlassen, die ihnen Arbeit oder Unterstützung verschaffen sollen, und drittens: wenn allgemein das Verständnis dafür wach wird, daß der Gewinn des Lebens das Leben und nicht das Geld ist.

Mr. Ford glaubt, daß die gegenwärtigen Erfahrungen nicht das Ergebnis haben werden, daß die Massenproduktion eingeschränkt wird, sondern vielmehr, daß sie erweitert wird. In jedem Geschäftszweig hat unsere größte Produktion bei weitem nicht den Bedarf decken können; er glaubt, daß gewisse Abänderungen in der finanziellen Struktur den Austausch der Güter gegenüber früher erleichtern werden. Menschen, Material, Geld, Nachfrage, alles ist vorhanden, man muß nur einige wenige ökonomische Fehlschlüsse überwinden und ein veraltetes finanzielles Verfahren beseitigen, dann werden die vier Grundelemente gleichmäßigen Geschäftes und Gedeihens wieder regelmäßig funktionieren können.

Mr. Ford lehnt grundsätzlich jede Beschränkung der Produktion, jede Preisfixierung oder andere künstliche ökonomische Notbehelfe ab. Er ist sich durchaus der gegenwärtigen Schwierigkeiten einer Überproduktion bewußt, aber er glaubt, daß dieser Nachteil mehr als ausgeglichen wird durch die guten Folgen, welche der Überfluß erzwingt. Neue Verwendungen für Güter werden nur gefunden, wenn ein Überschuß vorhanden ist. Neue Verwendungen bedeuten neue Märkte und größere Produktion. Ohne den Druck eines Überschusses können beide nicht entdeckt werden.

Mr. Ford glaubt, daß die Verbesserung der Lebensbedingungen in rückständigen Teilen der Welt nicht nur anhalten, sondern dadurch noch beschleunigt werden wird, daß in jedem dieser Länder Industrien aufgebaut werden. Er glaubt, daß an die Stelle der Ausbeutung neuer Länder endgültig die Entwicklung neuer Länder getreten ist. Nach seiner Ansicht müßten die „fremden Märkte“ an Zahl abnehmen, da die verschiedenen Völker sich mehr und mehr zu Selbstversorgern entwickeln. Das bedeutet natürlich eine bessere Lebenshal-

tung für diese Völker, verglichen mit der Zeit, in der sie nichts weiter als „fremde Märkte“ waren. Ein Zurückweichen von einem einmal erreichten höheren Lebensstandard wird es nicht geben, ausgenommen in gelegentlichen übertriebenen Entwicklungen, die zuweilen fälschlich für einen „Standard“ gehalten werden.

Mr. Ford betrachtet die Depression nicht als eine der schon früher in bestimmten Zeitabständen stets wiederkehrenden Depressionen, sondern als die Vollendung einer aufsteigenden Serie von Depressionen (oder wenigstens den Beginn einer solchen). Diese letzte Zuckung mag in ihren verschiedenen Phasen eine Zeitlang andauern. Aber sie kann nicht ohne eine große Revision des sozialen Systems überstanden werden, worunter nicht eine Abänderung des Systems gemeint zu sein braucht; es muß nur in den Stand gesetzt werden, all das zu vollführen, was es, wie wir gesagt haben, bezüglich der Geeignetheit und Prosperität vollbringen muß.

Mr. Ford glaubt, daß das Automobil sich endgültig eine vorherrschende Rolle im Transportwesen gesichert hat. Das Automobil wird sich in der Richtung auf eine große Verfeinerung des Produktes, der Verteilung usw. fortentwickeln. Was die Autoherstellung in andern Ländern betrifft, so glaubt Herr Ford, daß alle Länder dahinkommen werden, ihren Bedarf mehr und mehr selbst zu decken. Auch hier werden die „fremden Märkte“ verschwinden, da die Länder eigene Industrien entwickeln werden.

Mr. Fords Ansicht über Lohnhöhe ist die, daß die Industrie nur groß werden kann durch die Unterstützung der Arbeiter, und daß die Arbeiter die Industrie nicht unterstützen können, wenn sie keine genügenden Löhne empfangen. Er glaubt, daß Löhne die Grundlage der Kaufkraft sind. Alles, was die Löhne erhöht, erhöht auch das Geschäft, alles, was die Löhne vermindert, schädigt das Geschäft. Löhne jedoch müssen verdient werden: höhere Löhne können nur durch höhere und bessere Produktion zustande kommen. Die Aufgabe, die Arbeit besser zu bezahlen, ist besonders die Aufgabe der Leitung; sie kann nur erfüllt werden durch eine

beständige Verbesserung der Produktionsmethoden. Tatsächlich verdient der Arbeiter mehr mit geringerem Kraftaufwand, wenn die Leitung voll leistet, was sie leisten sollte.

Die Ford-Motor-Company arbeitet wie gewöhnlich an der Verbesserung des Automobils.“

★

Zur Kontrolle sei im Nachstehenden der englische Text mitgeteilt:

“Mr. Ford sees the depression as a wholesome period on the whole, it being his belief that it has done less harm to the people and the country than a continuance of the false prosperity would have done. He thinks that more people will survive this period that would have survived a continuance of the former period. He denies that our so-called prosperity was prosperous in any sense and contends that it did great harm to business and the morale of the country. He sees the depression broken (1) when the people cease to believe that something can be obtained for nothing, (2) when the people get back their selfdependence: that is, when they cease to lean on the initiative of a few either to provide work or charity and (3) when the public understanding is capable of seeing that the profit of life is life and not money.

Mr. Ford believes that instead of halting quantity production the effect of this present experience will be to increase it. Our greatest production in every line has fallen far short of supplying the need, and he believes that certain changes in the financial structure may facilitate the exchange of goods more easily than before. Men, Materials, Money, Need are all present: by breaking through a few economic fallacies and by noising an archaic financial procedure, the four elements of continuous business and prosperity will be enabled to function normally.

As a general rule Mr. Ford is opposed to curtailment of production, price fixing or other artificial economic makeshifts. He is aware of the temporary inconvenience of a surplus, but he believes that it is more than balanced by the good results produced by the pressure of the surplus. New uses are not found for goods except there be a surplus of them. The new uses mean new markets and larger production, and these are not discovered except under pressure of a surplus.

Mr. Ford believes that the improvement of living conditions in backward parts of the world will not only continue but will be accelerated by planting of industries in every country. He believes that exploitation of new countries has definitely ceased in favor of development of new countries. His idea “foreign markets” must continually grow fewer and fewer as the various peoples become more and more sufficient to themselves, and this of course means a higher standard of living than when these people were mere “foreign markets”. There will be no recession anywhere from a higher standard, except in occasional extravagant developments which are sometimes mistaken for a ‘standard’.

Mr. Ford does not regard this as the old-fashioned cyclic depression, but the consummation of an ascending series (or at least beginning of the consummation of an ascending series) of depressions. This final convulsion may last

for some time in its various phases, but it cannot escape the accompaniment of large revision of the social system, not as changing the system we have, but as enabling it to accomplish all that we have said it could accomplish in the way of opportunity and prosperity.

The automobile, Mr. Ford believes, is an established and dominant factor in transportation. It will develop along the line of greater refinement—refinement of product, distribution, etc. As to motor manufacture in other lands, Mr. Ford believes that all countries will come to supply more of their own needs. Here again the 'foreign market' disappears before the development of home industry.

Mr. Ford's comment on wage scales is that industry grows large only by the patronage of the workers, and that workers cannot patronize industry unless they receive sufficient wages. Wages, he believes, is our basic purchasing power. Anything that increases wages increases business; anything that lowers wages injures business. Wages, however, must be earned: higher wages can come only of higher and better production; and the task of enabling labor to earn more is peculiarly the task of management and is accomplished through a continuous improvement in method. In fact, labor earns more with less effort when management does its full share.

The Ford Motor Company is busily working, as usual, for the improvement of the automobile."

★

So viel über zwei typische Vertreter des Unternehmertums der Vereinigten Staaten im Krisenwinter 1931/32.

Kommentar überflüssig!

★

Übrigens ist die Glanzzeit Ford's und seiner Autos vorüber. Schon seit ein, zwei Jahren beginnen die „General Motors“ mit ihrem „Chevrolet“ und der Chrysler-Konzern vor allem mit dem in diesem Jahr herausgekommenen „Plymouth“, die schöner und besser sind als die Fordwagen, ohne wesentlich teurer zu sein, den Produkten von Ford den Rang abzulaufen. Mit seinem neuen 1932 Modell kam Ford verspätet heraus; außerdem konnte er die Bestellungen nicht genügend schnell erfüllen. Schon ist er von den jüngeren und tüchtigeren Chrysler-Leuten überholt, seine Tage als „Herr des Autos“ sind gezählt.

AUSBLICK INS THEORETISCHE



I. WO LIEGEN DIE GRÜNDE DER KRISE?

Auf der Fahrt rund um Nordamerika sprach ich mit Arbeitslosen und mit reichen Holzhändlern, schloß dauerhafte Freundschaften mit Fabrikdirektoren, Unternehmern und Kommunisten. Meine Mahlzeit bestand bald aus fettem Schweinefleisch mit Maisbrot im Black Belt von Alabama, bald aus meat-pie und schwarzem Kaffee in irgendeiner zehnrangigen Cafeteria in Los Angeles oder Chicago; dann wieder verspeiste ich zehn Gänge bei feudalen Abendessen in Kaufmannsklubs von San Francisco oder Montreal, oder trank mit schöngeistigen Millionärs-gattinnen Tee.

Ich schlief in flop-houses, wo ein schmutziges Bett zwanzig cents kostet; ich bewohnte in manchen Großstädten first-class-Hotels mit Radioanschluß in jedem Zimmer und Marmorbädewannen (das war dann unverschämt teuer, und ich hätte es mir nie leisten können, wenn nicht die Manager meine privaten Freunde gewesen wären, die mir Zimmerpreise „unter Brüdern“ bewilligten).

Wenn ich mich mit Kommunisten unterhielt, so meinten sie, ich wäre zu radikal kommunistisch. Wenn ich mit Industriekapitänen sprach, so hielten sie mir vor, daß ich zu doktrinär kapitalistisch dächte. Diskutierte ich mit Professoren der Nationalökonomie, so wurden mir meine Versuche zu allzu entselbstender Objektivität vorgeworfen, und redete ich mit kleinen Kaufleuten, die ihr Vermögen dransetzten, um arbeitslose hungernde Familien zu unterstützen, so hieß es, daß man so egoistisch wie ich die Verhältnisse nicht ansehen dürfe. Ich habe versucht, alle Menschen, denen ich das Glück hatte, zu begegnen, aus ihrem Bau hervorzulocken. Ich habe hier und da hinter die Kulissen des amerikanischen

Menschen gesehen. Ich habe versucht, zu all den mir wichtig erscheinenden Zahlen lebendige Beispiele aufzufinden, was mir zum Teil auch gelungen ist.

★

Als ich nach Amerika fuhr, war mein Glaube an den Mythos Amerika im Grunde noch unerschüttert. Schon als die Reise noch nicht zur Hälfte beendet war, wußte ich, daß jenes in europäischen Köpfen spukende mythische Amerika niemals real existiert hat.

Die Prosperität war auch in den besten Jahren vor allem in den Bilanzen der Handels- und Industriegesellschaften zu finden; die große Masse der amerikanischen Arbeiter und Angestellten hat von der Prosperität nie mehr gehabt als eine relative Sicherheit ihrer Anstellung. Nur ein geringer Prozentsatz der amerikanischen Arbeiterschaft (vielleicht 10, höchstens 20 v. H.) erhielten jene hohen Löhne, von denen bei uns soviel gesprochen wurde. Der große Rest lebte wie überall in der Welt von der Hand in den Mund und war außerstande, irgendwelche Ersparnisse zu machen. Als die Depression einsetzte, bekam dies die arbeitende Bevölkerung in stärkeren Lohnherabsetzungen und Verminderung der Arbeitszeit sofort zu spüren. Die Gewinne der Industrie- und Handelsgesellschaften indessen ließen zunächst keineswegs nach, da die angesammelten Kapitalreserven zunächst einmal den Ansturm der schlechten Zeiten auffingen. Als Beleg für diese Tatsache sei eine kurze Notiz aus den New York Times vom 1. Oktober 1930 wiedergegeben, nach welcher in den ersten neun Monaten des Jahres 1930 die Wertpapierdividenden insgesamt 3.621.104.457 Dollar betrugen, das waren 600 Millionen Dollar mehr als in der gleichen Periode des Jahres 1929. Mit anderen Worten, die Dividendenausbeute war im ersten Jahr der Krise noch um 16½ v. H. höher als im letzten Jahr vor der Krise. Das Einkommen der Arbeiterschaft indessen hatte in derselben Zeitspanne, wie die „Standard Statistics“ schätzen, um 9 Milliarden abgenommen, d. h. um rund 20 v. H. gegenüber dem Einkommen der Arbeiter

in den ersten neun Monaten des Jahres 1929 (vgl. auch die Bilanz der United States Steel auf Seite 187/8).

Nach Angaben von Ethelbert Stewart vom U. S. Bureau of Labor Statistics betrug im Januar 1931 die Kaufkraft der Arbeiterklasse nur noch 70 v. H. der Kaufkraft von 1929, d. h. in den Monaten seit Ende September 1930 hatte sich die Kaufkraft der Arbeiterschaft um weitere 10 v. H. verschlechtert. Da die Reduzierung der Löhne und Verringerung der Arbeitszeit und der Umfang der Arbeitslosigkeit seit dem Jahre 1931 eher noch in beschleunigtem Tempo fortgeschritten ist, so läßt sich mit guten Gründen die Ansicht vertreten, daß die Kaufkraft der amerikanischen Arbeiterschaft im Frühjahr 1932 nur noch höchstens 50 bis 60 v. H. der Kaufkraft von 1929 ausmacht, da inzwischen die Arbeiter ihre Ersparnisse aufgegessen haben, die Unterstützungssätze der charitativen Hilfsorganisationen immer weiter abgesunken sind, Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit in rasendem Tempo zunehmen.

Selbst in dem Hochkonjunkturjahr 1927 hatten 35,3 v. H. der Bevölkerung der USA nur ein Einkommen, das nicht mehr als das bloße Existenzminimum ausmachte oder darunter lag. Also selbst in den gelobten Zeiten der Prosperität lebte über ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung in tiefer Armut. (Schätzungen von Georges Soule, New Republic.)

★

Voraussetzung einer gesunden Wirtschaft ist ein Gleichgewichtszustand zwischen Güterschaffung und Güterverbrauch, zwischen Produktion und Konsumtion. Dies gilt vor allem für ein Land wie die USA, die nur einen kleinen Teil ihrer Produkte (10 v. H.) ans Ausland verkaufen. Entwickelt sich die Produktion schneller als die Konsumtion, d. h. wächst die erzeugte Gütermenge, so muß gleichzeitig dafür gesorgt werden, daß die Kaufkraft oder die Zahl der Abnehmer im gleichen Tempo wächst, wenn nicht der ganze komplizierte Apparat der Volkswirtschaft in Unordnung geraten soll.

Da die „reichen Leute“, volkswirtschaftlich gesehen, nicht „kaufkräftig“ sind (es gibt ihrer leider zu wenige; außerdem fließt nur ein schmaler Teil der hohen Einkommen in die Konsumtion; der weitaus größere arbeitet wieder in der Produktion, wo er „angelegt“ ist und wird), so sind vor allem die große Masse der Lohn- und Gehaltsempfänger und die Höhe ihrer Einkünfte bestimmend für die Kaufkraft eines Volkes.

In den USA bilden die Lohn- und Gehaltsempfänger 83 v. H. der Bevölkerung und verdienen 54 v. H. des Volkseinkommens, die so gut wie vollständig der Wirtschaft wieder zufließen; denn wie früher gezeigt wurde, hat der amerikanische Arbeiter niemals große Ersparnisse machen können, sondern mußte seinen Lohn dazu verwenden, seine Miete zu zahlen und sich Industrie- und Agrarprodukte für seinen Lebensunterhalt zu kaufen. In den letzten Jahren bezogen die amerikanischen Lohn- und Gehaltsempfänger durchschnittlich pro Jahr insgesamt rund 32 Milliarden Dollar Einkommen, die den größten Teil der Kaufkraft des amerikanischen Volkes repräsentieren. (Für 1931/32 wird das gesamte Volkseinkommen in den USA insgesamt auf 56 Milliarden Dollar pro Jahr geschätzt.)

Vergleicht man nun die Entwicklung der Produktion mit der Entwicklung des Reallohnes, so ergeben sich auffällige Diskrepanzen, in denen vielleicht die tiefsten Gründe für die gegenwärtige unheilschwangere Krise zu suchen sind. Schon lange vor dem Kriege setzt der Prozeß des immer weiteren Zurückbleibens der Kaufkraft hinter der Güterproduktion ein. Von diesen Gedankengängen aus erscheint der Krieg als ein letzter verzweifelter Versuch, den eisernen Zwang der hier angedeuteten Entwicklung durch gewaltsame Zerstörung der zu reichlich produzierten Güter zu brechen. Ohne den Weltkrieg hätten wir die gegenwärtige fundamentale Krise des weltwirtschaftlichen Systems schon 10 oder 15 Jahre eher erlebt; ein zweiter Weltkrieg würde den Ablauf der gegenwärtigen Krise wiederum um eine ebenso lange Zeit verzögern können.

*

Für die hier vertretene Überzeugung sollen zwei sehr verschiedene Kronzeugen ins Feld geführt werden. Als erster der hervorragende amerikanische Nationalökonom Professor Irving Fisher von der Yale-University. Als zweiter die American Federation of Labor. Der erste mit Zahlen, die er mitten in der Prosperität errechnet hat, die also nicht den Verdacht zulassen, daß sie post festum angestellte Schlußfolgerungen darstellen. Die zweite mit Zahlen aus der jüngsten Vergangenheit, welche den Beweis liefern, daß Irving Fisher die Entwicklung schon 1928 richtig beurteilt hat.

★

Im April 1928, also mitten in der Prosperität, konstatierte Irving Fisher, daß im Januar und Februar 1928 die Arbeitslosigkeit in New-York größer gewesen ist als im Jahre 1921, dem Jahr der tiefsten Nachkriegs-Depression.

Das U. S. Department of Labor gibt für 1927, verglichen mit 1923 einen Rückgang der Zahl der beschäftigten Arbeiter in der Fertigwaren-Industrie um 12 v. H., einen Rückgang der Gesamtsumme der gezahlten Löhne um 8 v. H. an, woraus geschlossen werden kann, daß die Löhne der noch beschäftigten Arbeiter gestiegen sind oder vor allem die minder bezahlten Arbeiter entlassen worden sind.

Nach den Berechnungen von Irving Fisher, die auf Zahlen des Labor Bureau Inc. und auf Berechnungen des Statistischen Bureaus der Western Electric Company usw. zurückgehen, betrug Ende 1927 die Zahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten 4 Millionen.

Legt man die Zahlen des U. S. Bureau of Labor Statistics zugrunde, so kommt man zu noch höheren Ziffern. Nach den Angaben dieses Bureaus verringerte sich die Zahl der Beschäftigten in allen amerikanischen Industrien zwischen 1925 und 1928 um 1.874.050. Hierzu kommen nach dem Secretary of Labor die 250.000 Leute, die jedes Jahr damals noch einwanderten, und die ungefähr 2 Millionen jungen Menschen, die in jenen Jahren jährlich auf dem Arbeitsmarkt neu er-

schielen. Legt man diese Ziffern zugrunde, so kommt man für den Januar 1928 nach Irving Fisher auf eine Arbeitslosenziffer in den Vereinigten Staaten von 8 Millionen Menschen anstatt der vorher errechneten 4 Millionen.

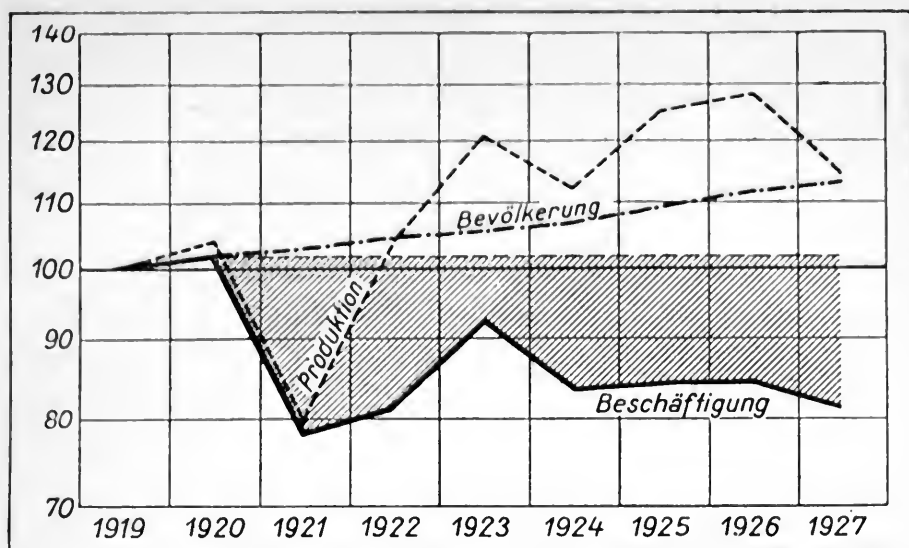
Die hier eingefügte Tabelle* zeigt, daß von 1919 bis 1926 die Bevölkerung der Vereinigten Staaten um 12 v. H. angewachsen ist. Die Produktion stieg um 29 v. H., die Anzahl der beschäftigten Menschen sank dagegen um 15 v. H. Wenn man aber die anwachsende Bevölkerung mit in Rechnung stellt, so hat sich die Arbeitslosigkeit nicht um 15 v. H., sondern um mindestens 25 v. H. in der Zeit von 1919 bis 1926 vergrößert.

Schon Irving Fisher berichtet warnend darüber, wie stark die Produktivität des einzelnen Arbeiters (d. h. die Menge der von ihm in der Zeiteinheit hergestellten Güter) gestiegen ist, ohne daß gleichzeitig für eine steigende Kaufkraft, die sich in steigender Lohnhöhe oder steigender Arbeiterzahl hätte ausdrücken müssen, gesorgt wurde.

Nach den Berechnungen des Federal Reserve Board stieg die Produktivität des einzelnen Arbeiters von 1919 bis 1926 um 34 v. H. Nach Angaben des U. S. Bureau of Labor Statistics stieg die Produktivität des Arbeiters sogar um 51 v. H. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten stieg von 1914 bis 1925 indessen nur um 18 v. H. Kein Wunder also, daß die Arbeiter in steigendem Maße brotlos wurden, weil für die von ihnen mehr produzierten Güter keine Abnehmer da waren. Bei steigender Produktivität und nicht entsprechend steigender Kaufkraft konnte man naturgemäß der entstehenden Schwierigkeiten nur Herr werden, indem man die Anzahl der noch beschäftigten Arbeiter fortlaufend weiter verminderte.

So beweisen die hier mitgeteilten, von Professor Irving Fisher schon im April 1928 veröffentlichten Zahlen, daß — während im Vordergrund noch die Prosperität herrschte — im Hintergrund die Depression bereits einsetzte.

* Mit den hier veröffentlichten Angaben entnommen dem „Magazine of Wallstreet“ vom 7. 4. 1928.



Entwicklung von Produktion, Bevölkerung und Beschäftigung

Die Tabelle zeigt, wie die Zahl der Beschäftigten weit hinter der anwachsenden Bevölkerungsziffer und der steigenden Güterherstellung zurückbleibt. Während die Menge der hergestellten Güter steigt, sinkt die Zahl der kaufkräftigen Abnehmer. Also schon mitten in der Prosperität bahnt sich die verhängnisvolle Auseinanderentwicklung zwischen Kaufkraft und Produktion an, die heute zu dem katastrophalen Zusammenbruch geführt hat.

Die Angaben der amerikanischen Gewerkschaften beweisen, daß Professor Fisher schon 1928 die Gefahren der wirtschaftlichen Entwicklung richtig erkannt hat. In der amerikanischen Fertigwarenindustrie stieg die „Produktivität“ des einzelnen Arbeiters (d. h. Wert und Menge der von ihm in einer Arbeitsstunde durchschnittlich hergestellten Gütermenge) von 1899 bis 1919, also in 20 Jahren, um 26 v. H. — Der Realstundenlohn des vollbeschäftigten amerikanischen Arbeiters, in dem sich ja seine Kaufkraft ausdrückt, stieg indessen von 1899 bis 1919 nur um 4,2 v. H.

Von 1919 bis 1929 stieg die Produktivität des einzelnen Arbeiters um weitere 54 v. H., sein Reallohn nur um 36 v. H.

Mit anderen Worten: grob zusammengefaßt stieg in den ersten 30 Jahren unseres Jahrhunderts in den USA die produzierte Gütermenge, gemessen an der Produktivität des einzelnen Arbeiters, um 80 v. H. — die Kaufkraft aber,

gemessen an der Höhe des Reallohnes, nur um 40 v. H. Noch anders ausgedrückt: in der erwähnten Zeitspanne wuchs die Produktion doppelt so schnell wie die Konsumtion. Der Güterverbrauch wurde nur halb so schnell entwickelt wie die Güterherstellung.

Diese „Über“produktion hätte vermieden werden können, wenn die Arbeitszeit des einzelnen Arbeiters entsprechend seiner wachsenden Produktivität vermindert worden wäre. Dies ist nie radikal genug versucht worden: Von 1899 bis 1919 ermäßigte sich die wöchentliche Arbeitsstundenzahl eines amerikanischen Arbeiters um 7 Stunden (von 58 Stunden auf 51 Stunden pro Woche), d. h. nur um etwa 12 v. H. Von 1919 bis 1929 wurde die Arbeitszeit nur an wenigen Stellen der amerikanischen Wirtschaft bedeutend (5-Tage-Woche bei Ford z. B.) verkürzt, sie betrug im allgemeinen 1929 48 Stunden in der Woche, also eine weitere Verkürzung um nur 6 v. H.*

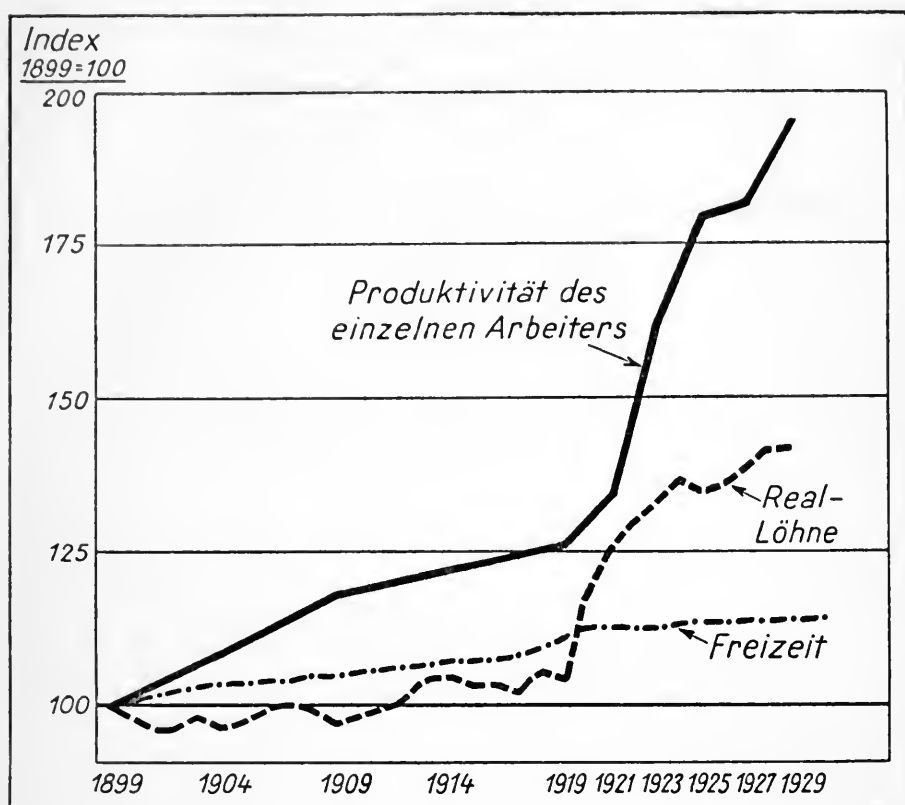
Die Steigerung der Produktivität des einzelnen Arbeiters bewirkte, daß eine Arbeit, die 1899 in der Woche 58 Stunden erforderte, 1919 schon in 43 Stunden vollbracht werden konnte, tatsächlich sank die Arbeitszeit nur von 58 auf 51 Stunden pro Woche.

Eine Arbeit, die 1919 noch 51 Stunden erforderte, konnte 1929 schon in 24 Stunden bewältigt werden; tatsächlich sank die Arbeitszeit aber nur von 51 auf 48 Stunden in der Woche.

Natürlich hätten die Arbeiter, wenn sie dieselbe Gütermenge verbrauchen sollten, für die 24 Stunden im Jahre 1929 ebensoviel Lohn erhalten müssen wie für die 51 Stunden im Jahre 1919, oder falls ihre Arbeitszeit nicht in diesem Umfange gesenkt wurde, hätten sie höhere Löhne bekommen müssen, um die steigende Menge der produzierten Güter durch steigende Kaufkraft auszugleichen. Nichts davon ist in dem erforderlichen Ausmaß geschehen. So kam es zu ungeheurer Überproduktion einerseits, zu ungeheurer

* Die hier mitgeteilten Zahlen und die Tabelle sind entnommen dem „Report of the Executive Council of the American Federation of Labor to the Fifty-First Annual Convention, Vancouver, B. C., October 5, 1931.“

Arbeitslosigkeit andererseits. — (Selbstverständlich finden alle diese hier als erforderlich hingestellten Maßnahmen ihre Grenze an der Rentabilität der einzelnen Betriebe, wenn der einzelne Unternehmer sich mit den Dingen befaßt. An der Schlüssigkeit der Forderungen wird jedoch hierdurch nichts geändert. Ist das Problem vom Privatunternehmertum her nicht zu lösen, so liegt hier der Fehler.)



Uausgeglichene Entwicklung

Die Reallöhne halten ebensowenig wie die Freizeit der Arbeiter mit ihrer Produktivität Schritt. Die Kluft zwischen Kaufkraft und Gütermenge wird schließlich unüberbrückbar groß. Die Arbeiter werden brotlos, und die Unternehmer bleiben auf riesigen Warenlagern sitzen und gehen bankrott.

Die Arbeiter wurden am steigenden Volkseinkommen nicht in dem Umfang beteiligt, der ihrer steigenden Produktivität entsprochen haben würde. Die Gewinne flossen überwiegend den Unternehmern zu, die sie wieder zu einer Steigerung der Produktion verwandten. Die Binsenweisheit,

daß steigende Produktion ebenso steigende Kaufkraft erfordert, setzte sich nicht durch. Heute hat sich diese Entwicklung selbst ad absurdum geführt: die Produktionsmittel wachsen, aber die Konsumenten sterben aus, womit langsam aber sicher auch die investierten Kapitalien, die „Vermögen“, sich allmählich in blauen Dunst auflösen. Die Schlange „ungebundene Wirtschaft“ beißt sich in den eigenen Schwanz und verschlingt sich selbst mangels schmackhafterer Speisen.

In den USA stieg das Einkommen von Leuten mit 5.000 Dollar oder mehr Jahreseinkommen von 1919 bis 1927 um durchschnittlich 2.151 Dollar jährlich an. Das Einkommen der Lohnempfänger stieg in der gleichen Zeit nur um 176 Dollar jährlich. Die Anzahl der Lohnempfänger verhielt sich 1927 zur Anzahl der Leute mit hohen Einkommen etwa wie 30 : 1. Während also das Einkommen von 3,2 v. H. der Bevölkerung um 43 v. H. jährlich stieg (zwischen 1919 und 1927), stieg das Einkommen der restlichen 96,8 v. H. nur um etwa 14 v. H.

1927 betrug das Durchschnittseinkommen der USA-Bürger mit 5.000 Dollar und mehr Jahresgehalt 15.388 Dollar; das Einkommen der dreißigmal zahlreicheren Lohnempfänger betrug 1927 im Durchschnitt nur 1.205 Dollar, also nur 7,8 v. H. von dem der anderen Gruppe.

Von 1919 bis 1927 stieg die Gesamtsumme der in den Vereinigten Staaten gezahlten Löhne um 9.855.000.000 Dollar jährlich. Das Einkommen von 900.000 amerikanischen Bürgern, die mehr als 5.000 Dollar pro Jahr versteuerten, stieg um 5.354.000.000 Dollar jährlich, d. h. die hohen Einkommen stiegen rund sechzehnmal schneller als die Gesamtsummen der gezahlten Löhne.

Während sich also in den Händen weniger mit reißender Geschwindigkeit anwachsende Kapitalien zusammenballten, sank die relative Kaufkraft der Massen.

Die hohen, aus Kapitalsanlagen stammenden Einkünfte erhöhten, wie schon angedeutet, kaum die Konsumtion, sondern wurden zur Erweiterung, Verbesserung und Beschleunigung der Produktion benutzt, anstatt, was allein

sinnvoll gewesen wäre, dazu verwandt zu werden, den Güterverbrauch so anzuspornen und zu finanzieren, daß er mit der steigenden Produktion hätte Schritt halten können. Der Abstand zwischen Produktionskraft und Kaufkraft wurde immer tiefer und unüberbrückbarer.

Schließlich konnte keine Industrie ihre Produktionsanlagen mehr voll ausnutzen, einerseits, weil die Produktionsanlagen mit den aus gewaltig anwachsenden Kapitalgewinnen stammenden Geldern übermäßig erweitert worden waren, andererseits, weil die Massen der Verbraucher durch Kurzarbeit und Erwerbslosigkeit dezimiert wurden.

Im Juni 1929, am Höhepunkt der Hochkonjunktur also, waren die Industrien der USA nicht annähernd voll beschäftigt, so sehr hatten sie ihre Anlagen erweitert. Die Baumwolle verarbeitende Industrie nutzte ihre Anlagen z. B. nur zu 60 v. H. aus, die Seidenspinnereien nur zu 63 v. H., Stahlverarbeitung zu 80 v. H., Rohstahlproduktion zu 62 v. H., Öltraffinerie zu 83 v. H., Packpapier zu 77 v. H., Zement zu 81 v. H., Lampen-Glas zu 46 v. H., Flaschen-Glas zu 82 v. H. Ebenso war es in allen andern Industriezweigen (Zahlen existieren nur für einige davon, von denen ein paar genannt wurden).

Die unzulängliche Ausnutzung der Produktionsanlagen — und damit schließt sich der Zirkel um die Krise — riß aber schließlich auch die Unternehmungen in den Strudel. Die hohen investierten Kapitalien konnten nicht mehr verzinst werden, da die Produktionsanlagen nicht ausgenutzt wurden. Die fixen Kosten der Amortisation und Verzinsung des aufgeblähten, rationalisierten Produktionsapparates fraßen Gewinne, Reserven, Kapitalien auf, und die Unternehmungen gingen serienweise bankrott.

Aus den für das erste Quartal 1932 vorliegenden Abschlüssen amerikanischer Aktiengesellschaften schält sich ein Bild schärfster Rentabilitätskrise heraus. Eine Zusammenstellung von 175 Industrieunternehmen ergibt abzüglich ausgewiesener Verluste für das erste Quartal 1932 einen Reingewinn von insgesamt 63 Mill. Dollar. In der gleichen

Periode des Vorjahres belief sich der Reingewinn derselben Unternehmen auf 174 Mill. Doll., im ersten Quartal 1930 auf 350 Mill. Doll. und im ersten Quartal 1929 auf 458 Mill. Doll. In diesem Jahre sind die industriellen Gewinne in den Vereinigten Staaten folglich im Vergleich zum Vorjahre weiter um durchschnittlich 64 v. H. gesunken und erreichten damit nur noch 14 v. H. der im Prosperitätsjahre 1929 erzielten Rekordgewinne. Etwas mehr als die Hälfte der berichtenden Gesellschaften hat im ersten Quartal dieses Jahres mit Verlust gearbeitet. Im Vorjahre waren es dagegen weniger als ein Drittel, im ersten Quartal 1930 rund 10 v. H. und im ersten Quartal 1929 nur 3 v. H. der Gesellschaften.



Ein gewaltiger Schrumpfungsprozeß setzt ein, der in früheren Zeiten durch den ihn begleitenden Preisverfall einen neuen Aufschwung hätte anregen können. Heute ist eine solche Hoffnung unbegründet: es entsteht nirgendwo mehr neue Kaufkraft, denn alte Märkte sind zerstört, neue nicht mehr zu finden, keine neue Erfindung ruft mehr neue Riesenindustrien ins Leben.

So liegt hinter uns ein Zeitalter rasender Eroberungen, vor uns eines pfleglicher Verwaltung des Eroberten. Was wir heute erleben, sind die Übergangsschwierigkeiten.



Es gab eine Zeit, in der es Mode war, den Zusammenbruch des russischen Systems für die nächste Zukunft vorauszusagen. Ich selbst habe in mancher Hinsicht auch zu diesen falschen Propheten gehört. Die Entwicklung Sowjet-Rußlands hat bisher alle Gerüchte von seinem baldigen Zusammenbruch Lügen gestraft, wenn auch wohl ein endgültiges Urteil über Erfolg oder Mißerfolg des russischen Versuchs noch nicht gesprochen ist.

An der Existenz des „Wirtschaftswunders“ Amerika hat bisher niemand zu zweifeln gewagt. Es kommt die Zeit — oder ist sie schon da? — in der man mit einem viel größeren

Recht, als dies bei Rußland der Fall war, von einem drohenden Zusammenbruch der USA sprechen wird. All die Kredit-Ausweitungen der amerikanischen Regierung haben nichts genützt (vergleiche die Bemerkungen auf Seite 199 bis 200). Arbeitslosigkeit, Bankrotte und Verelendung der Landbevölkerung wachsen wie eine mit immer größerer Schnelligkeit zu Tal rollende Lawine, ohne daß von seiten des Staates auch nur ein einziger wirklich konstruktiver Versuch unternommen wurde, der fortschreitenden Verelendung der Massen Einhalt zu bieten. Das Defizit des Staatshaushalts wächst; obwohl man sich zu Steuern in einem Ausmaß entschlossen hat, wie sie Amerika bisher niemals gekannt hat, wird das Defizit nicht gedeckt werden können. Außerdem verringern die neuen Steuern die Kaufkraft der Bevölkerung weiterhin um ein Beträchtliches. Die Haushalte der Gemeinden und Städte sind nicht mehr zu balancieren. Es wird nicht mehr lange dauern, und viele Städte werden ihre Beamten nicht mehr bezahlen können, auch solche, in deren Verwaltung nicht, wie z. B. in Chicago, schon seit Jahren ungeheuerliche Bestechungen und Unterschlagungen der „Politiker“ einen Ausgleich des Haushalts unmöglich gemacht haben. Die im Winter 1931/32 gesammelten Gelder zur Unterstützung der Arbeitslosen sind verbraucht. Wo neue hergenommen werden sollen, weiß kein Mensch.

Schon wird darüber diskutiert, ob nicht eine Abwertung des Dollars der kranken Wirtschaft wieder auf die Beine helfen würde. Wenn nicht alles täuscht, wird man diesen Weg im Verlauf des Jahres 1932 zu gehen versuchen. Eine solche Maßnahme wird vielleicht das Leben der Aktiengesellschaften noch eine Weile verlängern, die Leidtragenden werden auch hierbei, wie bisher und überall, die Lohn- und Gehaltsempfänger und die kleinen Sparer sein.

★

In und nach dem Weltkrieg haben die Vereinigten Staaten in ungeheurem Ausmaß Gelder ausgeliehen und sind zu Gläubigern der ganzen Welt geworden. Wenn sie Wert

darauf legten, die gegebenen Kredite wieder zurückzuerhalten, so hätten sie von den Schuldner-Ländern möglichst viele Waren kaufen müssen, an denen die Schuldner die Rückzahlungen hätten verdienen können. Die Vereinigten Staaten haben sich statt dessen nicht nur durch hohe Zölle gegen die Einfuhr fremdländischer Waren abgeschlossen, sondern außerdem noch die Ausfuhr ihrer eigenen Waren so stark wie möglich erhöht. Die Schuldner-Länder konnten sich zunächst nur dadurch retten, daß sie neue Anleihen aufnahmen, daß sie ihre eigenen Produkte zu Preisen, die unter den Selbstkosten lagen, auf dem Weltmarkt verschleuderten, daß sie sich gegen ausländische Wareneinfuhr ebenfalls durch ständig wachsende Zoll-Barrieren abriegelten. Man kann nicht in so ungeheurem Maße Geld verleihen — sei es nun unter dem Namen der Kriegsschulden oder der privaten Schulden — und gleichzeitig in so großem Umfang Waren verkaufen wollen, wie es die USA getan haben, ohne schließlich die ganze Welt in Unordnung zu bringen.

★

Das Riesengeflecht des Welthandels und der Weltwirtschaft zerreißt an allen Ecken und Enden, weil es die stetig wachsenden Zollmauern zwischen den einzelnen Ländern nicht mehr überspannen kann, und die Zollmauern rund um die einzelnen Länder mußten wachsen, wollten diese ihren Industrien wenigstens den Binnenmarkt erhalten. Doch auch diese Maßnahme verspricht nur sehr geringen Erfolg, weil die gewaltige Verbesserung der Produktionsmittel jedes der alten Industrieländer in verstärktem Maße auf die Ausfuhr anweist, obwohl auch diejenigen Länder, welche früher all ihre Fertigwaren einführen mußten, heute ebenfalls Industrien für ihren eigenen Bedarf hinter hohen Zollmauern entwickeln und entwickelt haben und, soweit sie dies nicht taten, aus politischen Gründen als Abnehmer für Industrie-Produkte ausfallen (Rußland, China, Indien).

In einer Zeit also, in welcher bewunderungswürdig entwickelte Anlagen der Erdausbeutung, der Technik und des

Verkehrs eigentlich die Errichtung eines Welt-Einheits-Reiches gestattet, zerfällt die Welt in eine Anzahl von stets sich mehr gegeneinander abschließenden Wirtschafts-Inseln, in welchen unter schweren Wehen ein Rückbildungs-Prozeß einsetzt.

Dieser schonungslose Zoll- und Handelskrieg aller gegen alle wird kaum zu einem Krieg mit Bomben und Granaten werden, denn auch Regimenter von Soldaten können aus stillstehenden Fabriken die Rückzahlung geliehener Gelder nicht herauspressen, können Millionen von Arbeitslosen nicht für Staatsschulden haftbar machen. So wird der schon heute mit Riesenschritten fortschreitende Prozeß des Zerfalls der Welt in eine Reihe von in sich abgeschlossenen Wirtschaftsbezirken — das Aufhören der Weltwirtschaft — nicht mehr aufzuhalten sein. Aus- und Einfuhr aller Staaten gehen ständig zurück, was einem Ablösen der einzelnen Volkswirtschaften voneinander gleichkommt. Ein paar Zahlen nur für die USA: Im April 1931 führten die USA für etwa 21 Millionen Dollar weniger aus als im März 1931 und für etwa 118 Millionen Dollar weniger als im April 1930. Die Einfuhr in die USA war im April 1931 um etwa 24 Millionen Dollar weniger als im März 1931 und um etwa 122 Millionen Dollar weniger als im April 1930. Der Gesamt-Import im April 1931 betrug überhaupt nur noch 187 Millionen Dollar.

Die amerikanische Außenhandelsbilanz für April 1932 weist nur noch einen Ausfuhrüberschuß von 9 Millionen Dollar auf (25 Millionen im März 1932, 30 Millionen Dollar im April 1931 und 26 Millionen Dollar im März des Jahres 1931).

Während sich der Wert der gesamten Wareneinfuhr im April 1932 nur um 4 Millionen Dollar niedriger als im März stellte, haben die Exporte um 20 Millionen Dollar gegen den Vormonat abgenommen. Es wurden im April 1932 Waren im Werte von 127 Millionen Dollar importiert gegen 131 Millionen Dollar im März, 187 Millionen Dollar im April des Jahres 1931 und 211 Millionen Dollar im März 1931.

Exportiert wurden im April 1932 für 136 Millionen Dollar (156 Millionen im März 1932, 217 Millionen im April 1931 und 237 Millionen Dollar im März 1931).



Es scheint, daß wir in Europa der Erkenntnis der rechten Gründe der Krise schon näher sind als die Leute in den Vereinigten Staaten. In Europa ist der Kapitalismus nie so tief in die Volkswirtschaft eingedrungen wie in Amerika. Keineswegs hat sich bei uns, wie dies Marx vorausgesagt hat, im Verlauf der Geschichte des Kapitalismus die Wirtschaft nur zu Riesenunternehmungen zusammengeschlossen. Unser Wirtschaftsleben umfaßt eine ganze Skala von verschiedenartigsten Wirtschaftsformen; es gibt genossenschaftliche Wirtschaft, Marktwirtschaft, es gibt Bauern-, Guts- und handwerkliche Betriebe, es gibt ganz- und halbstaatliche Unternehmungen, und es gibt schließlich auch die kapitalistische Unternehmung in ihrem eigentlichen Sinn. In den USA hat sich das kapitalistische System viel reiner und ausschließlicher durchgesetzt als in Europa; deshalb sind dort die Widerstände gegen Korrekturen des Systems größer als bei uns. Die Vorstellung von der Verantwortlichkeit des einzelnen für die Gesamtheit ist in den USA, der Heimat des konsequentesten Individualismus, erschreckend wenig entwickelt. Deshalb werden die USA sich viel schwerer zu einer Gesamtplanung der Volkswirtschaft entschließen können, weil diese von jedem einzelnen Opfer und Beschränkungen zugunsten der Gesamtheit verlangt. Das kapitalistische System zeichnet sich dadurch aus, daß schärfster Kalkulation und Planmäßigkeit innerhalb des einzelnen Betriebes in der Gesamtwirtschaft ein planloses Neben- und Gegeneinander der konkurrierenden Betriebe gegenübersteht, die unbekümmert um den allgemeinen volkswirtschaftlichen Sinn und Nutzen nur ihre Profitinteressen im Auge haben. Innerhalb einer Planwirtschaft brauchen Profitinteressen und individuelle Gewinn-Möglichkeiten keineswegs unmöglich zu werden, sie sind lediglich an die zweite Stelle gerückt. Sie

müssen sich einem, die gesamte Volkswirtschaft umfassenden Plan ein- und unterordnen (Sombart).

In den USA ist in einem viel höheren Maß als in Europa jeder das wert, was er leistet, soweit sich diese Leistung in Geldeswert ausdrücken läßt. Die Arbeitslosen sind nichts wert, da sie nichts leisten; aus dieser Anschauung ergibt sich folgerichtig, daß man eine Pflicht, sie zu unterhalten, nicht anerkennt, daß man ihnen nur Almosen zubilligt, soweit es eben noch Menschen gibt, die Almosen spenden wollen und können. Diese Auffassung ist richtig und konsequent, solange — die Arbeitslosen sich die permanente Hungerkur gefallen lassen.

Im Grunde genommen weiß in diesem ganzen riesigen großen Lande Amerika kein Mensch, was weiter werden soll. Ein Land, in dem die gesamte wirtschaftliche und politische Macht in den Händen einer dünnen Oberschicht von Industrie- und Finanzleuten liegt, ein Land, in dem der Dollar das Maß aller Dinge war und ist, muß schließlich versagen in einer Situation, in der kein anderer Ausweg mehr bleibt, als die kranken auf Kosten der gesunden Glieder des Staates zu erhalten. Die Kommunisten würden nie imstande sein, die mit reißender Geschwindigkeit anwachsende Armee der Enterbten zu radikalisieren. Aber eine Innenpolitik, welche aus der Not der Enterbten nicht die einzig möglichen Schlüsse zieht, wird schließlich das bewirken, was alle kommunistischen Agitatoren der Welt kaum je zustande gebracht hätten.

★

Mr. Ford meint — wie im vorigen Kapitel mitgeteilt —, daß höhere Löhne das Problem der Massenproduktion lösen und zu einer Erweiterung der Massenproduktion führen. Dies ist ein Trugschluß. Er sagt selbst, daß höhere Löhne nur möglich werden durch eine Verbesserung der Produktionsmethoden. Eine Verbesserung der Produktionsmethoden (d. h. die Einführung arbeitsparender Maschinen) bedeutet indessen eine Verringerung der Arbeiterzahl. Die noch Arbeitenden erhalten vielleicht höhere Löhne, vielleicht wird

auch das Produkt billiger, weil es in größerer Menge mit geringeren Kosten hergestellt werden kann, aber die Anzahl derjenigen, die noch Produkte kaufen können, nimmt viel schneller ab als die Preise sinken. Die arbeitssparenden Maschinen wurden nämlich nur in sehr engen Grenzen zur Ermäßigung der Preise oder zur Erhöhung der Reallöhne benutzt, wie weiter oben ausgeführt, sondern dienten besonders zu einer Erhöhung der Kapitalgewinne. Die Produktion zu erweitern, würde nur dann einen Sinn haben, wenn mehr Leute in den Produktionsprozeß eingeschaltet werden, um entsprechend der erhöhten Produktion zusätzliche Kaufkraft zu schaffen. Jede Verbesserung der Produktionsmethoden bedeutet heute fast regelmäßig das Gegenteil: es werden mehr und mehr Arbeitende ausgeschaltet, d. h. kaufunfähig. Jede Rationalisierung ohne entsprechende Preissenkung ist sinnlos; sie erhöht die Gütermenge und verringert die Kaufkraft. Bei gesenkten Preisen entsteht zusätzliche Kaufkraft, die die Absorption der freigesetzten Arbeitskräfte an anderen Stellen der Wirtschaft ermöglicht. Wenn allerdings, wie es vielfach geschehen ist, die Rationalisierung nicht einmal eine Senkung der Selbstkosten ermöglicht, also nur Arbeiter brotlos macht, ohne daß die Preise ermäßigt werden können, so wird die Rationalisierung und „Verbesserung“ der Produktionsmethoden zum Verbrechen. Allzuoft ist die Überlegung vernachlässigt worden, daß die Einführung arbeitssparender Maschinen nur dann rentabel für den Unternehmer ist, d. h. zu einer Senkung der Selbstkosten führt, die Preisermäßigungen ermöglicht, wenn Amortisation und Verzinsung des in den arbeitssparenden Maschinen investierten Kapitals billiger ist als der Lohn der ersparten Arbeitskräfte, und die Maschinen zu 100 v. H. ausgenutzt werden können — ist der Unternehmer dessen nicht sicher, so wird er an den hohen fixen Kosten zugrunde gehen.

Massenproduktion erfordert Massenabsatz, erfordert Massen von kaufkräftigen Verbrauchern. Massenproduktion bedeutet aber gleichzeitig Rationalisierung des Produktions-

ganges, d. h. ständige Verminderung der Arbeiterzahl, d. h. ständige Verengung des Massenabsatzes.

Selbst wenn die noch Arbeitenden um so viel mehr verdienen, als die Ausgeschalteten früher verdient haben, wären die entstehenden Schwierigkeiten keineswegs voll beseitigt; denn es ist nicht dasselbe, ob ein Mensch 9 Dollar verdient oder drei Menschen je 3 Dollar. Die drei Menschen werden die je 3 Dollar voll ausgeben müssen, um Waren zu kaufen, die 9 Dollar werden nicht voll ausgegeben, sondern gespart oder in steigendem Maße für Luxusartikel verwandt werden, die gerade nicht Massenprodukte sind.

★

Es wäre nun falsch, die Maschine, die Technisierung und Rationalisierung für die Verwirrung der Welt verantwortlich zu machen. Eine vollendet funktionierende Maschine, die die Arbeit des Menschen erleichtert oder gar überflüssig macht, kann ebensowenig an seinem Elend schuld sein wie ein Pflug, der in einer primitiven Wirtschaft die Arbeit der Hacke oder des Grabstockes übernimmt. Schuld ist immer nur die falsche Anwendung des neuen Mittels:

Alle Verbesserungen am Produktionsapparat wurden bisher nicht zur Verringerung der Arbeitszeit bei gleichbleibendem Lohn oder zur entsprechenden Erhöhung der Löhne oder zur entsprechenden Ermäßigung der Preise verwendet, sondern vorwiegend zur Erhöhung des Profits — wie weiter oben gezeigt. Die Folge war eine ungeheure Zusammenballung von Kapitalien in den Händen weniger und eine ungeheure Verelendung der durch die Maschine überflüssig gemachten Arbeiter. Doch die Konzentration des Kapitals wird bei fortschreitender Verarmung allmählich sinnlos, es fehlen die Käufer der durch das Kapital produzierten Güter. Die im Übermaß hergestellten Güter sind nicht abzusetzen, die Produktionsanlagen stehen still, und die in ihnen investierten Kapitalien fressen sich schließlich selbst auf.

2. WAS NUN ?

Der schöne Dampfer der Canadian Pacific, der mich im Vorfrühling 1932 von St. John an der Küste New Brunswicks nach Nord-Schottland heimwärts trug, war fast leer. So hatte ich nach der gedrängten Fülle der Gesichte und Erfahrungen Zeit und Ruhe genug, das Erlebte zu überschauen und zu ordnen. Vor allem quälte mich wie jeden Zeitgenossen die Frage, was uns aus der Sackgasse, in der sich die Welt verrannt hat, herausführen könnte. Damals auf See, weitab von der gelebten Wirklichkeit, schienen sich die wenigen möglichen Lösungen von selbst darzubieten. Wenn auch die gewachsene Realität stets wesentlich komplizierter ist als die verstandeskühle Theorie, so seien die damaligen Überlegungen als Anhang hier nachgetragen, vor allem auch, weil sie für die Beurteilung der Lage Deutschlands wichtig erscheinen.

Es gibt theoretisch offenbar nur zwei Wege, die aus der Wirrenis, in der sich die Wirtschaft befindet, herausführen. Der erste wäre der, den Kapitalismus von allen ihm nicht wesensgemäßen Bindungen zu befreien und zu einer vollkommen ungebundenen Wirtschaft zurückzuführen. Dies würde zur Voraussetzung haben, daß alle Völker der Erde sich an einen runden Tisch setzen und zu dem Entschluß kommen, sämtliche Zölle und Einfuhrkontingente aufzuheben, überall Freihandel wieder einzuführen, alle Kartelle, Syndikate, Preiskonventionen, Trusts zu verbieten und wieder den vollkommen unbeschränkten Konkurrenzkampf loszulassen. Solche Maßnahmen würden in allen Ländern der Erde zunächst ungeheure Verheerungen anrichten. Die gesamte deutsche Landwirtschaft würde zunächst bankrott gehen, weil sie mit den großen Weizenproduzenten nicht konkurrieren kann. Gewisse Industrien würden dafür einen ungeahnten Aufschwung erleben, Industrien anderer Länder, die sich künstlich hinter hohen Zollmauern entwickelt haben, würden in kürzester

Frist auf Nimmerwiedersehen vom Erdboden verschwinden. Doch es hat wenig Sinn, die Folgen einer solchen Maßnahme auszumalen: sie wird nie Wirklichkeit werden. (Überdies müßte einer „Wiederbefreiung“ des Kapitalismus ein internationales politisches Großreinmachen vorausgehen. Denn die wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen von heute haben zutiefst in vielen Fällen politische Ursachen. Deutschland und Frankreich vor allem müßten sich verständigen, der Versailler Vertrag und die Reparationen müßten revidiert werden, und zwar gründlich, Rußland müßte in die Weltwirtschaft voll eingeschaltet werden, die Vereinigten Staaten müßten die Schulden streichen, usw., usw.: alles Ziele, aufs innigste zu wünschen, aber alle weit im Felde noch, schöne, aber kaum realisierbare Hoffnungen!)

Der zweite Weg, der theoretisch möglich ist, besteht darin, mit der planlosen Produktion von Gütern Schluß zu machen; statt dessen in sich möglichst selbst genügsame Wirtschaftsbezirke zu bilden, innerhalb deren nach einem die Gesamtwirtschaft umfassenden Plan Produktion und Konsumtion in ein sinngemäßes Verhältnis zueinander gebracht werden. Eine solche geplante Wirtschaft wird je nach der sozialen, ethnischen und kulturellen Struktur eines Landes ganz verschieden aussehen müssen, sie wird von einer einzigen Stelle aus entworfen werden müssen, sie wird sowohl die Herstellung wie den Verbrauch sämtlicher umlaufenden Güter regulieren müssen, und sie wird schließlich in der Wahl der auf den einzelnen Wirtschaftsgebieten erforderlichen Wirtschaftsformen so vielgestaltig wie möglich sein müssen, um den Gefahren und Schäden der Planung nach russischem Muster, die das gesamte Wirtschaftsleben nach einem einzigen Schema gestalten will oder wollte, zu entgehen.

Eine solche Planwirtschaft braucht keineswegs die Brücken zum Ausland vollkommen abubrechen. Doch wird sie mit dem Ausland nur im Wege des Tauschhandels Geschäfte machen, ausländische Waren also nur gegen einen Warenüberfluß des Inlandes unmittelbar auswechseln (Versuche solcher Art werden von Stellen der Privat-

wirtschaft in Bremen und anderen Städten unternommen). Eine vollkommene Absperrung der Volkswirtschaft vom Ausland, die „absolute Autarkie“, ist weder wünschenswert noch in vieler Hinsicht überhaupt möglich (manche Rohstoffe!).

Weiterhin muß man sich darüber klar sein, daß ein Verzicht auf ausländische Produkte eine vollständige Umstellung der inländischen Produktion zur Folge haben würde, durch welche unsere Industrie ebenso schwer, vielleicht schwerer, mitgenommen würde als durch die gegenwärtige internationale Krise.

Einfuhr will ja gewöhnlich nicht den heimischen Produkten Konkurrenz machen, sondern vorwiegend die Eigenproduktion ergänzen. In den USA. zum Beispiel machen diejenigen Waren, deren Einfuhr eine Ergänzung der Eigenproduktion darstellt, 89,3 v. H. des Gesamtimports aus, während nur 10,7 v. H., der Rest, auf Produkte entfallen, die trotz verhältnismäßig großer Eigenerzeugung eingeführt werden, d. h. mit einheimischen Erzeugnissen in Wettbewerb treten.

Wünschenswert also erscheint theoretisch eine möglichst straffe Planwirtschaft, die — so wenig „autarkisch“ wie möglich — durch Tausch sich eine möglichst große Menge ausländischer Ergänzungsprodukte sichert, soweit diese das innere Wirtschafts-Gleichgewicht nicht gefährden.

★

Die Krise wird von denjenigen Staaten oder derjenigen Staaten-Gemeinschaft zuerst überwunden werden, welche sich auf dem Weg zur Planung der gesamten Wirtschaft nicht widerwillig voranstoßen läßt, sondern tapfer und konsequent zum Angriff übergeht.

★

(Das Buch wurde am 15. Mai 1932 abgeschlossen.)

L I T E R A T U R

1. Report of the Executive Council of the American Federation of Labor to the Fifty-First Annual Convention. Vancouver B.C. 5. X. 1931. Vancouver 1931
2. H. Dubreuil, Arbeiter in U. S. A.; Leipzig 1930
3. Carl Brinkmann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika; Leipzig 1924
4. Frank H. Simonds, Can Europe keep the Peace? New York 1931
5. Canada 1931, Dominion Bureau of Statistics; Ottawa Canada
6. Ludwell Denny, „We fight for Oil“; New York 1929
7. Tingsten, Amerikanische Demokratie; Breslau 1931
8. Jean Gachon, Wer macht die Außenpolitik der Vereinigten Staaten? Heidelberg 1930
9. Booker T. Washington, Up from Slavery; New York 1901
10. A. Wolfers, Amerikanische und deutsche Löhne; Berlin 1930
11. C. Calkins, Some Folks won't work; New York 1930
12. M. N. Work, Negro Year Book 1931—32; Tuskegee, Ala. 1932
13. Die Wirtschaftskurve; Frankfurt a. Main 1931
14. Report on Relief; The Chicago Urban League; Chicago 1930/31
15. Directors' Reports, Canadian Cooperative Wheat Producers Limited; Winnipeg/Man. 1927—31
16. Harpers Monthly Magazine; New York 1931/32
17. The Nation; New York 1930/32
18. The American Mercury; New York 1930/32
19. Magazine of Wallstreet; New York 1928/32
20. Standard Statistics; New York 1930/32
21. Abbott's Monthly; Chicago/Ill. 1931
22. The Cotton Trade Journal; New Orleans, La. 1931/32
23. The Oil Weekly; Houston, Tex. 1931/32
24. The New Republic; New York 1931/32
25. Labor Review; U.S. Department of Labor Statistics, Washington 1929/32
26. Harlan Miners speak; New York 1932
27. Annual Reports of Chrysler Corporation; Detroit 1925/32
28. W. Sombart, Die Zukunft des Kapitalismus; Berlin 1932

29. The Crisis; New York 1931/32
30. The Chicago Defender; Chicago, Ill. 1931/32
31. The Black Worker: The Negro and the Labor Movement; New York 1931
32. R. R. Moton, What the Negro thinks; New York 1929
33. Die Tat; Berlin 1931/32
34. Das Tagebuch; Berlin 1931/32
35. Fortune; New York 1932
36. Prof. Dr. Alfred Rühl, Zur Frage der Internationalen Arbeitsteilung. Sonderheft des Instituts für Konjunkturforschung. Berlin 1932
37. Die Agrarkrise in den Vereinigten Staaten. Doktor-Dissertation von Herbert John Burgman, Hokah, Minnesota USA, Freyhoffs Buchdruckerei, Nauen / Berlin 1932.



University of British Columbia Library

DUE DATE

[illegible]

FORM 310

622851

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY



3 9424 01983 6599

